Papstthum

Von

Dr. Ferdinand Philippi,
Großherz. Sächsisch. Hofrath

Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Vier und zwanzigster Theil.

Geschichte des Papstthums.

Siebentes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1829.

Geschichte

des

Papstthums

Von

Dr. Ferdinand Philippi,

Großherz. Sächsisch. Hofrath.

Siebentes Bändchen.

BIBLIOTHEK
DES
THEOL. SEMINARS

Dresden

P. G. Hilschersche Buchhandlung.

1829.

In 11255

Bayerische Staatsbibliothek München

VEND. BIBL. SEM. THEOL. HALENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

Auf den Tod des Sergius folgte eine Vacanz von funfzig Tagen, dann wurde Johannes VI. ein Grieche, am 28. October 701 geweiht *). Das orientalische Kaiserthum krankte schon seit längerer Zeit an einer politischen Abzehrung. Theophylaktus, der Exarch von Ravenna, begab sich auf Befehl des Kaisers Tiberius, der seinen Vorgänger Leontius vom Throne gestürzt hatte, aus Sicilien nach Rom; man weiß nicht genau, in welcher Absicht; wahrscheinlich wollte und sollte er die Bande der Ordnung und Zucht wieder herstellen, die von den Soldaten unter dem Pontificat des Sergius so sträflich aufgelöst worden waren. Daß Theophylaktus den Auftrag hatte, den gegenwärtigen Papst abzusetzen, wie Bower wissen will, läßt sich wenigstens aus dem thatsächlichen Hergange nicht erweisen. Die Soldaten Johannes VI. 701—705.

*) Ueber den Antritt seiner Regierung weichen die chronologischen Angaben bis auf einen geringen Unterschied ab.

mochten die Rache des Theophylaktus fürchten, auch waren sie dem Papste mehr ergeben, als dem griechischen Kaiser, sey es nun, daß die Besatzung Roms zum Theil aus Eingebornen bestand, oder sonstwie für das kirchliche Interesse gewonnen war. Die lockere Verbindung zwischen Rom und Konstantinopel begünstigte überhaupt die Willkür und nöthigte schon jetzt die Päpste, ihre Hauptstütze in sich selbst, und in kluger, thätiger Benutzung der Umstände zu suchen. Als die Soldaten sich gegen Theophylaktus erhoben, trat Johannes mit seinem Ansehn rettend ins Mittel; er ließ die Thore der Stadt verschließen und besänftigte die Empörer durch Abgeordnete aus der Mitte des römischen Clerus.

Die Obmacht der Longobarden drückte die schwachen Ueberbleibsel der griechischen Herrschaft immer tiefer darnieder; so verwüstete jetzt der longobardische Herzog Gisulf, der über Benevent herrschte, unaufgehalten die Gegenden Campaniens, und Rom wäre in seine Hände gefallen, ohne die kräftige Verwendung des Papstes, indem dieser jenem für die Gefangenen ein Lösegeld darreichte, und ihn durch friedliche Vorstellungen zum Rückzug bestimmte.

Der unruhige und anmaßende Wilfried, Erzbischof von York, eine Reihe von Jahren abgesetzt, und sogar aus dem Königreiche Northumberland verbannt, dann wieder auf seinen Stuhl zurückgerufen, erregte theils durch Ansprüche auf Erhöhung seiner Einkünfte, theils durch unerschütterliche Anhänglichkeit an die Grundsätze der römischen Hierarchie neue, unruhige Bewegungen. Die Stiftung der englischen Kirche durch Gre-

gor den Großen, oder dessen eifrige Mitwirkung bei ihrer Gründung, hatte selbe von dem leitenden Einflusse der Päpste abhängig gemacht; es zeigten sich im Schooße der christlich gewordenen Insel auch keine Spuren von Abneigung und Widerstand gegen dieses natürliche, und in vieler Hinsicht wohlthätige Verhältniß. Jede wesentliche, tiefer greifende Veränderung der neuen religiösen Gesellschaftsverfassung wurde der Bestimmung und Bestätigung des römischen Stuhles unterworfen, von dem die vorhandene Organisation ursprünglich ausgegangen war. So herrschte z. B. ein vollkommenes Einverständniß darüber, daß der mit dem Erzbisthum von Canterbury verknüpfte Primat der englischen Kirche von den Päpsten bewilligt werden müsse; zuweilen erschien sogar einer und der andere dieser Erzbischöfe in Rom, zum Empfang der päpstlichen Weihe; in gewissen Fällen baten sich die englischen Könige auch wohl selbst für Canterbury Erzbischöfe aus. Keiner der letztern versäumte es, die päpstliche Bestätigung seiner Primatsrechte nachzusuchen, welcher die Ertheilung des Palliums noch ein besonderes sichtbares Zeichen aufzudrücken pflegte *). Der in Rede stehende, theilweise Zwiespalt zwischen der römischen und englischen Kirche war eine schnell vorübergehende Erscheinung, die man mißdeutet, wenn man sie als einen offenen und förmlichen Bruch mit dem bisher anerkannten päpstlichen Supremat betrachtet, wie es häufig geschehen ist. Die Sache bleibt dieselbe, wenn auch statt des Su-

*) Plancks Gesch. der chr. Ges. Bd. 2, S. 705.

premats ein ermäßigter Ausdruck gewählt wird. Der Papst Agatho hatte sich schon früher für Wilfried zur Zeit seiner Absetzung verwendet; man wollte es dem Letztern damals in England als ein Vergehn anrechnen, daß er die römische Vermittelung aufgerufen, und zu dem Ende sogar eine Reise zu den Schwellen des Petrus unternommen habe; auch mußte er dafür bei seiner Rückkehr neun Monate in einem Gefängnisse büßen. Ein noch härteres Schicksal drohte ihm, als er auf einer im Jahre 702 zu Onestrefield versammelten Synode sich auf die erneuerten Verordnungen der Nachfolger Agatho's, Benedict II. und Sergius I. berief, die ebenfalls seine Wiedereinsetzung verlangt hatten. Er wurde nach beendigter Untersuchung mit dem Bann belegt, und Alfred, König von Northumberland, der dem Concil in Person beiwohnte, hatte in einem Anfall von tyrannischer Willkür nicht übel Lust, den Greis unverzüglich aus dem Wege zu räumen *). Wilfried fand Sicherheit und liebevolle Aufnahme bei Ethelred, dem Könige von Mercia und trat von hier aus, siebenzig Jahr alt, seine Reise nach Rom an, wo er sich dem gegenwärtigen Papste zu Füßen warf mit den Worten: „Weil ich in meinem Vaterlande verfolgt werde, so habe ich meine Zuflucht zum Schutz des apostolischen Stuhles genommen, als zu dem Schooße einer zärtlichen Mutter. Ich bin nicht gekommen, Andere zu ver-

*) „Si praecipis pater“ — so sprach er zum Erzbischof von Canterbury, der schwerlich gegen Wilfried von Regungen der gekränkten Eifersucht frei war — „opprimam eum per violentiam.“

klagen, sondern mich selbst zu vertheidigen. Daher bitte ich Ew. Heiligkeit, die Untersuchung meiner Sache zu übernehmen. Denn das Urtheil Ew. Heiligkeit fordre ich auf, und bin fest entschlossen, mich bei demselben zu beruhigen." Johannes beschäftigte sich unter Zuziehung eines Concils vier Monate hindurch mit dieser Streitsache, in die sich wahrscheinlich von jeder Seite leidenschaftliches Interesse einmischte, sprach hierauf Wilfried von den obschwebenden Anklagen frei, empfahl den englischen Bischöfen friedliche Ausgleichung und lud sie ein, wenn diese scheitern sollte, Abgeordnete nach Rom zu schicken, um hier redlich im Wege einer gemeinsamen Verhandlung den langwierigen Zwist zu schlichten. Wilfried, eingedenk früherer Mißhandlungen, entschloß sich nur erst auf die dringenden Vorstellungen des Papstes zur Rückkehr nach England, wo der Erzbischof von Canterbury sich ihm jetzt sichtbar näherte, der König Alfred dagegen laut erklärte: Was meine Vorfahren und der Erzbischof ehedem beschlossen haben, das werde ich nimmermehr abändern, oder durch Briefe hintertreiben lassen, die man Briefe des apostolischen Stuhls nennt. Die Willensmeinung eines Königs, der in Augenblikken einer übermüthigen Selbstvergessenheit bereit war, alle Gesetze der Ordnung und Sitte mit Füßen zu treten, kann unmöglich zu einer sichern Richtschnur dienen, um nach ihr den verfassungsmäßigen Zustand der englischen Kirche zu beurtheilen; auch nahm Alfred später auf seinem Sterbelager, reumüthig bis zur Verzweiflung, jene rasche Aeußerung wieder zurück, gelobte im Falle der Genesung Wilfried's Wiederanstellung und

vollkommene Entschädigung, und als er sich dem Tode nahe fühlte, legte er die pünktliche und schnelle Erfüllung des geleisteten Versprechens seiner Umgebung ausdrücklich ans Herz. Unter dem nachfolgenden Könige trat zugleich zu Gunsten Wilfried's eine merkliche Veränderung der Gesinnungen ein; dieser wurde zwar nicht wieder als Erzbischof von York eingesetzt, erhielt aber doch ein Bisthum, und zugleich den Genuß der Einkünfte aus der Abtei Rippon, die er schon früher angesprochen hatte *). So endete dieser beinahe vierzigjährige Kampf auf keiner Seite mit einem vollständigen Siege, wiewohl Wilfried, wenn man die angeführten Zugeständnisse erwägt, den größern Vortheil davon getragen zu haben scheint. Das letzte Ergebniß geht darauf hinaus, daß die englische Kirche trotz ihrer einzelnen schwankenden Gegenbewegungen im festen Verbande mit der römischen beharrte, und in den Entscheidungen derselben eine höhere Instanz fügsam verehrte. Johannes VI. starb noch vor der Wiederkehr des kirchlichen Friedens; sein Tod soll am 9. Januar des Jahres 705 erfolgt seyn.

Joh. VII. 705—707. Johannes VII., ebenfalls ein Grieche, wurde nach einer Vacanz von einem Monat und 19—20 Tagen zum römischen Papste geweiht und zwar am 1. März 705. Justinian II. hatte, unterstützt von den Bulgaren und den leicht beweglichen Bewohnern der Hauptstadt seine Ver-

*) So erzählt Bower, dem indessen hier, wie an mehrern Orten, nicht ganz zu trauen ist. Planck spricht im Allgemeinen und zwar mit Sicherheit von der feierlichen Wiedereinsetzung Wilfried's.

bannung wieder mit dem griechischen Thron vertauscht, den dieses Ungeheuer von neuem durch die entsetzlichsten Unthaten befleckte *). Justinian schickte zwei Metropoliten nach Rom, und ließ durch diese den Papst ersuchen, daß er im Wege einer öffentlichen Verhandlung diejenigen Beschlüsse des trullanischen Concils bezeichnen möge, die er zu bestätigen oder zu verwerfen geneigt sey. Da der Kaiser auf diesen Antrag kein geringes Gewicht zu legen schien, eine offene Entscheidung leicht dessen Unwillen und Rache erregen konnte, und das besagte Concil den römischen Satzungen in mehrern Punkten widersprach: so gerieth der furchtsame Johannes in die bitterste Verlegenheit. Er wählte den Ausweg einer schwachen gewöhnlichen Seele, indem er jede Erklärung vermied.

Anastasius, Bibliothekarius, der leichtgläubige Lobredner der Päpste, und Paulus Diaconus, der patriotische Geschichtschreiber der Longobarden, erzählen, daß Aribert, einer ihrer Könige, dem rö-

*) Als er von dem Orte seiner Verbannung übers schwarze Meer nach der bulgarischen Küste fuhr, und er jeden Augenblick von der Wuth des Sturmes den Untergang seines Schiffes befürchten mußte, ermahnte ihn einer seiner Begleiter, durch die Angelobung einer allgemeinen Verzeihung, bei der steigenden Gefahr, den göttlichen Beistand herbei zu rufen. „Mögen diese Wellen mich verschlingen" — erwiederte Justinian mit teuflischem Trotz, — „wenn ich Einen meiner Feinde begnadige." Der Kaiser Tiberius wurde sogleich auf Befehl des Tyrannen unter den ausgesuchtesten Beschimpfungen und Martern hingerichtet, mit ihm auch der bisher gefangen gehaltene Leontius. Gibbon, Vol. 8. p. 329.

mischen Stuhle, die demselben seit längerer Zeit entrissene Provinz der cottischen Alpen zurückgegeben, und über diese Verzichtleistung eine Urkunde in goldner Schrift ausgestellt habe. Jene Provinz erstreckte sich ungefähr über das Gebiet von Genua und einen Theil von Mailand und Piemont. Die mitgetheilte Nachricht ist mehr als verdächtig; weder in der frühern noch spätern Zeit läßt sich jener Landstrich als ein anerkanntes Eigenthum der römischen Kirche nachweisen; auch ist nicht wohl begreiflich, wie sie in den Besitz desselben gekommen seyn könnte. Wahrscheinlich sind unter den Patrimonien der cottischen Alpen bloß verschiedene Schenkungen und Güter zu verstehen, welche der apostolische Stuhl theils im Namen des Petrus empfangen, theils durch Kauf erworben hatte; sie mögen von den Longobarden der päpstlichen Herrschaft entzogen, und jetzt derselben wieder einverleibt worden seyn. Nach der Angabe des Anastasius Bibliothekarius stand Johannes **VII.** seiner Kirche 2 Jahr 7 Monate und **17** Tage vor; sein Tod wäre mithin anf den **17.** October des Jahres 707 festzusetzen.

Sisinnius 708. Ihm folgte nach einer dreimonatlichen Vacanz Sisinnius, ein Syrer, in einem solchen Zustande podagrischer Lähmung, daß er seine Ordination nur 20 Tage überlebte. Die Kürze seiner Regierung hinderte ihn nicht, an die Wiederherstellung der Mauern Roms zu denken. Es ist Uebereilung, wenn man diese löbliche Fürsorge als das Zeichen einer feststehenden weltlichen Herrschaft über Rom auszulegen sucht; es möchte aber auch Befangenheit verrathen, wenn man soweit gehen wollte, den Päpsten dieser Zeit jeden nähern Ein=

fluß auf die bürgerliche Ordnung Roms abzusprechen. Anastasius Bibliothekarius rühmt den festen entschiedenen Willen des Sisinnius; er mag eine von den seltenen Naturen gewesen seyn, welche die Gebrechlichkeit des Körpers durch die Stärke des Willens zu überwinden wissen.

An die Stelle des verstorbenen Sisinnius trat Constantinus, auch ein Syrer wie jener; nach dem Berichte des Anastasius läßt sich der 25. März des Jahres 708, als Tag seiner Ordination annehmen. Die Fürsten aus dem Hause des Heraclius hatten sich von jeher mit ungemeinem, oft übertriebenem und schädlichem Eifer in die kirchlichen Angelegenheiten gemischt; Justinianus glich kaum einem Menschen, vielweniger einem Christen, dennoch trachtete auch dieser Wütherich nach dem Ruhm und Heil der Orthodoxie. Er ließ an den gegenwärtigen Papst eine Aufforderung ergehn, die vielleicht ein Befehl zu nennen war, wenn sie auch nicht die äußere Form desselben trug, denn sie war in einem sehr ehrerbietigen, schmeichelhaften Ton abgefaßt. Vermöge derselben sollte sich Constantin unverzüglich nach Konstantinopel begeben, wahrscheinlich deshalb, um durch das Gewicht seiner Gegenwart und Stimme, die aus dem trullanischen Concil hervorgegangenen Streitigkeiten beilegen zu helfen. Der Papst empfing auf seiner Reise alle Auszeichnungen, die man dem Kaiser zu erweisen pflegte, und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Tiberius, des Letztern Sohn; die Großen des Reichs, der Patriarch mit dem gesammten Clerus und einer zahlreichen Volksmasse begrüßten den Papst bereits, als er noch mehrere Meilen von der Hauptstadt

Constantinus 708—715.

entfernt war. Sein Einzug war der eines Triumphators. Der Kaiser lud ihn hierauf unter schriftlichen Danksagungen wegen seiner Ankunft zu sich nach Nicän ein, fiel hier mit der Krone auf dem Haupte (cum regno in capite) vor ihm nieder, und küßte ihm die Füße; dann umarmten sie sich beide zur großen erbaulichen Freude der versammelten Menge. Der Fußkuß darf nicht zu streng nach den Begriffen unserer Zeit genommen werden, er sollte allerdings das höchste Maaß ehrfurchtsvoller Huldigung ausdrücken; indessen liebte das Mittelalter überhaupt dergleichen scharf und sinnlich ausgeprägte Ehrenbezeigungen, und milderte den derben materiellen Gehalt derselben durch die eingelegte geistige Bedeutsamkeit. Kaisern die Füße zu küssen, war schon früher nichts Ungewöhnliches; daß sich Justinian sogar als Kaiser diesem Dienste der Demüthigung unterwarf, bezeichnet den merklichen Fortschritt des päpstlichen Ansehns, wiewohl man auf jenen Fußkuß auch nicht zu viel geben darf, denn ein Despot, wie Justinian, der überhaupt keine Menschenwürde achtete, konnte sie unmöglich in sich selbst auf die rechte Weise bewahren; fügte sich doch später sogar der großsinnige Barbarossa aus Achtung für das Herkommen diesem beschwerlichen Ceremoniel. Justinian empfing aus den Händen des Papstes das Abendmahl, bat um dessen Fürbitte zur Vergebung seiner Sünden, und bestätigte die bisherigen Gerechtsame der römischen Kirche von neuem. Der eigentliche Gegenstand der Verhandlungen zwischen Justinian und Constantin ist nicht mit Gewißheit auszumachen; er betraf allem Anschein nach das trullanische Concil, welches der Papst,

wie man nicht ohne Grund vermuthet, in soweit annahm, als es mit der römischen Weise verträglich war.

Noch vor dem Antritt seiner Reise war Constantin von Justinian kräftig gegen den Erzbischof von Ravenna unterstützt worden, welcher Letztere, obwohl ordinirt von dem Papste, bald darauf den angelobten Gehorsam unter Mitwirkung des Volks gebrochen hatte. Ueber den genauern Hergang der Sache mangeln genügende Aufklärungen.

Im Jahre 711 verlor Justinian gegen den General Philippicus Bardanes Thron und Leben, und beschloß die Reihe der Kaiser aus der Familie des Heraclius; auch sein Sohn Tiberius kam bei dem gewaltsamen Regierungswechsel um. Sein Nachfolger Philippicus, ein Freund der Monotheleten, wollte dieser Glaubenspartei nicht bloß im Orient, sondern auch in Rom die Oberhand verschaffen, fand aber an Constantin einen entschiedenen Widersacher. Die aufgeregten Römer stellten, in vollkommener Uebereinstimmung mit den Gesinnungen und Grundsätzen ihres geistlichen Oberhaupts, ein Gemälde von allen sechs ökumenischen Synoden in der Peterskirche auf, und legten dadurch das lauteste Bekenntniß ihrer unerschütterlichen Orthodoxie ab, indem sie solchergestalt zugleich mittelbar das Verdammungsurtheil über die Ketzerei der Monotheleten aussprachen; sie warfen das Bildniß des Kaisers aus den Kirchen und wollten nicht zugeben, daß seines Namens beim Gottesdienste gedacht werde. Christophorus, ein strenger Verfechter des doppelten Willens, war von Justinian II. zum Patricius oder Herzoge von Rom, mit einem Wort,

zum ersten bürgerlichen Gewaltträger ernannt worden. Ihn sollte auf Befehl des gegenwärtigen Kaisers, der nur Monotheleten in öffentlichen Aemtern dulden wollte, Petrus ersetzen oder vielmehr verdrängen, das römische Volk nahm aber für Christophorus Partei; es kam darüber zwischen ihm und seinem Gegner zu blutigen Auftritten, die nur erst gestillt wurden, als Constantinus einige Priester mit Evangelienbüchern und Kreuzen unter die Kämpfenden sandte, worauf sich die Anhänger des Christophorus, aus Achtung für die friedlichen Vorschriften des Christenthums, zurückzogen. Um diese Zeit kehrte auch Felix, Erzbischof von Ravenna, nach vorhergegangenem Geständniß seines Unrechts, wieder auf seinen Sitz zurück; er war von Justinian nach Pontus verwiesen und auf dessen Befehl geblendet worden, eine Strafe, die damals zur Tagesordnung gehörte. Seitdem wagten die Erzbischöfe von Ravenna *) bis zum Anfange des 11. Jahrhunderts keinen Versuch wieder, ihre Unabhängigkeit gegen die päpstliche Herrschaft zu behaupten.

Philippicus, der Emporkömmling, war den schwierigen Forderungen der Zeit auf keine Weise gewachsen; er vergeudete in kostbaren, raschen Lebensgenüssen den wohlgefüllten öffentlichen Schatz, den Nachlaß des raubgierigen Pressers Justinian. Die glänzende Feier seines Geburtstags, durch welche er sich die Bewohner der Hauptstadt fester verbinden wollte, beschleunigte wahrscheinlich seinen Sturz. Er bewirthete bei dieser Gelegenheit das Volk mit den Wettspielen des Hippodrom,

---

*) Bower's Gesch. der Päpste 4. Th., S. 234.

zog dann unter Fahnen und Trompeten durch die Straßen, nahm ein Bad und begab sich in seinen Palast, wo ihn, umgeben von seinen Großen das herrlichste Gastmahl erwartete. Berauscht von Wein und Schmeichelei sank er in die Arme des Schlafs, aus dem er bald darauf furchtbar geweckt wurde. Mehrere Verschworne, verführt von dem Glücke des Philippicus, benutzten die geräuschvolle Unordnung des Festes, drangen in das Zimmer des Kaisers, der gebunden, geblendet und abgesetzt war, ehe er noch den ganzen Umfang der Gefahr überschauen konnte. Senat und Volk wandten sich mit Abscheu von den Verräthern ab; sie erhoben durch freie Wahl den Artemius von der Stelle eines Geheimschreibers auf den Thron, welchen er unter dem Namen Anastasius des zweiten einnahm und durch seine löblichen Eigenschaften auch verdiente. Anastasius bekannte und beförderte die Reinheit der Lehre auf alle Weise, reichte dem Papste Constantin die Hand der Eintracht zum Zeichen seiner Rechtgläubigkeit, wogegen dieser seinerseits einen Geschäftsträger nach Konstantinopel sandte. Der schon früher erwähnte Petrus erhielt jetzt als Herzog oder Patricius von Rom, im Auftrage des Kaisers, die Leitung der bürgerlichen Angelegenheiten. Unter der frohen Aussicht auf eine glücklichere Zeit starb Constantinus, gesegnet von den Armen, deren Wohlthäter er gewesen war, am 8. April des Jahres 715.

Die häufigen Erschütterungen des griechischen Throns, begleitet von den Greuelscenen losgelassener Willkür, drückten das kaiserliche Ansehn, das jetzt nicht mehr an eine bestimmte Familie gebun-

den war, immer tiefer herab. Die Folgen dieser Schwächung theilten sich dem Staate nach allen Seiten mit und reichten bis nach Rom, wo der Geist der Selbstständigkeit, begünstigt von den Zeitumständen, immer merklichere Fortschritte machte. Wenn auch der Papst neben dem Herzoge oder Patricius von Rom in Absicht auf weltliche Macht zurückstand, so blieb ihm dessen ungeachtet bei der fortdauernden Ohnmacht des Exarchen, welche sich auch bis auf den Patricius von Rom fortpflanzte, von mehrern Seiten eine gelegentliche Mitwirkung übrig; was ihr an bestimmter Rechtmäßigkeit abging, ersetzte reichlich die Giltigkeit des allmählig gebildeten Herkommens. Die beistimmende Theilnahme der römischen Einwohner legte zu Gunsten des Papstes kein geringes Gewicht in die Wagschale. Der Patricius, welcher nicht immer mit Sicherheit auf den Beistand seiner bewaffneten Mannschaft zählen durfte, seitdem sie sich immer mehr daran gewöhnte, dem Interesse der Kirche zu dienen, war mithin nicht im Stande, die Um- und Eingriffe des geistlichen Herrschers mit Nachdruck in die naturgemäßen Schranken zurückzuweisen; auch hatte er von den letztern gewiß nur dunkle Begriffe. Das steigende Ansehn der römischen Orthodoxie, welches bisher aus allen bedeutenden Kämpfen siegreich hervorgegangen war, zog auch um den politischen Dilettantismus der Päpste einen mystischen Kreis, innerhalb dessen der Hierophant sich freier bewegen mochte. Die Tiare deckte mit geheimen Zauber den wachsenden Scepter. So bereiteten sich still die Veränderungen vor, welche unter dem Nachfolger Constantins zum vollen Ausbruch kamen.

Gregor II., ein Römer, gewählt und geweiht am 19. Mai des Jahres 715, erzogen im lateranischen Palast unter den Augen des Papstes Sergius, hatte während seines Subdiaconats die Aufsicht über die Kirchenbibliothek geführt, war dann zum Diaconus emporgestiegen, und in dieser Eigenschaft ein Reisegefährte seines Vorgängers Constantinus gewesen. Anastasius schildert ihn als einen frommen, unterrichteten, beredten und in Vertheidigung der kirchlichen Lehre und Gerechtsame standhaften Mann. Mit der Religion mag er es nach seiner Ueberzeugung ernst gemeint haben; für den apostolischen Stuhl hat er durch seine geschickte und kräftige Verwaltung den Grund zu einer neuen Periode der Macht gelegt; seine Kenntnisse, nur nicht eben die historischen, waren für den damaligen Gesichtskreis vielleicht mehr als gewöhnlich, wie er denn auch während seines Aufenthalts am griechischen Hofe in der Sache des trullanischen Concils rühmliche Proben von geistiger Gewandtheit ablegte; was hingegen seine Beredtsamkeit betrifft, so bestand ihre Stärke, nach seinen Briefen zu urtheilen, keineswegs in attischer Feinheit, sondern sank vielmehr häufig zur rohen Heftigkeit herab. Gregorius II. 715–732.

Der Kaiser Anastasius II. mußte nach einer etwa dreijährigen Regierung Theodosius III. Platz machen; er entging der Blendung nur mit genauer Noth durch eine freiwillige Abdankung. Die Umwälzungen am griechischen Hofe folgten sich jetzt so schnell, daß sie durch ihren einförmigen Wechsel die Aufmerksamkeit ermüden. In der Glaubensgemeinschaft der griechischen und römischen Kirche brachte die Thronbesteigung des Theodosius

keine Veränderung hervor; Johannes, Patriarch von Konstantinopel, dem Germanus folgte, bekräftigte öffentlich mit Gregor den Bund der Eintracht.

Nachdem der Papst gleich beim Antritte seiner Regierung die Mauern Roms hatte befestigen lassen, fand er bald darauf Gelegenheit, seine Sorge für den ungeschmälerten Fortbestand der Kirche auch auf einem entferntern Punkte zu entwickeln. —

Die eroberungssüchtigen Longobarden, durch die Schwäche der griechischen Herrschaft je länger je mehr zu Gewaltthätigkeiten aufgereizt, hatten unter dem Herzoge von Benevent (715) Cumä an sich gerissen, in welcher Gegend beträchtliche Erbgüter des Petrus lagen, jetzt eine Beute der räuberischen Sieger, die von hier aus für Rom immer gefährlichere Nachbarn wurden. Gregor sparte weder Vorstellungen noch Geld, um die Longobarden zur Uebergabe des wichtigen Platzes zu bewegen. Da alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, so wandte er sich hilfesuchend an Sergius, den Herzog von Neapel, und brachte diesen durch die Verabreichung von 70 Pfund Gold in die Waffen. Sergius eroberte Cumä in einem plötzlichen Ueberfall, und stellte es nach voraufgegangener schweren Rache dem überwundenen Feinde der römischen Kirche wieder zurück. Mit gleichem Erfolge verwendete sich Gregor bei dem longobardischen Könige Luitprand, welcher Miene machte, die Besitzungen des apostolischen Stuhles in den cottischen Alpen einzuziehn.

Der Kaiser Theodosius wich im Gefühl seiner Schwäche, das ihm besonders der furchtbare An=

drang der Sarazenen abnöthigte, dem leuchtenden Glücksstern des Feldherrn Leo, und beschloß seine Tage unter Uebungen der Gottseligkeit in einem Kloster zu Ephesus. Bei herannahendem Tode wählte er sich als Grabschrift das inhaltschwere Wort „Gesundheit", indem er wie der sterbende Socrates, welcher dem Aesculap einen Hahn opfern hieß, darauf hindeutete, daß der Tod der Durchgang zu einer Genesung von allen irdischen Gebrechen und Uebeln ist. Auch sein Vorgänger Anastasius hatte sich in eine geheiligte Einsamkeit zurückgezogen, aber dem verbrecherischen Streben nach Wiedererlangung der niedergelegten Krone nicht widerstehn können und war bei diesem unglücklichen Versuche umgekommen. Leo, der gegenwärtige Kaiser, ein Isaurier von der dunkelsten Herkunft, verdankte seine Erhebung dem Dienste der Waffen, in welchem er sich durch Tapferkeit, gefälliges Wesen, Schönheit des Aeussern und andere ausgezeichnete Vorzüge nach und nach aus den untersten Reihen der Krieger an die Spitze des Heeres aufgeschwungen hatte. In dieser Eigenschaft rief ihn der allgemeine Wunsch unter den größten Erwartungen von den Gränzen Syriens, wo er gegen die Sarazenen stritt, auf den erledigten Thron. Seine Ankunft war für Konstantinopel ein Fest der lautesten Freude. Leo begründete eine neue Dynastie, und ist als Ahnherr derselben von den Geschichtschreibern der Mit- und Nachwelt unter den Einflüssen des Parteigeistes in einem sehr verschiednen Lichte dargestellt worden. Gibbon's anerkennendes Urtheil dürfte der Wahrheit am nächsten kommen; er sieht in der freien einmüthigen Erhebung Leos,

aus der Mitte der plebejischen Menge, unter so vielen eifersüchtigen Mitbewerbern und in der kräftigen Thätigkeit, womit er gegen innere und äussere Feinde auftrat, die thatsächliche Bürgschaft eines seltenen Werths. Bald werden wir diesen Kaiser in den Kampf folgen, den er mit der religiösen Ueberzeugung der Zeitgenossen begann, und welchen er seiner Familie als ein höchst gefährliches Erbtheil hinterließ.

Das erste Concil, dem Gregor vorsaß, war hauptsächlich gegen die Ungiltigkeit gewisser Ehen gerichtet; es verbot insonderheit das Heirathen solcher Frauen, denen die Priester und Diakonen vermöge ihres erlangten kirchlichen Grades hatten entsagen müssen.

Im Jahr 718 langte der unermüdete Heidenbekehrer Winfried, dessen Lebensabriß bereits mitgetheilt worden ist, mit mehrern Begleitern in Rom an, erflehte in der Peterskirche Vergebung seiner Sünden, brachte Geschenke dar, und wurde von Gregor mit allen Merkmalen freundschaftlicher Begünstigung aufgenommen. Der Papst erkannte, welch ein treffliches Rüstzeug derselbe bisher für die Verbreitung des katholischen Glaubens gewesen war, und wie viel Gutes und Großes er auch künftighin von dessen geistlicher Wirksamkeit zu erwarten habe; er bevollmächtigte ihn daher ausdrücklich als Glaubensboten, verlieh ihm, wenn auch nicht gerade in bestimmter Form, doch dem Wesen nach den Charakter seines Legaten *),

*) Plank's Geschichte der chr. kirchl. Gesch., Band 2. S. 719.

schärfte ihm die treueste Folgsamkeit gegen die Lehre und Praxis der römischen Kirche ein, empfahl ihm strenge Demuth gegen dieselbe als das gottgefälligste Mittel, den glücklichen Eroberungen im Reiche der geoffenbarten Wahrheit Dauer und Einheit zu geben, und theilte ihm vielleicht schon jetzt einige nähere Regeln des Verhaltens mit, wiewohl die schriftlichen dafür angeführten Proben einer spätern Zeit anzugehören scheinen.

Im Jahre 723 kehrte Winfried auf die Einladung Gregors von seiner Sendung an die deutschen Völker wieder nach Rom zurück, überreichte hier sein Glaubensbekenntniß, empfing von dem Papste außer verdienten Lobsprüchen Beweise der größten Auszeichnung, die Weihung zum Bischof der gestifteten Gemeine und den Namen Bonifacius, welcher den Zeitgenossen laut den vielfachen Segen seines Berufs verkündigen sollte. Bei dieser Gelegenheit forderte ihn Gregor zugleich auf, der römischen Kirche den Eid eines unverbrüchlichen Gehorsams zu leisten. Er lautet, wie folgt: „Im Namen unsers Herrn und Heilandes Jesus Christus, im siebenten Jahre der Regierung unsers gottseligen Kaisers Leo, im vierten seines Sohnes Konstantin und in der siebenten Indiktion verspreche ich, Bonifacius, aus Gottes Gnaden Bischof, dir dem seligen Petrus, Fürsten der Apostel und seinem Verweser, dem gebenedeiten Vater (Papa) Gregorius, auch dessen Nachfolgern, unter Anrufung der untheilbaren Dreieinigkeit des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und bei diesem deinem allerheiligsten Leichnam, daß ich unter Gottes Beistand die Reinheit und Einigkeit des heiligen katholischen Glaubens, be-

wahren und aufs äußerste vertheidigen und in Nichts einwilligen will, was beiden zuwider ist; daß ich in allen Dingen das Wohl deiner Kirche vor Augen haben und dir gehorsamen will, dem die Macht zu binden und zu lösen ertheilt worden ist. Das Gleiche sage ich auch deinem gegenwärtigen Verweser und dessen Nachfolgern zu. Sollte ich erfahren, daß einige Bischöfe den alten Vorschriften der heiligen Väter zuwider handeln, so will ich keine Gemeinschaft oder Verbindung mit ihnen unterhalten, sondern vielmehr, wenn ich ihnen wehren kann, wehren, wo nicht, es treulich meinem apostolischen Herrn melden. Wenn ich, welches fern von mir sey, irgend etwas wider mein Versprechen, entweder aus freiem Vorsatz oder gelegentlich zu thun versuchen sollte, so will ich in dem ewigen Gerichte schuldig befunden werden, und mir die Strafe des Aennas und der Saphirn zuziehen, welche dich auch über ihre eignen Güter zu betrügen und zu belügen gewagt haben. Diese Abfassung des Eides habe ich, Bonifacius, ein geringer Bischof, mit eigner Hand geschrieben, und nachdem derselbe auf deinen allerheiligsten, obenerwähnten Leichnam gelegt worden, den Eid vor Gott als Zeugen und Richter geschworen, welchen ich auch zu halten verspreche."

Ueber den eben angeführten Eid des Bonifacius ist in einem sehr entgegengesetzten Sinne geurtheilt worden; einige Schriftsteller erklären die Abforderung desselben für eine päpstliche Anmaßung, andere haben dagegen das Verhalten Gregors ganz natürlich gefunden. Um der Entscheidung der Leser nicht in der unanständigen Form eines grundlosen Gutachtens vorzugreifen, mögen

sie aus den Acten der darüber gepflogenen Verhandlungen und einigen daran geknüpften Bemerkungen den Stand der Sache nach ihrer eignen Ueberzeugung ermitteln.

Je unerhörter es bis auf diese Zeiten war, so nimmt Schröckh das Wort, — daß irgend ein abendländischer Bischof, besonders außerhalb Italien, dem römischen einen solchen Eid der Treue geleistet hätte; desto schärfer hat man die Herrschsucht des Gregorius und das Kriechende an Bonifacius getadelt. Schmidt (Gesch. der Deutschen 1. Thl., S. 373), hält dafür, man werde sich über das Verfahren des Gregorius nicht als über eine Neuerung wundern, wenn man nur die damaligen Umstände betrachte. Die Päpste hätten eine zwiefache Person vorgestellt; neben ihrem Papstthum wären sie auch Metropoliten über die Provincias suburbicarias (oder über den größten Theil des mittlern und untern Italiens nebst den Inseln des mittelländischen Meeres) gewesen, und hätten nachmals fast nichts anders gesucht, als eben die Rechte, welche sie über die Bischöfe jener Provinz hatten, auf die gesammten Abendländer, einigermaßen auch auf die Morgenländer auszudehnen. Hauptsächlich aber mußten sich diese Bischöfe zu Rom weihen lassen, und bei den römischen Synoden, wenn sie gerufen wurden, erscheinen; sie konnten von dem Papste unmittelbar abgesetzt werden, mußten es sich gefallen lassen, wenn er besondere Vicarien, waren es auch nur Subdiaconi, über sie setzte, mußten die Peterskirche öfter besuchen, endlich aber dem Papste einen besondern Eid vor ihrer Weihung mündlich und schriftlich ablegen. Da nun Bonifacius eben-

falls zu Rom, und zwar unmittelbar von dem Papste geweiht wurde, und noch dazu ein unbekannter ausländischer Priester war, so war es eine ganz natürliche Folge, daß er eben denselben Eid, wie die übrigen Bischöfe, nur mit einer kleinen Veränderung, ablegen mußte. — Allein weit gefehlt, daß diese Anmaßung des römischen Bischofs, (denn den Namen Papa hatte er noch ziemlich mit andern Bischöfen gemein) durch diese Bemerkungen aufhören sollte, eine Neuerung zu seyn: so wird sie es nur noch mehr durch dieselben. Denn es wird zugestanden, daß derselbe ein Recht, welches er nur in seinem Metropolitensprengel besaß, auch auf auswärtige Bischöfe zu erweitern getrachtet hat. Der angenommene Unterschied zwischen Papst und Metropoliten kann ihm hier noch gar nicht zu Statten kommen, weil der erstere in der spätern, weit ausgedehntern Bedeutung des Worts noch keineswegs vorhanden war, obgleich jener Bischof den Entwurf dazu auf das eifrigste betrieb. Man kann es also auch nicht natürlich nennen, daß ein angelsächsischer Priester, der in Deutschland das Christenthum lehrte, zur Treue gegen den römischen Bischof verpflichtet wurde. Dieser kannte ihn schon seit 5 Jahren, da er Rom zum ersten Male besucht hatte; sein Glaubensbekenntniß, das er jetzt übergab, war eine hinlängliche Versicherung, daß er dem damaligen Lehrbegriffe des Christenthums getreu bleiben werde. Er verlangte bei aller ehrerbietigen Ergebenheit gegen den ersten Bischof der Abendländer, dessen Genehmigung, Bevollmächtigung und Belehrung ihm Ansehn und Eingang verschaffen sollten, doch die bischöfliche Würde von

demselben nicht; sie wurde ihm, wie der Eid der Treue, aufgedrungen; seine knechtische Geistesschwäche wurde benutzt, und eben der Mann, der sich in seiner Einfalt schon ehemals soviel darauf einbildete, als Gesandter des apostolischen Stuhles das Christenthum ausbreiten zu können, wurde nun vollends in einen Mann umgeschaffen, dem nicht weniger viel daran gelegen seyn mußte, dem Reiche der römischen Bischöfe, als dem Reiche Christi, neue Unterthanen zu erwerben. Wenn eben der scharfsichtige Gelehrte, der in diesem Schritte des römischen Patriarchen nichts Befremdliches sieht, die ungefähr gleich lautenden Eidesformeln anführt, welche den Bischöfen im kaiserlichen und im longobardischen Gebiete Italiens vorgeschrieben waren, so darf der Umstand dabei nicht aus der Acht gelassen werden, daß das Ceremonien- und Formularbuch der römischen Kirche, worin sie angetroffen werden, und in welches auch der Eid des Bonifacius eingerückt worden ist, eben erst aus diesen Zeiten sich herschreibt. Gesetzt auch, daß die darin für die italienischen Bischöfe vorkommenden Eidesformeln älter und besonders aus den Zeiten des großen Gregorius sind; so enthält doch jene Sammlung gewiß keine Spur, daß auch ausländische Bischöfe schon ehemals in eine solche Unterthänigkeit gezwungen worden wären. So weit Schröckh's Versuch der Widerlegung.

Was nun zuvörderst die angebliche doppelte Person Gregors als Papst und Metropolit betrifft, so ist dieselbe ohne Noth und vielleicht auch bei näherer Untersuchung ohne Grund eingemischt worden. Jener vermeinte doppelte Charakter war und

blieb doch immer in der öffentlichen Meinung eine einfache Größe; selbst die allmälige Erweiterung des römischen Metropolitensprengels ist großentheils auf Rechnung des Begriffs zu setzen, welchen die Zeitgenossen mit dem Papste als dem Oberhaupte der Christenheit oder, wenn diese Behauptung zu stark auftritt, mit dem ersten Bischof der abendländischen Kirchen verbanden. Der Geschäftskreis des Papstes läßt sich allerdings nach jenem zwiefachen Gesichtspunkt auffassen, wenn man bei dem Umfange seiner äußern Wirksamkeit stehn bleibt; vor der Idee des Papstthums, wie sie sich bisher entwickelt hatte, verschwand aber jene künstliche Sonderung, und das Fortschreiten des Papstthums ist hauptsächlich aus dem Umstande zu erklären, daß die gewöhnliche Bedeutung eines Metropoliten vor der wachsenden, bestimmteren Anerkennung des römischen Primats in der Person seines Repräsentanten schon längst in den Hintergrund getreten war, wenn sie sich überhaupt je mit geschlossener Abrundung hervorgedrängt hat. Auf keinen Fall darf man den Unterschied zwischen der Gewalt des Papstes und eines schlichten Metropoliten in der Art und Weise festhalten, wie etwa weltliche Herrscher in ihrem getheilten Gebiete verschiedene Rechte genießen, je nachdem ihre Stellung in diesem oder jenem Lande eine andere ist. Eine solche Abmarkung widersprach der lebendigen Hingebung der damaligen Christen, die frei von zersplitternder Abstraction, in dem Papste als Nachfolger Petri schlechthin die höchste Potenz der Kirche erkannten, zumal während des achten Jahrhunderts, wo so viele unläugbare Thatsachen dafür Zeugniß ablegen. Gregor nahm den

Bonifacius gewiß nicht darum in Eid und Pflicht, weil er ihn für einen Untergebenen des römischen Metropolitensprengels hielt, oder weil er das Verhältniß eines solchen auf ihn übertragen wollte; eine Annahme, die von der ganzen Lage der Dinge und nicht minder von dem Inhalt und Ton des geleisteten Versprechens widerlegt wird, sondern er hielt sich als Oberhaupt der Christenheit dazu befugt, und Bonifacius räumte ihm diese Befugniß ohne den geringsten Zweifel ein. Als angelsächsischer Geistlicher war er ohnehin durch die Sitte seines Vaterlandes an Abhängigkeit von dem römischen Stuhl gewöhnt, wie diese letztere ursprünglich durch die Verdienste Gregors des Großen um die Bekehrung Britanniens gegründet und von der thätigen Aufmerksamkeit seiner Nachfolger erhalten und auch wohl erweitert worden war, ohne daß man sich dabei über die Giltigkeit der päpstlichen Ansprüche nähere Rechenschaft gab, so brachten auch jetzt wieder dieselben Ursachen dieselben Erfolge hervor; und wenn sie das Ansehn einer Neuerung an sich tragen, so ist auch nicht zu verkennen, daß dieselbe mit dem großen Bekehrungswerke des Bonifacius im innigsten Zusammenhang stand. Weder Gregor noch sein Glaubensbote konnten sich streng an frühere Maßregeln des kirchlichen Verhaltens binden, weil dieselben in dem gegenwärtigen abweichenden Fall keine Anwendung litten; ihre beiderseitige Handlungsweise war gerade so eigenthümlich, als ihr gemeinschaftlicher Zweck. Bonifacius war von Gregor zum Bischof der neugesammelten Gemeinen ernannt worden, ohne genauere Bezeichnung seiner Diöcese; feste Gränzen der amtlichen Ge-

walt ließen sich vor der Hand noch gar nicht ziehen; es genügte zu dem Ende an einer vorläufigen Erklärung, die späterhin bei weiterer Ausbildung der entworfenen Anlagen ohne Mühe und Zwang näher bestimmt und geordnet werden konnte. Daß Gregor II., wahrscheinlich auch Bonifacius, von diesem Gesichtspunkte ausgingen, darf man aus dem ähnlichen Verfahren Gregors III. vermuthen. Dieser setzte den Bonifacius im Jahre 732 zwar als Erzbischof ein, wies ihn aber dessen ungeachtet keine eigene Diöcese an, weil dessen Sendung gewissermaßen alle die Gegenden umfaßte, wo er dem Christenthum Eingang verschaffen konnte; sein kirchlicher Charakter war daher gerade so allgemein, als die Lage der Dinge es mit sich brachte. Gregor II. that deshalb auch keine Eingriffe in die Rechte eines fremden Metropoliten, als er den Bonifacius mit der Würde eines Bischofs bekleidete; dieser hatte sich sein Gebiet zum Theil schon in den Gemüthern der bekehrten Heiden erobert; theils sollte und wollte er es noch erobern; er trat mithin in die Rechte des ersten Besitzergreifers, und wenn auch vielleicht das Christenthum, begünstigt durch den ehemaligen Zusammenhang der römischen Weltherrschaft in einzelnen Gegenden, die er für dasselbe gewann, während ferner, dunkler Zeiten schon Wurzel geschlagen hatte, so war es doch später wieder spurlos verschwunden, so daß jene untergegangene Pflanzungen im trüben Bilde der Erinnerung keinen Haltungspunkt darboten. Unter so bewandten Umständen konnten die übrigen Metropoliten Gregor II. keine anmaßliche Vergrößerungssucht zur Last legen, eben so wenig als man einem Staate ver-

nünftigerweise das Recht streitig macht, eine im Ocean auf seinen Betrieb entdeckte Insel für sein Interesse ergiebig zu machen. Es leuchtet zugleich ein, daß und warum auch Gregor hierbei nicht in der Eigenschaft eines römischen Metropoliten handeln durfte und wollte; hätte er sich als solcher mit den übrigen auf dieselbe Linie gestellt, so mochte ein und der andere schon aus der größern Nähe der neuen christlichen Gemeinde einen scheinbaren Vorwand hernehmen, sie seinem Sprengel einzuverleiben, wiewohl mehrern, wie z. B. dem Metropoliten von Ravenna und Mailand, ungeachtet ihrer geringern Entfernung von Deutschland, dieser geographische Gedanke viel zu abwärts lag, und es folglich dem Gregor, streng genommen, an rechtlichen Mitbewerbern fehlte; man müßte denn etwa auch die untergeordneten Geistlichen auf die Rangliste setzen wollen. Allein auch diese theilten mit Gregor und Bonifacius den herrschenden Glauben, daß der Stifter einer christlichen Kirche die nächsten Ansprüche auf deren Verwaltung habe; sie leiteten sein Recht ganz einfach aus seinem Verdienste her und ihr richtiges frommes Gefühl eignete sich gar wohl zum Leitfaden eines Grundsatzes. Sonach hätte allenfalls Bonifacius mit dem römischen Stuhl um die Herrschaft über das bekehrte Deutschland streiten mögen; weshalb er es nicht that, und klüglicherweise auch nicht thun konnte, ist leicht zu erklären. Die von ihm gestifteten Gemeinen bedurften eines Schwerpunktes; die Nothwendigkeit eines solchen drängte sich ihm unwiderstehlich auf, wenn auch nicht im Lichte einer freien Ueberzeugung, vielleicht um so stärker mit der Macht des

heilig geachteten Herkommens und der besondern Anforderungen, welche seine Stellung an ihn machte. Er mußte eine höhere, soviel als möglich, allgemeine Beglaubigung aufweisen können, um für seinen Beruf bei den rohen sinnlichen Heiden Achtung zu erwecken. Der Papst als Nachfolger des Petrus, war auch durch seinen entfernten Sitz ganz dazu gemacht, bei dem jetzigen und künftigen Proselyten, die so ungern von ihren Göttern losließen, für eine Art von Untergott zu gelten; je strenger die Unterwürfigkeit war, die sie demselben geloben mußten; je mehr alle Einrichtungen des Cultus an dem römischen Orakelspruch erinnerten, desto eher bequemten sie sich auch zur Anerkennung desselben, desto leichter wurde wenigstens ihre Aufmerksamkeit dafür gewonnen. Diese Stimmung der Gemüther konnte dem Bonifacius bei seinem bisherigen Verkehr mit den Heiden unmöglich entgangen seyn; er hatte indessen noch einen triftigern Grund sich an Rom wie an einen unerschütterlichen Felsen zu lehnen. Wenn Bonifacius in die glücklichen Erfolge seiner Thätigkeit, bei welcher er sich von allem Anfang her kein begränztes Ziel abgesteckt zu haben scheint, eine feste ordnungsmäßige Einheit bringen wollte, so war er gewissermaßen gezwungen, zu dem päpstlichen Ansehn seine Zuflucht zu nehmen, da es den Gedanken jener Einheit gleichsam persönlich darstellte; die zerstreuten Keime christlicher Stiftungen eigneten sich von keiner Seite zu sichern, weitausreichenden Anschließungspunkten, Bonifacius hatte für die deutsche Kirche, sollte sie nicht auf Flugsand gebaut seyn, eine mächtigere Grundlage nöthig, die allein von dem Sitze des Petrus zu er-

warten war. Die Idee des Papstes leistete ihm und den Zeitgenossen Ersatz für den Abgang der Vorarbeiten und Vorkehrungen, die ihm hätten als Richtschnur dienen können; auch mochte es seiner Eigenliebe schmeicheln, sich und sein Werk unter die unmittelbare päpstliche Vormundschaft zu setzen; sie dünkte ihm eher ein Zeichen des Vorzugs als der Sklaverei, weil der Mensch im Allgemeinen um so größere Begriffe von sich und seinen Bemühungen faßt, je höher der Herr oder der Beschützer ist, dem er seine Kräfte widmet. Freilich legte er damit, ohne es zu ahnen, der deutschen Kirche Fesseln an, welche oft schwer genug gedrückt haben, aber für die Fehler der Nachkommen soll man den Genossen einer frühern Zeit nicht zu einer unbilligen Verantwortung ziehen, am wenigsten dann, wenn er nach seiner Lage nicht im Stande war, die künftigen Uebel vorauszusehen. Der von ihm geleistete Eid beförderte nach seiner Meinung und nach seinen Wünschen die unverbrüchliche Einheit des rechten Glaubens und der gesetzmäßigen Ordnung, er hatte ihn unter der Dazwischenkunft des Papstes, wie er sich in seiner kindlichen Unbefangenheit einbildete, so zu sagen, in die Hände Gottes abgelegt. Er unterwarf sich mit der Freiheit des Gehorsams, und was vielen heutzutage als harte Sklaverei vorkommt, das betrachtete er als ein Unterpfand sichtbarer Gotteskindschaft. Es kann auch nicht geläugnet werden, daß die Organisation der deutschen Kirche, besiegelt durch das Wort des geistlichen Oberhirten, für die damalige Zeit eine große unschätzbare Wohlthat war. Das ist ungefähr unsere unverhohlene Ansicht von dem viel-

besprochenen und vielbestrittenen Eide des Bonifacius *).

Gregor gab dem Bonifacius vor seiner Abreise noch besondere Empfehlungsschreiben an den fränkischen Major domus Karl Martell, an den Clerus der jüngst gestifteten Gemeinen, an mehrere vornehme Thüringer und an das sächsische Volk mit. Von Zeit zu Zeit legte Bonifacius zweifelhafte oder schwierige Fälle der ausdrücklichen höhern Entscheidung Gregors vor, die begreiflicherweise nie ausblieb.

Während so von Rom aus der Bekehrungseifer des Bonifacius stete Unterstützung erhielt, mehrten sich auch zugleich die Wallfahrten nach Rom und erhöhten ihrerseits ebenfalls in den Augen der Gläubigen den Ruf dieser verhängnißvollen Stadt. Die angelsächsischen Pilgrime kamen insbesondere häufig an, im Jahre 725 folgte diesem Beispiele sogar Ina, König von West- und Sussex, nachdem er vorher auf Zureden seiner andächtigen Gemahlin der Welt und der Krone entsagt hatte, um beide mit der Stille des Klosterlebens zu vertauschen. Diese auffallende Vorliebe zum Mönchthum dauerte in England über zwei Jahrhunderte fort, und hat eine nicht unbe-

*) Dieser Ansicht sind neuerlich auch mehrere unparteiische Protestanten beigetreten, solche nämlich, die sich von dem Wahne losgearbeitet haben, als müsse die geschichtliche Darstellung im Tone eines symbolischen Glaubensbekenntnisses abgefaßt seyn. Vergl. unter andern Beckers Weltgeschichte, fünfte Auflage mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. 4. Thl., S. 139.
Schröckhs Kirchengeschichte. 19. Bd. S. 179.

trächtliche Reihe von englischen Königen und Königinnen dem Throne entzogen, so daß selbst Beda, ein gefeierter Kirchenlehrer jenes Landes, dem Uebergreifen dieser Gemüthsrichtung nicht das Wort zu reden wagte. Das Vermächtniß, welches Ina der römischen Kirche überlassen haben soll, ist nicht ganz im Klaren, fabelhafter Uebertreibung nicht zu gedenken; er beschränkte sich wahrscheinlich auf ein jährliches Opfer, welches die Unterthanen des Königs auf dessen vorhergegangene Ermunterung dem heiligen Petrus zu entrichten pflegten. Da eine ähnliche Stiftung aus dem Jahre 794 *) dem Offa, Könige von Mercia und Ostangeln beigelegt wird, und zwar ein Denar für jedes Haus, zur Unterhaltung einer englischen Schule in Rom, wenn der Ansatz des Geldbeitrags nicht noch niedriger war, wie ein Brief Leos III. vermuthen läßt; so ist die letztere spärliche Beisteuer vielleicht mit jener verwechselt worden, wiewohl auch Ina, nach seiner frommen Denkart leicht den ersten Anstoß dazu geben konnte Die angeblich bestimmtere Nachricht geht darauf hinaus, daß Ina zur Gründung einer Erziehungsanstalt für die englische Jugend, eines Hospitiums für die Pilgrime seines Volks und einer damit verbundenen Kirche, eine Taxe von dem Letztern erhoben habe, die nach Rom, als dem Orte dieser Stiftungen, geschickt worden sei.

---

*) Diese chronolog. Angabe stützt sich auf Planks Gesch. d. chr. kirchl. Ges. Bd. 2. S. 708, der nicht bloß darin, sondern auch in einigen Nebendingen von Schröckh's Kirchengesch. 19. Band, S. 135, und noch mehr von Bower's Geschichte der Päpste, Bd. 4, S. 271 abweicht.

Im Jahre 726 brach unter der Regierung Leo des Isauriers der übel berichtigte Bilderstreit aus, welcher den Osten und Westen Europas länger als ein Jahrhundert erschütterte, den Fall des Kaiserreichs beschleunigen half, den Verlust der italischen Provinzen nach sich zog, in diesen, so wie in den höher gelegenen Gegenden, ein neues System der kirchlichen und politischen Verhältnisse gründete, und durch die Verwickelung der Umstände nicht minder als durch die kluge Standhaftigkeit der Päpste die Herrschaft ihrer Kirche beträchtlich erweiterte. Die unparteiische Darstellung dieses merkwürdigen Kampfes ist mit ungemeinen Schwierigkeiten verknüpft, denn auf jeder Seite läßt sich das Geschrei und die Verläumdung der Leidenschaft vernehmen; auch ist Recht und Unrecht so seltsam zusammengemischt, daß eine vollkommene Scheidung uns Spätern eben so unmöglich seyn dürfte, als den Zeitgenossen.

In den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bewiesen alle Christen einen entschiedenen Widerwillen gegen die Abbildungen heiliger Gegenstände. Sie stimmten in dieser Abneigung mit den Juden überein, denen jede religiöse Verehrung bildlicher Darstellungen ein Zeichen des ärgsten Götzendienstes war; eine Sympathie des Gefühls, die theils mit dem jüdischen Ursprunge vieler christlicher Proselyten zusammenhängen mochte *), theils oder vielmehr aus der Verabscheuung des Heidenthums die reichste Nahrung sog. Was von dem Bilde gefabelt worden ist, das Christus

*) Gibbon etc. Vol. 9. pag. 2.

dem Abgarus, König von Edessa geschickt haben soll, verdient keine Widerlegung; dieselbe Bewandtniß hat es mit einigen andern Erzählungen von gleichem Schlage; sie können allenfalls eine andächtige Phantasie erquicken, und mögen insofern als wohlgemeinte Legenden geduldet werden, verdienen aber keine ernsthafte historische Beachtung. Selbst die angesehensten Kirchenlehrer, z. B. Justinus Martyr, Clemens von Alexandrien, Augustinus, Epiphanius, Lactantius haben sich laut gegen die religiöse Verehrung der Bilder erklärt; eine spanische Synode zu Illiberis (im J. 305) sprach über die Gemälde in den Kirchen sogar unbedenklich das Verdammungsurtheil aus. Vergeblich haben ehedem katholische Gelehrte mit sichtbarer Aengstlichkeit diese öffentliche Stimme zu entkräften gesucht. Jede künstliche Deutung versagt hier den Dienst gegen die Macht der thatsächlichen Wahrheit, welche so vernehmlich redet, daß sie endlich auch den Starrsinn bekehrt hat. Höchstens kann ihm die Behauptung zur Ausflucht dienen, daß die frühern Christen vorzüglich deshalb der Bilderverehrung abhold gewesen sind, um sich auch von dieser Seite mit dem Heidenthum in den schärfsten Gegensatz zu stellen. Denn so lange das letztere obsiegte, und durch sein gebieterisches Ansehn die Christen zu furchtsamer Zurückgezogenheit zwang, vermieden sie um so mehr mit der strengsten Gewissenhaftigkeit auch den fernsten Schein einer Hinneigung zu dem verhaßten Götzendienst ihrer Oberherrn, mit welchem sie nach ihrer Meinung die Verehrung der Bilder in offenbare Gemeinschaft versetzt haben würde. Es scheint auch, daß die christlichen Gemeinen unter dem Drucke der Heiden überhaupt

mehr zur stillen Einkehr in sich selbst geneigt waren, als späterhin, wo der Genuß der religiösen Duldung und Freiheit ihren Sinn für die Außenwelt schärfte, und sie nun auch in irdischer Versinnlichung dasjenige schauen wollten, was sie bisher mit stiller Sehnsucht in ihrem Herzen getragen hatten. Man mag also immer einräumen, daß die ursprüngliche Enthaltsamkeit der Christen im andächtigen Gebrauche der Bilder eben so sehr ein Werk der Noth war, als eine Frucht der Erkenntniß, und daß die damals zweckmäßige und verdienstliche Entfernung jedes Schmuckes der bildenden Kunst deshalb dem katholischen Cultus nicht als eine bindende Vorschrift dienen kann. Als das Christenthum immer sichtbarer zur Selbständigkeit heranwuchs, meldete sich auch in ihm der bisher verschlossene, gewaltsam zurückgedrängte Trieb, Religion und Kunst in einen schwesterlichen Bund zu schlingen; die Anknüpfung ging um so leichter von Statten, da mittlerweile auch der öffentliche Gottesdienst an Pracht, Feierlichkeit und Bedeutsamkeit gewonnen hatte, hauptsächlich auf Veranstaltung des Kaisers Constantin. Auch die Sinnlichkeit hatte dabei ihre Ansprüche ziemlich unverhohlen geltend gemacht; einmal angeregt, forderte sie bald darauf noch eine stärkere Befriedigung. Die klügern Geistlichen und Bischöfe hielten eine gewisse Nachsicht mit den Schwächen der menschlichen Natur für eine Pflicht ihres geistlichen Berufs; andere näherten sich der Menge entschiedener, weil sie die Begriffe und Empfindungsweise derselben theilten; allen aber war es darum zu thun, auch die noch übrigen Heiden für das Christenthum zu gewinnen, und zu dem Ende suchten sie ihnen den Uebertritt durch

alle die Mittel zu erleichtern, die ihnen mit der Wahrheit, der Würde und Wirksamkeit ihrer Religion verträglich schienen. Eine heilige Symbolik hatte schon mehrere Gegenstände der sinnlichen Anschauung in ein überirdisches Licht gerückt, vor allem das Kreuz und die Religion; jenes weckte den Wunsch, auch den Gekreuzigten und das Wort im Fleisch dem leiblichen Auge darzustellen, so wie die letztern als einzelne Bruchstücke eines geliebten Andenkens das Verlangen nach dem Besitze des persönlichen Originals steigerten. Der Pinsel des Malers vermittelte die weite Kluft zwischen dem wirklichen und angestrebten Genuß; die Täuschung der Kunst legte sich wie eine helldunkle Wolke zwischen Himmel und Erde, gefärbt von der Morgenröthe des Glaubens. Die verschiedenen Lebensperioden des Erlösers bedurften im Spiegel der Anschauung einer historischen Umgebung. So nahte Maria dem Sohne als Mutter; die Engel und die Apostel fanden sich ein und neben ihnen nahmen die Märtyrer, die Heiligen und andere Heroen der Religion, ihre Stellen ein. Die Malerei wurde vorzugsweise die vertraute Freundin des Glaubens; die Sculptur mahnte die Christen jener Zeit noch zu stark und widerwärtig an das grobe Element des Heidenthums; der Reiz und Sinn der Farbe dünkte ihnen feiner und geistiger. Freilich lag hierbei ein verführerischer Mißverstand sehr nahe und war auf einer niedrigen Stufe der Bildung und nach der ganzen damaligen Sinnesweise fast unvermeidlich. Das Versinnlichungsmittel wurde mit der Sache selbst verwechselt, das Innerliche über dem Aeußerlichen vergessen; im Anfange nur leise und verstohlen, dann dreister und sorgloser, zuletzt

ohne alles Maaß und Ziel, bis zu den Ausschweifungen eines blinden Aberglaubens. Je mehr man den Bildern magische Wirkungen beilegte, desto weniger wurden Kunstforderungen an sie gestellt, zu denen ohnehin in dieser Periode des sinkenden Geschmacks gewiß nur seltene und schwache Anregungen vorhanden waren. Im vierten Jahrhunderte gab es der heiligen Gemälde noch wenige, ihre Zahl wuchs im Verlaufe des fünften, vor dem Ende des sechsten war ihre Einführung bereits so gut als vollendet. Von dieser Zeit an griff auch das Unwesen ihrer Verehrung immer weiter um sich, man richtete Gebete an dieselben, küßte sie, zündete ihnen Weihrauch und Lichter an, kniete vor ihnen nieder, berief sich auf sie bei Eidschwüren als Zeugen, kratzte etwas von ihrer Vergoldung ab und schüttete es in den Abendmahlswein, der Wunderdinge nicht zu gedenken, die ihnen von Verblendeten und mitunter auch wohl von Betrügern nachgerühmt wurden.

Uebrigens spalteten sich die Meinungen über den religiösen Werth der Bilder auf eine so vielfache Weise, daß die Verwirrung der Begriffe dadurch nur um so mehr wuchs, und jede ruhige Verständigung unmöglich machte. Die Gemäßigten billigten den Gebrauch der Bilder, verwarfen aber die Verehrung derselben; die entschiedenen Widersacher erklärten sich sowohl gegen den Gebrauch als gegen die Verehrung; die vollständigen Fanatiker sahen jeden Gegner der Bilder, wie bedingt er auch seinen Widerspruch ausdrücken mochte, als einen argen Ketzer an, der sich mit seines Gleichen zum Untergange des Christenthums verschworen habe. Unter der großen Masse des Volks, im Morgen- wie im

Abendlande, zählte die ausschließende Verehrung der Bilder die eifrigsten Freunde; mit ihnen machten die Mönche, theils aus finsterer Schwärmerei, theils aus eigennützigen Absichten, gemeinschaftliche Sache. Das weibliche Geschlecht huldigte gewohnter Weise der Uebermacht des Gefühls und der Phantasie, stand also auf der Seite der Mönche, die es nach ihrem Interesse zu lenken wußten. Verschiedene Bischöfe und vornehme Weltleute hielten sich rein von den groben Ausbrüchen des Mißverstandes und der Leidenschaft, und suchten die rechte Mitte zu halten, wiewohl es auch unter den höhern Classen der Gesellschaft dem vielbeliebten Aberglauben nicht an excentrischen Beschützern fehlte.

Der Kaiser Leo, ein Fremdling auf dem Gebiete wissenschaftlicher Kenntnisse, aber ein Mann von gesundem Verstande und großem praktischen Geschick, hatte die übertriebene Verehrung der Bilder bis zum Jahre 726 mit verhaltenem Unwillen geduldet; eine Selbstverläugnung, zu der ihn bis dahin wahrscheinlich nur die schwierigen Zeitumstände zwingen konnten; denn seine eigentliche Meinung über die Unzulässigkeit der Bilder war wohl schon beim Antritte seiner Regierung völlig entschieden. Es scheint, daß die Vorwürfe der Abgötterei, welche die Christen wegen ihrer Verehrung der Bilder von Juden und Saracenen hören mußten, Leo in seiner natürlichen Abneigung gegen dieselben nicht wenig bestärkt haben. Die Art und Weise, wie er sich eine Reihe von Jahren der herrschenden Neigung seiner Unterthanen anschmiegte, zeugt von keiner gemeinen Kraft über sich selbst, und es dürfte zu hart seyn, ihn deshalb geradezu einen Heuchler zu nennen. Auch war der erste

Schritt, den er zur Beschränkung des Bilderdienstes that, vorsichtig abgemessen, obwohl er damit nichts desto weniger von seiner Welt- und Menschenkenntniß ein schlimmes Zeugniß ablegte. Er gebot anfänglich bloß, und zwar in öffentlicher Uebereinstimmung mit vielen Bischöfen und Senatoren seines Reichs, die Bilder in den Kirchen höher zu hängen, damit sie den Ergießungen einer übelverstandenen Andacht unzugänglicher würden, ohne ihr deshalb gänzlich entrückt zu seyn. Die getroffene Maßregel, wie jede halbe, mißfiel eben so sehr den Freisinnigen, als den Fanatikern; jene klagten ihn an, er habe seine Pflicht nur halb erfüllt, und diese schütteten die bittersten Schmähungen über seine vermeinte Tyrannei und ketzerische Gesinnung aus, und versuchten selbst offenen Widerstand. Am thätigsten waren bei diesen Unruhen die Mönche und ihre Gehülfen, die Weiber; nur die schnellen, bewaffneten Gegenvorkehrungen Leo's konnten den Aufruhr in seinem wachsenden Keime ersticken. Der kaiserl. Befehl wurde in den Provinzen nicht besser aufgenommen als in der Hauptstadt; nirgends war der Widerstand so heftig und allgemein, als auf den cykladischen Inseln, den Hauptsitzen der Bilder und der Mönche, wo von allen Seiten die Fahne der Empörung wehte. Die zusammengerotteten Mißvergnügten rüsteten unverzüglich eine Flotte aus, und bedrohten Konstantinopel, in der laut angekündigten Absicht, Leo, den fluchwürdigen Feind Gottes und der Kirche, vom Throne zu stürzen und auf denselben einen Mann ihrer Wahl und Meinung zu erheben. Der Glaubensheld, den sie zu solchem Ende mit sich führten, hieß Kosmas. Das griechische Feuer, schon früher wohlbewährt gegen die

Angriffe der Saracenen, rettete Konstantinopel auch diesmal; die tollen Abenteurer kamen mit ihren Schiffen großentheils in den Flammen um oder ertranken im Meere; die Gefangenen erfuhren die Gnade und auch die Strenge des Siegers, je nachdem ihre Schuld geringer oder größer war.

Germanus, der Patriarch von Konstantinopel, ein warmer Freund der Bilder oder doch ein entschlossener Gegner der vollzogenen Gewaltmaßregeln, richtete durch seine wiederholten dringenden Vorstellungen bei Leo nichts aus; dieser Letztere behandelte ihn übrigens gütig, ohne alle Spuren leidenschaftlicher Erbitterung. Die männliche Fassung des Kaisers verbürgte die Sicherheit der Grundsätze, denen er die Oberhand verschaffen wollte.

Mit gleicher Festigkeit verlangte er von dem Papste Gregor II. die pünktliche Befolgung des gegen die Bilderverehrung erlassenen Befehls; es erfolgten hierauf zwischen beiden weitere Erörterungen, die aber verloren gegangen sind, so daß ihr Inhalt sich aus dem Gange der Ereignisse nur im Allgemeinen errathen läßt. Leo stützte sich vermuthlich mit allem Nachdruck seiner innigsten Ueberzeugung auf das ursprüngliche und frühere Verhalten der Kirche, die den Bildern als Zeichen heidnischer Abgötterei keinen Eingang verstattet habe; vielleicht fügte er diesem allgemeinen Beweisgrunde auch noch andere nähere Erklärungen bei, wie sie ihm eigne und fremde Einsichten zuführten. Er kann unmöglich bloß einem äußern leitenden Einflusse als gehorsames Werkzeug gedient haben; dieser Ansicht widerspricht seine Beharrlichkeit auf dem betretenen Wege; auch scheint er keiner von den Herrschern gewesen zu seyn, die sich von

ihrer Umgebung oder flüchtigen Eindrücken inspiriren lassen.

Gregor, dieß darf man unbedenklich aus seinen spätern Aeußerungen schließen, stellte den Mißbrauch der Bilder nicht in Abrede, wollte aber auch das Unkraut nicht zugleich mit der reinen Frucht ausgerottet wissen; ihn sprach das Bedürfniß und die Sitte der Gegenwart lebendiger an, als die Strenge und Kälte der ersten Kirche; er sah in dem Verhalten Leo's eine gefährliche Neuerung, einen förmlichen Abfall von dem gangbaren Christenthume. Der Kaiser und der Papst kämpften mit jeder ersinnlichen Anstrengung für den Sieg ihrer Meinung; jener betrachtete sich als einen Verfechter der Vernunft und dieser als ein Bollwerk des Glaubens. Daß Gregor auf diesem Standpunkte das Ansinnen Leo's mit der äußersten Entschiedenheit ablehnen mußte, begreift sich; daß er im Kampfe für die angetasteten Rechte der Kirche kein Mittel verschmähte, das ihm Hilfe gegen den unerhörten Gewissenszwang versprach, so weit er sich als Papst darüber rechtfertigen zu können glaubte, ist natürlich; daß er in dieser Ansicht späterhin, aufgereizt durch die kaiserliche Eigenmacht, auch wohl über die gehörigen Grenzen hinausging, ohne den Fehltritt zu merken, ist wenigstens sehr menschlich. Vor der Hand beschränkte er sich darauf, der kundgegebenen Willensmeinung des Kaisers laut den Gehorsam zu versagen. Die Italiener und vor allem die Römer, schwuren einmüthig, für die Vertheidigung des Papstes und der Bilder zu sterben; auch die Longobarden folgten dem Eindrucke der gewaltigen Volksbewegung. Zwischen dem Osten und Westen, oder um bestimmter

zu sprechen, zwischen den Italienern und Griechen, erwachte jetzt zugleich ihre alte politische Abneigung mit erhöhter Lebhaftigkeit.

Leo, unbeweglich wie der Papst, sandte hierauf dem Exarchen von Ravenna, Scholasticus, den Befehl zu, die getroffene Verfügung innerhalb des unterwürfigen Landes zur öffentlichen Kenntniß und Vollziehung zu bringen. Kaum hatte der Exarch Hand an das aufgetragene Werk gelegt, so erhub sich Ravenna dagegen unter Zuckungen des Aufruhrs, der nicht ohne Blutvergießen gedämpft werden konnte. Luitprand, der scharfblickende und eroberungssüchtige König der Longobarden, gewahrte den günstigen Augenblick, er flog wie ein Pfeil mit seinem Heere gegen die in sich selbst wankende Stadt, nahm sie nach einer schwachen unsichern Vertheidigung ein, und überwältigte ohne Mühe auch die kaiserliche Provinz Pentapolis, einen Landstrich von 5 Städten in der Gegend des adriatischen Meeres. Die klüglich ausgestreute Nachricht, er komme als ein Vertheidiger der Bilder, hatte ihm von allen Seiten die Herzen geöffnet; seine politische und religiöse Ansicht mochte übrigens in diesem Punkte glücklich zusammenstimmen.

Die Longobarden, welche gegenwärtig im Exarchat die Herren spielten, waren für den päpstlichen Stuhl höchst gefährliche Nachbarn; sie konnten Rom, wo sich unter dem Panier der Orthodoxie zugleich die Liebe zur politischen Unabhängigkeit immer stärker regte, leicht in härtere Bande schlagen, als die entfernten, von so vielen Seiten beunruhigten griechischen Kaiser; dazu kam der unbezwingliche Haß zwischen den Longobarden und Römern; er machte sich schon seit längerer Zeit

bei jenen in frechem Uebermuthe, bei diesen in beißenden Vorwürfen Luft. Gregor zumal gedachte nicht ohne schwere Besorgnisse an die Zeiten Odoacers, Theoderichs und anderer gothischen Könige; die Obmacht der Longobarden, war sie einmal über Rom fest begründet, wozu nur noch einige glückliche Fortschritte gehörten, bedrohte, wie der Papst die Sache ansah, die Kirche mit einem eisernen Scepter. Gefühl der Pflicht, begleitet von klarer Ansicht, bestimmte ihn daher, dem weitern Vordringen der Longobarden aus allen Kräften entgegen zu arbeiten, und für diesen Zweck die Hilfe der Venetianer nachzusuchen, an deren Spitze damals Orso als Doge stand. Aus dem übriggebliebenen Schreiben, welches Gregor an den Letztern richtete, geht hervor, daß er denselben aufforderte, in Verbindung mit dem Exarchen den gottlosen Longobarden Ravenna wieder zu entreißen, damit es, seinem rechtmäßigen Herrn zurückgegeben, dazu dienen möge, den Eifer und die Liebe zum wahren Glauben, zu der bisherigen Verfassung und dem kaiserlichen Dienste zu befördern. Der Bruch zwischen Gregor und Leo hatte also wohl jetzt noch nicht so weit und tief um sich gegriffen, als dieß später der Fall war; es bleibt daher auch zweifelhaft, ob Leo dem Papste gleich bei der ersten Eröffnung seines Befehls mit Absetzung und Verbannung gedroht habe, wie Gibbon behauptet *). Dem Papste blieb nur die Wahl zwischen zwei Uebeln; er entschied sich für das kleinere, d. h. für die Herrschaft Leo's, der, wenn auch für jetzt ein Feind der Bilder und insofern auch des heilbrin-

*) Gibbon Volum. 9. pag. 22.

genden Glaubens, in Zukunft gewitzigt durch die Straflehren der Erfahrung, wieder auf den rechten Weg einlenken konnte. Dieser Bemerkung unbeschadet läßt sich immer noch fragen, ob Gregor in seinem Schreiben an die Venetianer von aller politischen Zweideutigkeit frei war, ob er nicht für den Augenblick bloß den nächsten Sturm abwenden wollte, und im Vertrauen auf seine Hilfsmittel, die Gesinnungen der Römer und Italiener, den Lauf der Dinge im Innern des griechischen Reichs, der Zukunft mit stillem Vorbehalt die weitere Entwickelung des angeregten Bilderkampfes anheimstellte. Solchergestalt widerspricht sein Schreiben an das Oberhaupt der venetianischen Regierung nicht geradezu den gespannten Verhältnissen, in welchen er um diese Zeit mit Leo lebte. Die Venetianer, keineswegs gleichgiltig gegen die wachsende Macht der Longobarden, erschienen unter dem Vorwande, daß sie sich gegen die Saracenen rüsteten, plötzlich mit einer Hilfsflotte vor Ravenna; der Exarch belagerte die Stadt von der Landseite, und ehe noch der getäuschte Luitprand zu ihrem Entsatz herbeieilen konnte, war sie durch Sturm übergegangen.

Gregor legte auf die Wiedereroberung Ravenna's, die zum Theil das Werk seiner Thätigkeit war, mit Recht kein geringes Gewicht; er stattete dem Kaiser sogleich Bericht von dem glücklichen Erfolge seiner treuen Dienste ab, und ermahnte ihn auf's inständigste, von der Strenge gegen die Bilder abzulassen, indem er ihm zugleich alle die unabsehlichen Gefahren vorstellte, die aus seiner fernern Hartnäckigkeit für ihn selbst, das Reich und die Religion entstehn könnten. Leo — so heißt es —

schätzte den Preis der päpstlichen Bemühungen mit den Augen des Politicus ab; er meinte, Gregor habe dabei mehr für sich und seinen Stuhl, als für die Unverletzlichkeit und Wohlfahrt des griechischen Reichs gesorgt. So lange der verehrte Schirmherr der römischen Kirche, für den die Herzen der Bilderfreunde immer stärker klopften, dem Verbesserungsentwurfe des Kaisers wie bisher unerschütterlich entgegenstand, konnte sich dieser unmöglich von dem Beginnen seines Werkes einen günstigen Ausgang versprechen; die unerwarteten, zunehmenden Schwierigkeiten, auf welche er stieß, scheinen seinen gutgemeinten Eifer noch mehr erhitzt zu haben, und so ist es wohl möglich, daß er Befehle gab, den Papst auf irgend eine Weise unschädlich zu machen. Daher mag unter den Einflüsterungen verläumderischer und geflissentlicher Uebertreibung das Gerücht entsprungen seyn, als habe Leo dem Papste mehrmals durch angestiftete Meuchelmörder nach dem Leben trachten lassen. Da die griechischen Schriftsteller nichts davon erwähnen, die diesen Kaiser sonst so gern als einen Auswurf von Schlechtheit abmalen; da auch Gregor in seinen spätern Briefen, wo er die natürlichste Veranlassung dazu hatte, und in denen er so häufig alle Grenzen der Schonung verletzte, keinen Vorwurf der Art vorbringt; so ist damit jenes boshafte und aufwieglerische Gerücht, das sich durch mehrere parteiische Federn fortgepflanzt hat, sattsam widerlegt.

Scholasticus, der bisherige Exarch, hatte sich der erhaltenen Aufträge, wahrscheinlich nicht zur Zufriedenheit des Kaisers entledigt; dieser gab ihm daher in der Person des abgeschickten Paulus einen

Nachfolger, unter geschärften Maßregeln des Verhaltens. Worin diese bestanden haben, ist wieder nicht gewiß; denn obschon Paulus mit bewaffneter Macht einen Gewaltstreich gegen Rom versuchte, so läßt sich bei dem Mißlingen desselben die eigentliche Absicht nicht mit Sicherheit ausmachen, und noch weniger der Antheil fest bestimmen, der auf Leo's Rechnung zu setzen ist. Denn als Paulus an der Spitze seiner Mannschaft in der Nähe von Spoleto erfuhr, daß ein weit überlegenes, longobardisches Heer gegen ihn heranziehe, zum Beistande des bedrohten Roms, kehrte er schleunig wieder nach Ravenna zurück. Luitprand, der wohl wußte, wem er vorzüglich den Verlust der letztgenannten Stadt zuschreiben müsse, war auf keinen Fall ein aufrichtiger Freund des Papstes, wenn er ihn auch jetzt vor der gefährlichen Ankunft des Exarchen bewahrt hatte; er wollte unter dem Scheine der Ergebenheit die Römer einschläfern und diese nicht minder als das Exarchat durch seine wohlberechnete Einmischung bei den fortgesetzten Kämpfen so lange schwächen, bis er zur gelegenen Stunde über die eine und andere feindliche Macht herfallen konnte.

Leo ertheilte jetzt dem Exarchen Paulus, einem kühnen unternehmenden Mann, die bestimmteste Weisung, die Bekanntmachung seines Befehls in Rom und den andern ihm unterworfenen italienischen Städten um jeden Preis zu vollziehn, über die Befolgung desselben mit dem größten Ernste zu wachen, und die Ungehorsamen sofort ohne Ansehen der Person mit allen Mitteln der Gewalt als ketzerische Empörer zu bestrafen. Gregor — so sagt man — verzweifelte unter solchen Umständen an dem Rücktritt des Kaisers auf den Weg des

wahren Glaubens, und griff, überzeugt von der Gottgefälligkeit seines Verfahrens, stracks zu den Waffen, die ihm sein geistliches Ansehen darbot; er schleuderte unter großen Feierlichkeiten den Bann wider den Exarchen, der halb und halb auch den Kaiser traf, als Urheber der ärgerlichen Auftritte. Der ausgesprochene Bann gab zunächst in Rom die Losung zum offenen Ausbruche des Kampfes; das Volk, entflammt durch das Machtwort des Papstes, erschüttert von dem Verderben, das unter der Gestalt des Kaisers der Kirche zu nahen schien, riß dessen Bildsäulen nieder, schlug sie in Stücken, erklärte ihn für einen Verfolger des Glaubens, kündigte ihm als solchen laut den Gehorsam auf, und überwältigte die Besatzung. Gregor nährte den Brand mit geschäftigen Händen, indem er selbe mit dem Oele geistlicher Salbung füllte; er forderte die Venetianer, den König Luitprand, die einzelnen longobardischen Herzoge, die vornehmsten Städte Italiens, zur unverbrüchlichen Beharrlichkeit in der bisherigen Weise des Christenthums auf, dem der Befehl des ketzerischen Kaisers den unseligsten Abbruch thue. Die Bewohner von Pentapolis gingen in ihrer Erbitterung gegen Leo so weit, daß sie unter den ärgsten Beschimpfungen des kaiserlichen Ansehens alle Bande der Unterwürfigkeit zerrissen und eigenmächtig obrigkeitliche Personen aus ihrer Mitte zur Handhabung der öffentlichen Gewalt anstellten. Die Longobarden und Venetianer, schlauer als jene, und auch wohl kälter in ihrem Religionseifer, traten ebenfalls auf die Seite des Papstes. Sie sahen die steigende Zerrüttung Italiens als einen Wink zur Vergrößerung ihrer Macht an, mochte auch die öffentliche Stimme und Nei-

gung nicht mit deutlichem Bewußtseyn darauf hinweisen, so hielten dafür die Gewalthaber jenen Zweck desto fester in Augen, und setzten ihn mit ihrer vorgegebenen oder wirklichen Liebe zum unverfälschten Glauben in eine geschickte Verbindung. Allerdings beförderte Gregor durch die Angriffe, welche er als Oberhaupt der Kirche gegen Leo führte, die Verbreitung der aufrührerischen Bewegungen und insofern auch den Umsturz der italienischen Kaiserherrschaft. Man kann ihn aber deshalb doch nicht schlechthin einen Aufwiegler zur Empörung, einen pflichtvergessenen Unterthanen nennen, wenn man sich in damalige Zeit und Gemüthsrichtung versetzt; denn jene zerstörende Wirkungen waren bloß das natürliche Ergebniß der religiösen Entzweiung; sie traten nicht mit dem Gewichte durchdachter Absichten auf, wiewohl es kaum einem Zweifel unterliegt, daß Gregor mit dem stürmischen Gange der Ereignisse nicht unzufrieden war, vielmehr auch darin den Finger Gottes erkannte, ohne sich genau anzugeben, in wiefern er dabei selbst aus dem Hinterhalte irdischer Erweiterungslust seine Hand hervorstreckte.

Paulus, der Exarch, ließ sich durch die wachsende Menge der Gegner nicht schrecken, sondern wagte seine ganze Kraft und Thätigkeit an die Vollstreckung des kaiserlichen Befehls, besonders in Ravenna, wo er es gar bald mit einer starken Gegenpartei zu thun bekam; er unterlag mit seinem Anhange, und wurde in der Wuth des Gemetzels grausam ermordet. Auch Exhilaratus, dem Herzoge von Neapel, kostete die Ergebenheit in den Willen des Kaisers das Leben. Luitprand besetzte Pentapolis und wurde als des Papstes treuer Ver-

bündeter, wofür er gern gelten wollte, vom Volke mit offenen Armen aufgenommen. Den neuen Exarchen Eutychius erkannten die Einwohner von Ravenna zwar für ihre rechtmäßige Obrigkeit an, und gelobten ihm Gehorsam, jedoch mit der beigefügten Einschränkung, daß er im Auftrage des Kaisers nichts gegen die Bilder unternehmen solle, deren übliche Rechte nicht ohne Verläugnung des wahren Glaubens gekränkt werden könnten. Man hat auch dem Eutychius, so wie dem vorhin erwähnten Exhilaratus einen Anschlag auf das Leben des Papstes zugeschrieben; diese wiederholte Beschuldigung dürfte denn doch zu der Annahme führen, daß die persönliche Freiheit Gregors mehrmals in Gefahr schwebte.

Dem gegenwärtigen Exarchen war unendlich viel daran gelegen, den mächtigen Luitprand von der Partei des Papstes abzuziehen, und für die des Kaisers zu gewinnen. Anfänglich wies der König selbst die lockendsten Anerbietungen ab; als ihm aber die Herzoge Thrasamund von Spoleto und Gregorius von Benevent den Gehorsam der Vasallenschaft versagten, und er mit Hilfe des Exarchen selbe wieder unter die Pflicht der Abhängigkeit gebeugt hatte, so rückte er in Gemäßheit des früher abgeschlossenen Vertrags mit seinem neuen Bundesgenossen gegen Rom an; beide schlugen ihr Lager zwischen der Tiber und dem Vatikan auf. Die Römer waren im Bewußtseyn ihrer dem Kaiser erklärten Abtrünnigkeit und anderer ihm zugefügten Unbilden außer sich vor Furcht; sie meinten das Schwert der vereinigten Rächer schon über ihren Häuptern zu sehen; nur Gregor verlor die Besonnenheit nicht; begleitet von einem Theile des

Clerus und den vornehmsten Einwohnern begab er sich zu den feindlichen Schaaren außerhalb der Stadt, und ergriff durch rührende und schmeichelhafte Vorstellungen den König so tief, daß derselbe plötzlich wie ein Zerknirschter in sich ging, die Römer seiner Gnade versicherte, dem Papste andächtig in die Peterskirche folgte, daselbst Gürtel, Schwert, Helm nebst dem Mantel von sich that, hierauf seine Andacht verrichtete und seine goldne Krone und ein silbernes Kreuz auf das Grab des Apostels Petrus niederlegte. So unwiderstehlich wirkte damals die Kraft religiöser Gefühle und Momente selbst auf solche Gemüther, die tief im Treiben der Erde befangen waren. Eine Art von unbegreiflicher Wiedergeburt, die Frucht eines großen erschütternden Augenblicks, findet sich bei vielen interessanten Charakteren des Mittelalters; gingen sie doch zuweilen von dem sinnlichsten Vollleben zur ascetischen Strenge über. Mit Luitprands Gemüthsänderung hatte es freilich nicht eine so ernsthafte Bewandtniß; er war in das Bündniß mit dem Exarchen zum Vortheile des Kaisers, so zu sagen, wider Willen durch den Drang der Umstände hineingezogen worden; es widersprach seinen weitangelegten Absichten; so vollendeten denn die religiösen Triebfedern nur, was ohnehin mit seinem politischen Streben natürlich zusammenstimmte. Um auch den Exarchen zufrieden zu stellen, der nicht leer ausgehn wollte, mußten die Römer und nicht minder der Papst, demselben Unterwerfung versprechen, ihm zum Zeichen derselben den Zutritt in die Stadt gewähren, und die kaiserliche Oberhoheit anerkennen; dagegen wurde ihnen eine allgemeine Amnestie zugesichert.

Noch während der Anwesenheit des Exarchen in Rom, wo er fortwährend rühmliche Beweise der Mäßigung und Klugheit gab, besonders im Punkte der streitigen Bilderverehrung, die er bis zum Empfange neuer Verordnungen seines Hofes stillschweigend duldete, lief die Nachricht ein, daß sich ein toller Glücksritter unter dem selbstgewählten Namen Tiberius zum Kaiser aufgeworfen, und die Huldigung verschiedener toscanischer Städte entgegen genommen habe. Gregor sah mit richtigem Blick den Ausgang des thörigen Unternehmens voraus, das, selbst wenn es gelang, ihm eine höchst unwillkommene Dienstbarkeit bereitet hätte; er war dem milden Exarchen zur Dankbarkeit verpflichtet; er suchte, wie es scheint, dem Kaiser näher zu kommen, und wollte vermuthlich diesem und der Welt zeigen, daß er, eingedenk der erst kürzlich wieder hergestellten und bekräftigten Ordnung, den Unterschied der weltlichen und geistlichen Macht auch bei der fortdauernden religiösen Spannung zu achten wisse. Auf seinen Betrieb vereinigten sich die Römer mit dem Exarchen, der den überwundenen Prätendenten hinrichten ließ, und dessen Kopf zu den Füßen des griechischen Thrones hinsandte.

Obwohl die morgenländischen Christen den abendländischen im übertriebenen Eifer für die Bilder nichts nachgaben, so schreckte sie dennoch die Nähe des Kaisers, und der Anblick seiner zahlreichen, bewaffneten Macht zu einem ruhigen Verhalten ein. Außer dem Patriarchen Germanus war auch der berühmte Johannes Damascenes, der die dogmatischen Wahrheiten zuerst in ein schulgerechtes System gebracht hat, der thätigste Wortführer der Bilder. Der unbiegsame Widerstand des Ger=

manus, ein unverdächtiger und daher achtungswerther Ausfluß seines religiösen Gewissens, der bedeutende Einfluß, welchen er durch den Heroismus seines Beispiels auf das Volk ausübte, die immer stärker dringende Nothwendigkeit, das bisherige Verfahren gegen die Bilder durch die öffentliche Einstimmung der griechischen Kirche zu rechtfertigen, bestimmten den Kaiser, der auch nicht den kleinsten Schritt zurückthun wollte, zur Versammlung eines Concils, welches am 7. Januar des Jahres 730 in Konstantinopel seinen Anfang nahm. Der schriftliche Beschluß desselben ist unter den heillosen Unruhen der Folgezeit vernichtet worden; er ging im Wesentlichen darauf hinaus, daß die Bilder künftighin aus den Kirchen geworfen und vertilgt werden sollten, da man ihrer abgöttischen Verehrung, wie eine traurige Erfahrung zeige, mit Gelindigkeit nicht steuern könne. Die abverlangte Unterzeichnung des kaiserlichen Befehls, welcher das Urtheil des Concils zur Vollstreckung bringen sollte, erfolgte von mehrern Seiten mit Bereitwilligkeit; die Rücksicht auf den Beifall des Herrschers, die Furcht vor seiner Ungnade vermochte auch solche Männer zur öffentlichen Beipflichtung, die im Grunde ihres Herzens andere Ansichten hegten. Germanus verläugnete sich und die Sache der angefochtenen Kirche auch in diesem entscheidenden Augenblick auf keine Weise; in der vollen Ueberzeugung, daß er unter den obwaltenden Umständen den Patriarchenstuhl nicht länger mit glücklicher Wirksamkeit einnehmen könne, legte er seine Würde und mit ihr zugleich den bischöflichen Mantel in die Hände des Kaisers nieder, und begab sich in das Haus seiner Geburt, wo er, ein hochbejahrter

4 *

Greis, in ungestörter Ruhe und tiefer Zurückgezogenheit bis zum Ende seiner Laufbahn verharrte. Leidenschaftliche Mährchenschreiber haben behaupten wollen, er sey auf Befehl Leo's, der bewiesenen Widersetzlichkeit wegen, schändlich gemißhandelt worden; ihr verdächtiges Zeugniß kann nicht gegen den Kaiser, bloß gegen sie selbst gebraucht werden.

Umsonst machten mehrere erfahrne und patriotisch gesinnte Männer dem Kaiser bemerklich, daß er durch fortgesetzte und gesteigerte Aeußerungen der Gewalt die Ruhe, das Glück seines Reiches, ja selbst Krone und Leben aufs Spiel setze; er war ein entschiedener Enthusiast, wie der Papst und Germanus, nur ein umgekehrter, und blieb taub gegen die gründlichsten und heilsamsten Vorstellungen. Seiner Gemüthsstärke gereicht eine so seltene Ausdauer, die ein besseres Ziel verdient hätte, zur Ehre; seine Verblendung, sein Mißgeschick muß man bedauern.

Kaum hatten die Beauftragten Leo's den Vertilgungskrieg gegen die Bilder begonnen, zunächst auf den öffentlichen Plätzen der Hauptstadt, so wogte das Volk in wilder Bewegung auf, wälzte sich gegen den kaiserlichen Palast, griff zu den Waffen, und rächte den begangenen Frevel durch Blut. Die Weiber vergaßen die Schwäche wie die Bestimmung ihres Geschlechts und wetteiferten mit den Männern in zügellosem Religionseifer. Anastasius, der Nachfolger des Germanus, wurde als eine Kreatur des gottlosen Kaisers bei der Verwaltung des heiligen Amtes mit einem Steinregen überschüttet, und entkam nur durch die Flucht dem Tode. Auf die Nachricht von diesen Ausschweifungen sandte Leo seine Leibwache gegen die Ra=

senden; mehrere wurden in der entsetzlichen Verwirrung des Augenblicks getödtet, einige der schlimmsten Unruhstifter ergriffen und nach Maßgabe ihrer Schuld hingerichtet oder verwiesen. Von den gehässigen, stark aufgetragenen Schilderungen, welche mehrere griechische Historiker von dem vollzogenen Strafgericht entwerfen, ist ohne Zweifel viel abzuziehen, denn sie konnten der prüfenden Nachwelt die schwache Seite nicht verbergen, nach welcher sie überhingen; immer aber mögen auf, ohne und vielleicht auch wider kaiserlichen Befehl, Dinge geschehen seyn, vor welchen das Gefühl der aufgeklärten Menschheit zurückschaudert. Die unheilvolle Explosion theilte sich mehr oder weniger auch den Provinzen des Reichs mit, das solcher Stöße wahrlich nicht bedurfte, um seinem Falle entgegen zu gehen.

Im Morgenlande erzwangen die durchgreifenden Maßregeln des Kaisers eine scheinbare Ruhe, hinter welcher sich der Stoff zu künftigen Ungewittern sammelte. Im Abendlande, wo die geistliche und weltliche Macht sich gegen seinen Willen verbunden hatte, der sich hier immer mehr zu bloßen Wünschen und leeren Formeln bequemen mußte, nahte sich die Krisis weit bedenklicher. Leo knüpfte deshalb mit dem Papste die abgebrochenen schriftlichen Unterhandlungen wieder an, bezeichnete die Verehrung der Bilder als einen unerträglichen Götzendienst, drang auf die Ausrottung derselben kraft seiner zuletzt gegebenen Verordnung, ließ vielleicht auch einige Worte von der Zusammenberufung eines allgemeinen Concils fallen, versprach dem apostolischen Stuhle im Falle des Gehorsams seinen gnädigen Schirm, lehne sich derselbe aber auch ferner

noch gegen ihn auf, so solle es Gregor ergehen, wie dem Papste Martin unter der Regierung des Kaisers Constans; mit andern Worten, so solle er als Gefangener nach Konstantinopel abgeführt werden. Auf diesen Inhalt der Mittheilung läßt sich indessen nur ungefähr aus der Antwort des Papstes schließen. Das kaiserliche Schreiben selbst ist nicht mehr vorhanden; wir könnten, besäßen wir es, aus dem Tone desselben wenigstens abnehmen, in wiefern Gregor zu den ungeschlachten Aeußerungen gereizt war oder nicht, mit denen er den Kaiser anfiel. Hier folgen einige Stellen als Probe. „Zehn glückliche Jahre hindurch haben wir in jedem derselben die Erquickung eurer kaiserlichen Briefe geschmeckt, unterschrieben mit purpurfarbener Dinte, von eurer eigenen Hand, heilige Unterpfänder eurer Anhänglichkeit an den Glauben unserer Väter. Welche beklagenswerthe Veränderung! welches furchtbare Aergerniß! Ihr beschuldigt gegenwärtig die Katholiken der Abgötterei, und durch diese Beschuldigung verrathet ihr eure eigene Gottlosigkeit und Unwissenheit. Dieser Unwissenheit müssen wir gezwungnerweise die Derbheit unsers Styles und unserer Vertheidigung anpassen. Die ersten Anfangsgründe der heiligen Wissenschaften reichen zu eurer Beschämung hin, und wolltet ihr in eine Trivialschule treten, euch dort als einen Feind und Zerstörer der Bilder bekennen, so würden euch die Knaben sogleich ihre Täfelchen an den Kopf werfen und ihr könntet so von Thoren lernen, was ihr Klugen nicht habt glauben wollen." — „Wir haben euch — so fährt er unter andern fort — vermöge der uns von dem Fürsten der Apostel ertheilten Macht und Gewalt, eine Strafe auflegen wollen; weil ihr euch aber

selbst zum Fluche hergegeben habt, so mögt ihr ihn mit euren Rathgebern behalten." — Ein Ketzer, meint er, sey weniger schädlich, als ein Verfolger der Bilder und Leidensgeschichte Christi, da jener nicht so öffentlich wirke als dieser. Er führt dem Kaiser zu Gemüthe, daß die Lehren der heiligen Kirche nicht für die Fürsten, sondern für die Hohenpriester oder Bischöfe gehörten, und Sicherheit im Vortrage erforderten. Diese sollten sich, zufolge ihres Berufs, weltlicher Angelegenheiten enthalten, so wie die Fürsten sich nicht mit kirchlichen Geschäften zu befassen hätten. Die weltliche Macht eigne dem Körper, die geistliche der Seele; das Schwert der Gerechtigkeit sey in den Händen der Obrigkeit, die Waffe des Banns dagegen der Geistlichkeit anvertraut. Hierauf erklärt er, die Schreiben des Kaisers den abendländischen Fürsten mitgetheilt zu haben, um ihn denselben zu empfehlen; nachdem sie aber von seinen Gewaltthätigkeiten gegen die Bilderfreunde, von seinen Jugend- und Knabenstreichen gehört hatten, wären Longobarden, Sarmaten, und andere nördliche Völker in sein Gebiet eingefallen, und der Kaiser sey nicht im Stande gewesen, das bedrohte Rom zu schützen. Auf die Drohungen Leo's erwiederte Gregor: „Tyrann, ihr streckt eure blutgierige und gewaltthätige Faust nach uns aus; unbewaffnet und nackt, wie wir sind, können wir einzig Christus, den Fürsten und Herrn aller Geschöpfe anflehen, daß er den Teufel über euch sende, in dem Sinne, wie der Apostel will, daß jemand dem Satan zum Verderben des Fleisches übergeben werde, um so dessen Seele zu retten. Ihr erklärt mit thöriger Anmaßung, ich will meine Befehle nach Rom abfertigen; ich will das

Bild des Apostels Petrus in Stücken zerbrechen, und Gregor soll wie Martin, einer seiner Vorgänger, mit Ketten beladen, in die Verbannung zu den Füßen des kaiserlichen Thrones geschleppt werden. Vergönnte es mir doch der Himmel, daß ich in die Fußtapfen des heiligen Martin treten könnte; möge jedoch das Schicksal des Kaisers Constans den Verfolgern der Kirche zu einem warnenden Beispiele dienen. Verdammt durch das gerechte Urtheil der sicilischen Bischöfe, wurde der Tyrann im Uebermaße seiner Sünden von einem Diener seines Hofes ermordet. Der heilige Martin wird dagegen noch immer von den scythischen Völkern verehrt, unter denen er seine Verbannung mit dem Leben beschloß. Es ist unsere Schuldigkeit, zur Erbauung und Aufrechthaltung der Gläubigen zu leben; wir sind noch nicht so weit gebracht, daß wir unsere Sicherheit auf den Ausgang eines Treffens setzen müßten. Unvermögend, wie ihr seyd, eure römischen Unterthanen zu schirmen, ist doch vielleicht die Stadt wegen ihrer Lage an der Tiber eurer Plünderung bloßgestellt; wir dürfen uns aber nur 24 Stadien von hier, nach der ersten longobardischen Festung zurückziehen, dann mögt ihr die Winde verfolgen. Wisset, daß die römischen Bischöfe als eine Zwischenmauer den Frieden zwischen den Abend- und Morgenländern wahren, und daß eure kaiserlichen Vorgänger immer eifrig für diesen Frieden gearbeitet haben. Die Augen der Völker sind auf unsere Demuth gerichtet, und sie verehren den Apostel Petrus, dessen Bild ihr wollt zerbrechen lassen, als einen irdischen Gott. Die entfernten Reiche des Westens bringen Christo und dessen Verweser ihre Huldigungen dar, und wir sind im

Begriff, zu einem der mächtigsten unter jenen Herrschern zu reisen, der das Sacrament der Taufe aus unsern Händen empfangen will. Die Barbaren haben sich dem Joche des Evangeliums unterworfen, während ihr allein für die Stimme des Hirten taub seyd. Diese frommen Barbaren sind von Wuth entbrannt; sie dürsten, den verfolgten Osten zu rächen. Steht ab von eurem rasenden und verderblichen Beginnen, überlegt, zittert und bereuet. Wenn ihr auf eurem Sinne beharret, sind wir unschuldig an dem Blute, das in diesem Kampfe fließen wird; möge es über euer Haupt kommen."

Man hat die Aechtheit dieser zwei Briefe, aus denen hier einzelne Stellen mehr oder weniger wörtlich mitgetheilt sind, aus dem Grunde angegriffen, weil sie hier und da in zu plumpe Ausfälle hinüberschweiften, die man doch der Feder eines Papstes nicht zutrauen dürfe *). Es sieht mit dem vorgebrachten Zweifel ziemlich mißlich aus; nach dieser Art von Conjecturalkritik müßte man z. B. auch verschiedenen Philologen, die doch aus den Humanitätsstudien das Geschäft ihres Lebens machen, eine und die andere Streitschrift absprechen, für deren Verfasser sie ohne Widerrede gelten, und auch gelten wollen. Der Kaiser hatte wahrscheinlich in seinem Schreiben den Papst mit martialischem Ungestüme angelassen, wie man denn von einem Herrscher, der sich ohne die Empfehlung einer sorgfältigen Erziehung aus dem Staube zu der Höhe des Throns emporgearbeitet hatte, Feinheit der Sitten schwerlich erwarten darf. Die Sprache des Despo-

*) Rößlers Bibliothek der Kirchenväter, 10. Theil, Seite 474.

tismus, die Leo führte, ließ sich unmöglich in das Gewand der Artigkeit kleiden; sie wäre auch bei dem Vorsatze, dies zu thun, in kalten, grausamen Hohn umgeschlagen. Gregor konnte also leicht im Gebrauche der abgedrungenen Repressalien die Grenzen der Schicklichkeit überspringen, und in Augenblicken der Entrüstung vergessen, daß er Papst war, eben weil er zu lebhaft daran dachte. Die Schreiben des Kaisers sind wahrscheinlich von den Freunden der Bilder unterdrückt worden, von dieser Art der Rache war bis zum Unterlegen falscher Urkunden nur noch ein kleiner Schritt, und so ist es wohl auch möglich, daß wir in den ausgezogenen päpstlichen Briefen, die übrigens in das Jahr 730 hineinfallen, das Kunststück eines zweiten Pseudo-Isidor besitzen, ohne daß wir ihn zu entlarven vermögen.

In der theologischen Behandlung des Streits hat Gregor neben haltbaren Gründen auch einige schwächere aufgestellt, selbst mitunter starke histostorische Blößen gegeben. Eine darunter, die am meisten in die Augen fällt, rügte der Kaiser laut in seinem Antwortschreiben. Er bezeugte nämlich sein Befremden darüber, wie der Papst es wagen könne, die sechs ökumenischen Concilien als statthafte Belege für die Verehrung der Bilder anzuführen, da es doch weltbekannt sey, daß dieselben der Bilder mit keinem Worte gedächten. Diese unwiderlegliche Gegenbemerkung zwang den Papst zum Rückzug, er bewerkstelligte ihn nicht ohne Geschick durch folgende Erwiederung: Ihr fragt, wie es zugegangen, daß der Bilder in den sechs allgemeinen Concilien keiner Erwähnung geschehen? Und ich frage, wie ist es denn zugegangen, daß

man auf diesen Concilien nicht des Essens und Trinkens gedacht hat? Essen und Trinken ist von jeher nöthig gewesen, und eine ähnliche Bewandtniß hat es auch mit der üblichen Verehrung der Bilder. Denn die Bischöfe nahmen dieselben mit sich auf die Concilien, und nie ist ein frommer Mann ohne sie gereist."

Diese ausweichende Wendung versetzte den Streit auf ein Feld, wo er sich mit thatsächlicher und chronologischer Gewißheit nicht wohl ausmachen ließ; ein vollkommener Beweis war von beiden Seiten unmöglich.

Die eigentliche Meinung Gregors in dieser historischen Streitsache erhellt deutlicher aus seinen anderweitigen Aeußerungen, die auf die Behauptung hinausgingen, daß die gegenwärtige Verehrung der Bilder, getragen von der Uebereinstimmung der rechtgläubigen Christenheit, die Stimme eines allgemeinen Concils ersetze, das als solches unmöglich etwas anderes aussagen und feststellen könne, als was mit der Gesammtheit oder der entschiedenen Mehrzahl der verschiedenen Kirchen im sichern Einklange stehe *). Gregor hätte noch hinzufügen können, wäre ihm ein Seherblick in die stufenweise Fortbildung des katholischen Glaubens vergönnt gewesen, die aus so vielen später hinzugekommenen Satzungen oder neuen Bestimmungen herkömmlicher dunkler Vorstellungsweisen und Gebräuche

---

*) Gibbon Vol. 9. pag. 20. A more speciells argument is drawn from present possession and recent practice: Che harmony of the Christian World supersedes the demand of a general council.

unwidersprechlich erhellt, wie z. B. aus der fortschreitenden Entwickelung der Abendmahlslehre, der Ohrenbeichte u. s. w., daß die katholische Kirche, insofern sie mit sich selbst einig sey, nicht an die Fixität der äußern Erscheinungswelt gebunden sey; daß es ihr genüge, die innere geheimnißvolle Identität ihrer Lehre und Disciplin aufrecht zu erhalten; daß die abwesenden Spuren der Bilderverehrung in den ersten Zeiten keine ganz freie und natürliche Richtung des frommen Gemüths bezeichneten, weil sie durch den frühern, damals sehr nothwendigen und ordnungsmäßigen Widerstand gegen das herrschende Heidenthum bedingt gewesen seyen, wie man dies deutlich an der allmähligen Veränderung merken könne, ja merken müsse, welche die Bilder im steigenden Einverständniß mit der günstigen Weltlage aus dem ursprünglichen Schattenreiche der Phantasie und Empfindung in das Licht einer verklärten Anschauung hervorgezogen habe. Der Hauptbeweis Gregors für die Bilder, auf welchen er unter mannichfaltigen Formen der Vertheidigung immer wieder zurückkommt, wenn er auch dabei nicht selten von dem bequemsten Wege abgleitet, ist der Grundgedanke, daß die Bilder als Mittel der Versinnlichung und Erinnerung die erregte Andacht von dem Zeichen auf das Bezeichnete führen und wenn dabei keine falsche Verwechselung stattfindet, weit entfernt die Abgötterei zu befördern, wesentlich dazu dienen, die Anbetung und Offenbarung des Einen lebendigen Gottes im Geist und in der Wahrheit zu verherrlichen. Gregor widersprach sich nicht; er handelte vielmehr sehr folgerichtig, wenn er in diesem Sinne jede bildliche Darstellung des höchsten Wesens unbedingt

verwarf, er erklärt sich darüber folgendermaßen: Wir erlauben uns keine Bilder von Gott, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, weil es unmöglich ist, denselben zu malen oder zu versinnbilden. Hätten wir ihn aber je in der Art gesehen oden kennen lernen, wie dies mit seinem Sohne der Fall ist, so würden wir ihn auch eben sowohl als den Sohn abgemalt haben; die portraitmäßige Richtigkeit des Bildes Christi thut hierbei nichts zur Sache, mochte auch der Papst dem Bilde von Edessa einen höhern Werth beimessen, als ihm billigerweise nach den Aussagen der Geschichte zukommt; er ging offenbar von der Ansicht aus, daß die Gottheit Christi in die Gestalt seiner Menschheit unsern Sinnen näher gerückt sey, und daß den Gläubigen mithin auch das Recht und die Genugthuung zusteht, sich dem Erlöser annäherungsweise oder idealisch zu vergegenwärtigen. Freilich schwankte auch Gregor im Geschmacke und nach dem Bedürfnisse seiner Zeitgenossen, wie mehrere seiner Andeutungen verrathen, über die feine Linie hinaus, die den statthaften Gebrauch vom Mißbrauche unterscheidet; er räumte den Bildern, nach der Wahl seiner Ausdrücke zu urtheilen, mehr ein, als ihnen selbst bei einer milden und nachsichtigen Prüfung zukommt; er trübte seine Einsicht durch die Farbe des beigemischten Gefühls und wußte beide nicht in der gehörigen Sicherheit auseinander zu halten. Eine bestimmte Gesetzgebung läßt sich überhaupt in dieser Sache nicht durchführen; sie wird entweder zu negativ, wie wir dies an dem Verfahren Leo's sehen, und berührt dann das Heilige zu hart und grausam, oder sie verfällt zu sehr ins Positive, übernimmt sich dann in der Wärme

des an und für sich löblichen Eifers, und geräth so leicht unter die Streiflichter des verkörpernden Mysticismus; eine Klippe, die Gregor nicht ganz vermeiden konnte. Man muß ihn mehr nach dem beurtheilen, was er sagen wollte und wofür ihn die angemessenen Worte abgingen, als nach dem, was ihm in der übertriebenen Darstellung mißlang. Vielleicht ließen sich die Mitglieder der sechs allgemeinen Concilien unter andern auch darum nicht auf die Bilder ein, weil sie merkten, daß die Richtung und das Maaß des vollkommen entsprechenden Gefühls als eine rein innerliche Größe unmöglich auf eine allgemein giltige, gleichsam greifliche Weise, wie das Facit einer gewöhnlichen Rechnung, aufs Reine, oder wenn einiger Scherz erlaubt ist, aufs Trockne gebracht werden könne. Die besagte Schwierigkeit ist unauflöslich; die katholische Kirche hat nie unterlassen, vor den groben Verwirrungen zu warnen, die sich bei dem zweckmäßigen Gebrauche der Bilder ein- und hervorzudrängen pflegen; will sie aber die genügsamen und ächten Ergießungen der Andacht nicht gewaltthätig hemmen, so vermag sie auch nicht, aus Achtung für jene, die üppigen, wilden Auswüchse in ihrer Wurzel mit entschiedenem Erfolge auszurotten; sie denkt bei der Verstattung der Bilder an das Vorbild des himmlischen Vaters, der seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte.

Man hat mit Recht und mit Unrecht zwischen der Vertheidigungsmethode Gregors und der Art und Weise, wie erleuchtete Heiden ihre Verehrung der Gottesbilder zu rechtfertigen suchten, eine Parallele ziehen wollen, als sey auf beiden Seiten ein und dasselbe Element einer verkehrten Gemüths-

stimmung vorhanden. Die Katholiken kamen allerdings darin mit den weisern Heiden überein, und sie dürfen dies ohne Zwang eingestehen, daß sie sich wie diese von dem Zeichen zu dem Bezeichneten, von der Form zum Gehalt erheben; sie weichen darin aber wieder völlig von ihnen ab, daß sie eine ganz andere und höhere Beziehung zwischen den Bildern und deren Gegenständen anknüpfen, worin das unterscheidende Wesen des Christenthums keinen Augenblick zu verkennen ist. Sie sehen in den Bildern immer und überall Ausstrahlungen des göttlichen Geistes und bleiben daher streng auf dem Gebiete des Monotheismus, sonst müßte es auch schon Götzendienst seyn, wenn wir den Schöpfer in seinen Werken, den Bildern seiner Allmacht erkennen; die Heiden trennten die Götterbilder von einander, brachten sie wohl gar in Gegensatz, indem sie unter ihnen die waltenden Naturkräfte oder die Verhältnisse der geselligen Ordnung verehrten; und eben dadurch machten sie sich des Polytheismus schuldig, wiewohl es noch immer die Frage ist, ob die tiefern Seelen unter ihnen nicht auch an einem Gedanken der obersten leitenden Einheit festhielten, durch welchen sie die Ausgeburten des mythologischen Volksglaubens reinigten.

Die unglücklichen Bemühungen Leo's liefern von der andern Seite eine neue Bestätigung zu der alten Wahrheit, daß auch der beste und stärkste Wille des Einzelnen gegen die Gewalt der öffentlichen Meinung nur schwach ist. Leo wollte seine Ueberzeugung, die gewiß nur auf einen kleinen, gleichgesinnten Kreis beschränkt war, der widerstrebenden Mitwelt als ein unwiderrufliches Gesetz

aufdringen, und ist deshalb von den unbedingten Verfechtern seiner angeblich reinen Grundsätze bis auf den heutigen Tag sattsam gepriesen worden. Allein unter dem Scheine der Freiheit umfaßten ihn die Sklavenketten des Egoismus, und wer sich als beschränkter Mensch im alleinigen Besitz der Wahrheit wähnt, hat noch nicht einmal den Vorgeschmack derselben, vielweniger sie selbst; wer aus dem Thron einen theologischen Catheder bauen will, ist ein phantastischer Usurpator, so redlich auch seine Absichten seyn mögen, und wer endlich versucht, den Gewissenszwang mit den Waffen in der Hand zu lehren, gleichviel für welche Begriffe er kämpft, der gehört sicherlich nicht unter die Wohlthäter der Menschheit. In einem gewissen Sinne war Leo an der öffentlichen Zerrüttung weit mehr schuld als der Papst, weil er über seinen eigenen Ansprüchen den lauten Ruf der Zeit überhörte und eine unnatürliche Stellung ertrotzen wollte, die nun einmal auf die Länge nicht zu behaupten war. Gregor fand dagegen in der Masse des Volks die freiwilligste Unterstützung; seine Stimme brach sich in einem unendlich vervielfältigtem Echo, sein theologischer Eifer ging mit seinem politischen Streben ganz von selbst Hand in Hand, so daß man unmöglich mit Gewißheit nachweisen kann, wo jener aufhörte und dieses anfing.

Auf einem in Rom versammelten Concil wurde unter Gregors Vorsitze die Beibehaltung und Verehrung der Bilder einmüthig bestätigt; die hier gepflogenen theologischen Verhandlungen sind nur zum Theil aus einem Schreiben des Papstes Hadrian I. an Karl den Großen bekannt. Einige griechische Geschichtschreiber melden, Gregor habe

den Kaiser Leo auf jenem Concil förmlich in den Bann gethan, und ihm zugleich die fernere rechtmäßige Beziehung des bisher üblichen Tributs abgesprochen. Von dem gedachten Bann wissen die lateinischen Geschichtschreiber nichts, mit Ausnahme des Anastasius Bibliothekarius, der jedoch auch nur in demjenigen seiner Werke davon redet, wo er lediglich griechischen Führern folgt. In seinen, aus den Archiven der römischen Kirche geschöpften Lebensbeschreibungen der römischen Bischöfe, die für die Wahrheit unfehlbar den stärkern Ausschlag geben, erwähnt er des vermeinten Bannes mit keinem Worte. Dies Stillschweigen berechtigt zu einem starken Mißtrauen gegen die anderslautende Nachricht der Griechen. Gregor, so scheint es, wollte nicht gern das Aeußerste versuchen, sondern sich einen Ausweg offen behalten, um mit dem Kaiser, wenn er sich künftighin füge, wieder in friedliche Verhältnisse zu treten; es genügte ihm, die Verfolgung der Bilder im Allgemeinen zu verdammen, da die Verfolger ohnehin in dies Strafurtheil mit eingeflochten waren. Eben so wenig dürfte Gregor die Zahlung des Tributs, welche den italienischen Unterthanen des Kaisers oblag, durch sein apostolisches Machtwort gehemmt oder gar untersagt haben, wenn man auch schwerlich annehmen darf, daß er umgekehrt dafür thätig war, und die ganze Sache ernstlich zu Herzen nahm. Lannoi hat gegen Baronius nicht nur die Unrichtigkeit der griechischen Darstellung erwiesen, sondern auch insbesondere dargethan, daß es den römischen Bischöfen jener Zeit, selbst nach dem Bekenntnisse Gregors II. nicht in den Sinn gekommen ist, über die Regierung und Einkünfte der Fürsten anmaßlich entscheiden

zu wollen. Eben so unstatthaft ist das Vorgeben, als habe Gregor in Rom und in weitern Kreisen die Stelle des Kaisers eingenommen; je tiefer das Ansehn des Letztern in Italien sank, desto mehr gewann begreiflicherweise der Einfluß des Erstern. Die in den politischen Verhältnissen entstandene Lücke mußte irgendwie vorläufig ausgefüllt werden, und wahrscheinlich ließ sich der Papst nicht eben lange um seinen Beistand bitten. Das ist ungefähr Alles, was man über die verwickelte Lage der Dinge muthmaßen kann.

Der Kaiser, sagt man weiter, zog unter so bewandten Umständen die Patrimonien der römischen Kirche in Sicilien und Calabrien ein. Leo ging in seiner strengen Ahndung noch weiter; er entriß Ostillyrien dem römischen Stuhle, dem es seit den Tagen des Bischofs Damasus zugehört hatte, und unterwarf es sammt Sicilien und Calabrien dem Patriarchen von Konstantinopel. Dadurch fällt auch auf die besagte Einziehung der römischen Patrimonien ein helleres Licht.

Unter diesen fortdauernden Unruhen starb Gregorius II. am 20. Februar 732 nach einer Kirchenverwaltung von 15 Jahren, 8 Monaten und 23 Tagen. Sein sittlicher Charakter ist zwischen den Anklagen und Lobeserhebungen der Parteisucht nicht mit Bestimmtheit auszumitteln, und auch die Thatsachen, sonst die besten Bürgen, lassen eine sehr verschiedene Deutung zu. Er hat wegen seiner muthigen Vertheidigung der Bilder den Ruhm eines Heiligen davon getragen. Wie außerordentlich viel das fortschreitende Papstthum ihm verdankt, zeigt die Geschichte seines öffentlichen Lebens. Ehe wir ihn verlassen, sey hier noch mit zwei Worten

der Parteinamen gedacht, welche der Streit für und gegen die Bilder hervorrief. Die Bilderfreunde hießen εἰκονοδοῦλοι, die Bilderstürmer εἰκονοκλασται, woraus die deutsche Zunge Ikonoklasten gebildet hat.

Gregor III., ein Syrer, und zur Zeit seiner Erhebung römischer Priester, wurde, als er der Leichenbestattung Gregors II. beiwohnte, zu dessen Nachfolger erwählt; die öffentliche Meinung erklärte sich so laut, so unerwartet für ihn, daß man in ihr einen unmittelbaren Wink des Himmels zu sehen glaubte. Seine Weihung verzog sich bis zum 18. Mai, weil es nöthig schien, die kaiserliche Bestätigung abzuwarten, deren herkömmliches Organ der Exarch war *). Gregor wandelte mit Klugheit und Kraft auf dem Wege seines Vorgängers; wahrscheinlich hatten ihn die Römer hauptsächlich deswegen auf den Stuhl des Petrus gesetzt, weil sie fühlten, daß Beharrlichkeit in den erprobten Grundsätzen jetzt nothwendiger sey als je, da so Vieles auf den Vorabend großer Ereignisse hinwies. Gregor III. 732—741.

Gregor III. bezeichnete den Antritt seiner Regierung mit einem Schritt, der sogleich allen Zweifel niederschlug über die Partei, welche er in dem unseligen Bilderstreite für die rechte und wahrhaft

---

*) Bower behauptet, Gregor III. sey der letzte römische Bischof gewesen, der seine Bestätigung vom griechischen Kaiserhofe empfangen. Es erhellt indessen aus mehreren Spuren und selbst aus der Zeitrechnung nach Jahren der Kaiser, daß Roms geistliche und weltliche Macht auch noch später von Konstantinopel abhängig blieb, wenn gleich der Zusammenhang immer loser wurde, bis er bald ganz aufhörte.

christliche erkenne. Der römische Priester Gregorius, welcher den Kaiser Leo III. als Ueberbringer eines päpstlichen Abmahnungschreibens zur Duldsamkeit gegen die Bilderverehrung bewegen sollte, hatte nicht den Muth, als er in Konstantinopel die entschiedenen Vorkehrungen der Regierung zur Niederkämpfung des vermeinten abgöttischen Aberglaubens erblickte, sich seines Auftrags zu entledigen, sondern kehrte aus Furcht eiligst nach Rom zurück, wo er eine Aufnahme fand, wie sie seinem Ungeschick und seiner Feigheit gebührte. In der ersten Aufwallung des Unwillens drang Gregor auf dessen Absetzung; später ließ er sich durch die Fürbitten der Geistlichkeit und des Adels, und die reuige Unterwerfung des unglücklichen Geschäftsführers sogar so weit besänftigen, daß er ihm für denselben Zweck noch einmal nach Konstantinopel schickte, als wollte er ihm Gelegenheit geben, sein schweres Vergehn wieder gut zu machen. Das Schicksal nahm sich dieses hinkenden Boten gnädig an; denn kaum hatte er auf seiner Reise Sicilien berührt, so wurde er von den Leuten des Kaisers angehalten, des päpstlichen Schreibens beraubt, und auf höhern Befehl in Verwahrung genommen. So ganz spurlos scheiterte diese Unterhandlung in sich selbst, noch ehe sie wirklich begonnen hatte.

Auf die Nachricht von der gewaltthätigen Behandlung seines Abgeordneten versammelte Gregor 732 eine Synode von 93 Bischöfen, und zwar bei dem Grabe des Apostels Petrus; das Volk und der Adel, beide nicht ohne Absicht zugelassen, bezeugten die innigste Zufriedenheit mit der Verordnung, welche, wie es hieß, die Anbetung der Bilder nach dem alten Gebrauch der apostolischen Kirche

bestätigte. Um das Werk zu krönen, wurde zugleich der Bann gegen alle diejenigen ausgesprochen, die es forthin wagen würden, die heiligen Bilder niederzureißen, zu zerschlagen, zu beschimpfen oder zu lästern, vorzüglich die des Heilandes, der Maria, der Apostel und anderer Heroen der Andacht. Der laute Freudenruf der anwesenden Laien verkündete den allgemeinen Einklang der aufgeregten Gemüther. Ein zweiter Gesandter, Constantinus, Defensor und Syndikus der römischen Kirche, sollte in gleicher Absicht, wie der erste, an Leo abgehn, und demselben wahrscheinlich, wenn keine Gegenvorstellung fruchtete, den Beschluß der Synode überreichen; er wurde unterwegs aufgegriffen und nach einer zwölfmonatlichen Gefangenschaft mit dem höhnischen Bedeuten entlassen, bei seiner Rückkehr nach Rom Rechenschaft abzulegen von dem Ausgange seiner Sendung. Die Städte des mittlern Italiens konnten durch ihre Abgeordneten in Konstantinopel eben so wenig etwas ausrichten, und erlitten in der Person der Letztern gleichfalls schmähliche Mißhandlungen; so verschwand jede Aussicht auf mögliche Annäherung und der Bannfluch, welcher zwar den Kaiser nicht namentlich aber doch mittelbar und einschließungsweise traf, vergrößerte nur noch mehr den gefährlichen Riß. Mit dem Widerstande Leo's wuchs auch der Feuereifer Gregors; er ließ nicht ohne einen beträchtlichen Kostenaufwand aus verschiedenen Stiftungen eine reiche Sammlung von Bildern veranstalten, gesellte ihnen noch eine Menge von Reliquien zu, in der frommen Absicht, auf diese Weise einen recht auffallenden Triumph über seinen Gegner zu erhalten, auf dessen geschärften Befehl die Bilder als Ge=

genstände eines vermeinten Götzendienstes an den Wänden theils übertüncht, theils auf die Seite geschafft und zertrümmert worden waren. Leo war jetzt hartnäckiger als je. Das Gefühl seines reinen Willens, verstärkt durch den Stolz einer kalten, und wenn auch nicht geradezu falschen, doch höchst einseitigen Aufklärung, riß ihn immer weiter vorwärts; im leidenschaftlichen Unmuth über die kräftigen Gegenanstalten Gregors, in denen er eine trotzige Herausforderung erblickte, ließ er eine Flotte ausrüsten, um den widerspenstigen und verblendeten Priester, so wie dessen fanatische Anhänger, durch Waffengewalt zum Gehorsam und zur Vernunft zurückzubringen. Beide Gegner glaubten das Recht und die Religion auf ihrer Seite zu haben, und beide übersahen in der Hitze des Streits den Punkt, von dem eine wohlthätige Verständigung einzig und allein ausgehen konnte. Für Gregors Ansicht sprach das Bedürfniß einer sinnlich-religiösen Hingebung, erhöht durch die andächtigen Bestechungen der Kunst, befestigt durch die Macht süßer Gewohnheit. Leo stützte sich dagegen auf die ursprüngliche Einfachheit des Christenthums; ihn empörte der grobe unläugbare Mißbrauch, zu dem die Verehrung der Bilder die schwärmende Unwissenheit verführte, er kämpfte mit redlichem Sinn für die Vervollkommnung des Glaubens, ohne zu merken, daß in diesen bereits so viele fremdartige Zuthaten und Aeußerlichkeiten eingedrungen waren, daß sie unmöglich ausgerottet werden konnten, wollte er nicht das ganze Gebäude der Ueberlieferung erschüttern. Seine Erleuchtung erstreckte sich nur bis auf einen gewissen Umfang, jenseits desselben wandelte auch er im Dunkeln, sonst wäre er bei richtiger Einsicht

in die menschliche Schwäche nicht soweit gegangen, oder früher wieder umgekehrt. Die Flotte, welcher er seine Hoffnung und Rache anvertraut hatte, wurde im Frühlinge des Jahres 734 auf dem adriatischen Meere von einem wüthenden Sturme größtentheils versenkt und zertrümmert. Die Ueberbleibsel der Verwüstung reichten von einer Küste bis zur andern. Der Exarch von Ravenna konnte unter solchen Umständen den kaiserlichen Willen nicht zur Vollstreckung bringen; die Stimmung des Volks erklärte sich so laut für Gregor, daß die Bande zwischen Rom und Konstantinopel zu bloßen Schattenbildern herabsanken. Rom, jetzt auf sich selbst beschränkt, wurde von der Gewalt der Ereignisse, nicht minder von dem Geiste unruhiger Thätigkeit, da jeder andere politische Haltpunkt fehlte, in eine republikanische Regierungsform hineingezwängt; man wählte Richter für die Angelegenheiten des Friedens, und Anführer für die Geschäfte des Kriegs. Die Versammlungen und Entscheidungen der Edlen hingen in ihrem Nachdrucke von der Einstimmung und Unterstützung des Volks ab; den Abgang der Gesetze deckte, so weit es möglich war, der Einfluß der Religion. Das päpstliche Ansehn gab der losen Verbindung einen nothdürftigen Zusammenhang. Die Römer gewöhnten sich immer mehr ihre Bischöfe auch als ihre weltlichen Oberhäupter zu betrachten, da deren geistliche Wirksamkeit von so vielen Seiten her mit der bürgerlichen Ordnung zusammenfloß *). Wenn die geistliche Stellung des Clerus, wie ein scharfsinniger Geschichtsforscher bemerkt hat, überall auch

*) Gibbon, 9. Bd. S. 27.

dessen weltliche nach sich zog, und zu einem durchgreifenden Ergebniß ausarbeitete; so mußte dieser Bildungsgang offenbar in Rom, sobald die Triebfedern aus der Ferne nachließen, oder sich durch ihr Gegengewicht wechselseitig schwächten, unter Begünstigung der Zeitumstände um so viel schneller erfolgen, wiewohl es deswegen noch nicht zu einer festen Organisation kam und Gelegenheit, so wie die jedesmaligen Bedürfnisse, fortwährend die mächtigsten Hebel des theokratischen Gemeinwesens blieben. Daß Leo, um eine religiöse Neuerung durchzusetzen, im Widerspruche mit den herrschenden Begriffen und Gefühlen an diesen Kampf die schwachen Reste seines kaiserlichen Ansehens in Italien wagte, wird immer ein politischer Fehlgriff bleiben; er bereitete dadurch nicht wenig die neuen Verhältnisse vor, welche späterhin den Einfluß des griechischen Hofes auf Rom völlig vernichteten. Geschwächt durch den Verlust seiner Flotte und auf andern Punkten seines Reiches bedroht, das er jedoch mit Kraft, Einsicht und Glück vertheidigte *), begnügte er sich damit, die Patrimonien der Apostel Petrus und Paulus in Sicilien und Calabrien einzuziehen, deren damaliger Ertrag gegen dritthalb Talente ausgemacht haben soll, nach unserm Gelde etwas mehr als 2000 Thaler. Diese Maßregel hatte er schon früher ergriffen, wie zu seiner Zeit gemeldet worden ist; entweder schärfte er jetzt neuerdings den erlassenen Befehl oder es findet hier ein Anachronismus Statt.

*) Am richtigsten dürfte Gibbon die unverkennbaren Regententugenden Leo's gewürdigt haben, unbeirrt von dem Geschrei der Parteien. History of the decline etc. Vol. 8. p. 334 u. 35.

Gregor hatte einen schweren Stand; denn wie angelegentlich und klug er auch die ihm ergebene Bevölkerung Italiens durch das Feuer des Bilderstreits an seinen Stuhl zu fesseln suchte, so reichte der Beistand der entflammten Menge doch nicht hin und am wenigsten auf die Dauer, der schwankenden Ordnung der Dinge eine feste Unterlage zu bereiten. Die unvermeidliche Reibung zwischen Rom und dem longobardischen Reiche, unter dem Scepter Luitprands bedenklicher als je, flößte nicht ohne Grund ängstliche Besorgnisse ein, die keine vorübergehende Aussöhnung gründlich tilgen konnte, wie mehrmalige Erfahrung genugsam gelehrt hatte. Nachdem es mit dem griechischen Hofe zum schlimmsten Bruch gekommen war, konnte auch Gregor nach dem Beispiele seiner Vorfahren die kaiserliche Macht nicht mehr als Hinterhalt brauchen, um die longobardische in Schranken zu halten. Den Päpsten dieser und der vorhergegangenen Zeit war natürlich weder mit der einen noch mit der andern wahrhaft und wesentlich gedient, darum eben hatten sie sich bisher zwischen beide in eine gewisse Mitte von Unabhängigkeit zu setzen versucht, wiewohl sie oft gegen ihre Absichten über das erwünschte Ziel der Annäherung fortgedrängt wurden. Je deutlicher sie den engen unzertrennlichen Zusammenhang ihrer geistlichen Gewalt mit ihrem weltlichen Besitzstande einsahn, desto unablässiger mußten sie auf Mittel sinnen, die an sich ungleichartigen Kräfte zu verschmelzen, und durch künstliche Anstrengungen zu stärken. Den errungenen Standpunkt zu verlassen, stimmte weder mit ihrem Gewissen noch mit ihrem Vortheile, am wenigsten mit ihrer Neigung zusammen; man macht übermenschliche Forderungen an sie, man

mißversteht ihren Beruf, wie sie ihn durch die Praxis von Jahrhunderten geübt und aufgefaßt hatten, wenn man ihnen jene freiwillige Entsagung zumuthet, die zuletzt auch ihren wohlthätigen, reingeistlichen Einfluß untergraben haben würde.

Es darf mithin nicht befremden, daß Gregor, wachsam auf die gefährlichen Fortschritte der longobardischen Macht, als Vertreter der Kirche dem Herzoge Thrasamund von Spoleto die Hand bot, als dieser trotzige und unternehmende Vasall im Sinne jener Zeit und nach einem früher vereitelten Versuche jetzt aufs neue gegen seinen königl. Lehnsherrn aufstand und bald darauf durch dessen siegreiche Waffen aus dem Lande gejagt, nach Rom floh, wo er die freundschaftlichste Aufnahme fand. Umsonst verlangte Luitprand dessen Auslieferung; Gregor, der römische Patricius oder Herzog Stephanus, nicht minder die gesammte Bevölkerung der Stadt schätzten denselben. Luitprand erschien jetzt als Rächer auf dem römischen Gebiete, eroberte schnell die vier Städte Ameria, Hortas, Polimartium und Blera, und nur die unerträgliche Hitze des Sommers setzte dem Fluge seiner Eroberungen ein Ziel und bewahrte die Römer vor dem Anblicke des zürnenden, schwer beleidigten Helden.

Kaum war Luitprand nach Pavia zurückgekehrt, so eroberte auch Thrasamund mit Hülfe der Römer sein Herzogthum wieder; gleichen Vorschub hatten sie der Empörung Gottschalks, des Herzogs von Benevent geleistet. Diese ihren Kräften so wenig angemessene Keckheit verdiente eine ernsthafte Züchtigung. Luitprand ließ nicht lange auf sich warten; Verheerungen verkündigten schon von weitem

seine Ankunft und bald auch seine furchtbare Nähe. Der Exarch konnte und wollte nicht retten; die Venetianer waren gegen die Longobarden zu schwache Bundesgenossen, Spanien hatte vollauf mit der Obmacht der Saracenen zu thun; nur vom fränkischen Reiche stand Hülfe zu erwarten, wo Karl Martell unter dem bescheidenen Namen eines Major Domus alle Gewalt behauptete, die sonst dem Könige eignete; er, der glorreiche, allgemein gefeierte Sieger von Poitiers (732), der Europa vor der Ueberschwemmung des Mohamedanismus gesichert hatte, der kräftigste Hort der gesammten Christenheit. Auf ihn richtete auch Gregor seine Hoffnung.

Ursprünglich füllte der Major Domus, oder um den entsprechenden deutschen Ausdruck zu brauchen, der Hausmeier des merovingischen Königsstammes, denselben Geschäftskreis aus, wie jeder andere seiner Namensträger, der irgend einem einzelnen Haus- und Hofwesen vorstand, nur mit dem Unterschiede eines erweiterten Umfangs, wie denn zufolge einer früher gemachten Bemerkung, die landwirthschaftliche Verfassung der freien und angesehnern fränkischen Familien von allen Seiten nach oben und unten dieselbe war. Der König selbst stellte nicht viel mehr als den ersten Gutsbesitzer dar, fuhr in solcher Eigenschaft auf einem mit Ochsen bespannten Wagen innerhalb seiner Besitzungen umher, erschien in demselben Aufzuge auch bei den öffentlichen Versammlungen, und legte auch wohl selbst Hand an die gewöhnlichen Verrichtungen eines Landwirths. Der königliche Hausmeier war nichts weiter als der erste der Leute, das vermittelnde Glied zwischen dem Regenten und dessen vielgestaltiger Dienstmannschaft; er beauf-

sichtigte in dieser Eigenschaft das gesammte Güterwesen, saß dem Hofgerichte vor, führte das Wort im Rathe der Regierung, galt für den natürlichen Vormund und Reichsverweser während jeder Minderjährigkeit und hatte endlich auch das Heft des Krieges in Händen, da das Wesen der Gefolgschaften mit den landwirthschaftlichen Einrichtungen genau verbunden war, wie ebenfalls schon anderwärts angedeutet worden ist. Als die Richtung der Gefolgschaften sich zum großen Nachtheile der öffentlichen Freiheit änderte, rückten auch die königlichen Hausmeier in eine andere, ungleich verwickeltere Stellung; sie mußten sich zwischen dem Könige und dessen Leuten zu behaupten suchen, wogegen sie sich früher, bei größerer Innigkeit der Verhältnisse, größtentheils darauf beschränken konnten, das Oberhaupt des Reiches zufrieden zu stellen, und vorzugsweise im Auge zu behalten. Die ersten Hausmeier, wahrscheinlich unbedeutende Geschöpfe, spielten auch nur eine unbedeutende Rolle; ihre Namen ruhen in verdienter Dunkelheit. Eine wichtigere Periode begann für ihre Nachfolger seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts, hauptsächlich unter dem verworrenen Streben der Parteien, den erneuerten Theilungen des Reichs, dem blutigen Zwiste der königlichen Familie. Pipin von Landis, auch der Aeltere genannt, geboren an den Ufern der Maas, vereinigte Besonnenheit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe in einem seltenen Maaße; seit 622 Major Domus in Austrien, ingleichen Reichsverweser des jungen Dagobert, legte er den ersten Grund zu der wachsenden Größe seiner Familie, deren reiche Naturgaben mit ihrem steigenden Einfluß im erfreulichsten Verhältnisse standen, als

sollte das Geschlecht der Pipine den Franken Ersatz leisten für das beschleunigte Hinwelken der Merovinger. Der Tod Pipins (639) versetzte ganz Austrien in Trauer; seine Tugenden und Verdienste bereiteten ihm die schönste Leichenfeier. Sein Sohn Grimoald ging schon mit dem Gedanken um, die Würde der Hausmeier seinen Nachkommen als ein Erbgut zu hinterlassen, fiel aber auf dem Gipfel des Glücks, indem er dem eignen Sohne die Krone zuwenden wollte, als ein Opfer seiner hochfliegenden Entwürfe. Der Sieg bei Testri (687) erhob Pipin von Herstal, den Enkel des ältern Pipin, zum Hausmeier in Austrien, Neustrien und Burgund; an der Spitze des vereinigten Reichs regierte er vier Schattenkönige, war die Seele aller großen Geschäfte im Kriege wie im Frieden, und in der That Monarch, worauf seine dankbaren Franken nicht undeutlich anspielten, indem sie ihm den Titel eines Herzogs und Fürsten beilegten. Nachdem er den Friesenherzog Radbot geschlagen und zinsbar gemacht, den Bundbrüchigen, für den die Natur des Landes kämpfte, von neuem gedemüthigt, mit den streitbaren Sachsen ohne entscheidenden Erfolg sich gemessen, und seine Waffen an den Allemannen und Baiern fruchtlos versucht hatte, starb er nach einer 34jährigen Regierung im Anfange des Jahres 714 auf seinem Landgute an der Maas. Sein Ansehen war so fest begründet, daß er kurz vor seinem Ende noch über die Würde des Major Domus, wie über ein unantastbares Eigenthum verfügen konnte. Seine letzte Entscheidung erregte in seiner Familie, wie im Lande, den gefährlichsten Zwiespalt; Karl, Pipins Sohn, von einer zweiten Gemahlin geringern Standes, wenn

man ihn nicht geradezu als Bastard bezeichnen will, wie gewöhnlich geschieht, wurde von den Ostfranken (716) zum Feldherrn und Fürsten ausersehen; sie meinten in Absicht auf Muth, Weisheit und Schönheit der Gestalt in ihm das würdige Ebenbild des verehrten Vaters zu finden. Es kam darüber zwischen ihm und der ebenbürtigen Gemahlin Pipins zu offenen Feindseligkeiten, denen ein hartnäckiger Kampf zwischen den West- und Ostfranken zur Seite ging, bis Karl zuletzt nach mancher zweifelhaften Wendung des Kriegsglücks über alle seine zahlreichen Gegner, unter denen auch die Friesen waren, den Sieg davon trug, hauptsächlich in der Schlacht bei Vincy. Anerkannt als alleiniger Nachfolger seines Vaters, stellte er Clotar IV. als König zur Parade auf; nach dessen Tode ließ er mit Beibehaltung seiner bisherigen Macht den westfränkischen Chilperich, in Erwägung der schwierigen Zeitumstände, dieselbe Scheinrolle fortspielen, und übertrug sie, als auch dieser schon 720 starb, denn die jetzigen Merovinger waren noch Leib und Seele schon bei ihrer Geburt Candidaten der Verwesung, dem aus dem Kloster hervorgegangenen Theoderich IV., welcher 17 Jahre auf dem längst gesunkenen Throne als Figurant schlief. Von den Sachsen wandte er sich mit Windeseile gegen die Friesen, brach dann gegen die Allemannen auf, eroberte 728 Baiern, und fiel mitten unter den Vorbereitungen zu einem erneuten Zuge gegen die Sachsen über Schwaben so unwiderstehlich her, daß den Bezwungenen seitdem nichts übrig blieb, als die Ruhe des Gehorsams. Einen unüberwindlichen Widerstand leistete dagegen Aquitanien, obwohl Karl zweimal in Einem Jahr (731) gegen

dasselbe in den Waffen war. Furchtbar bedrängt von der unermeßlichen Uebermacht der spanischen Saracenen mußte Eudo, der Herrscher von Aquitanien, sich bald darauf seinem Feinde Karl in die Arme werfen. Die alte Zwietracht erlosch plötzlich vor dem Andrange neuer gemeinschaftlicher Gefahren, welche die christliche Welt aus ihren Angeln zu reißen drohten. Die Ueberreste des aquitanischen Heeres stießen zu den Ostfranken und Deutschen, und rückten südwärts von Tours den Saracenen entgegen. Diese nahmen in unübersehbaren Reihen die nördlichen Gefilde von Poitiers ein, jene lagerten mit ihren gewaltigen Massen in und bei den Vorstädten. Sieben Tage verstrichen, ehe der Hauptschlag geschah; man achtete und fürchtete sich gegenseitig, und prüfte sich und das Glück, anfänglich bloß in geringern Treffen. Die unüberwundenen Saracenen hatten schon zwei Erdtheilen Gesetze gegeben, und wollten das Joch ihrer Herrschaft jetzt auch dem dritten, Europa, auflegen. Die Franken ragten vor allen Völkern des Abendlandes durch Tapferkeit, Ausdauer, Unternehmungsgeist und das weltbewährte kriegerische Talent ihres Feldherrn hervor; es eröffnete sich ein Schauspiel, würdig des Anblicks der gepriesensten Helden. Mangel an Lebensmitteln zwang zur Entscheidung. Abderahman, der Oberanführer der Saracenen, schloß den Seinigen alle Wonnen des Paradieses auf, um sie für den Sieg zu begeistern. Karl erinnerte an die Großthaten der Vergangenheit, an die Gefahren des Christenthums, an die unsäglichen Verheerungen des übermüthigen Feindes. Die Saracenen stürmten mit allem Feuer des Südens, die Franken und Deutschen standen

unbeweglich wie die Eisberge des Nordens. Die untergehende Sonne sandte den Myriaden Erschlagener ihre Strahlen nach, und noch immer schien das Loos der ungeheuern Schlacht zu schwanken. Da rafften sich die Christen zu einem letzten vernichtenden Angriff auf, und brachten die Nacht drohend unter den Waffen zu, bereit den Kampf am nächsten Morgen zu erneuern. Früh meldeten ausgeschickte Kundschafter den Rückzug des Feindes und dessen vollständige Niederlage, bestätigt durch den Anblick der Wahlstatt. Abderahman war geblieben, die Trümmer des geschlagenen Heeres entflohen nach Septimanien; Karl, einen Hinterhalt fürchtend, und geschwächt durch das entsetzliche Blutbad, setzte ihnen nicht nach, sondern ging bei Orleans über die Loire zurück. Dieser Sieg rettete die Freiheit und den Glauben der Christen. Karl erhielt von der dankbaren Bewunderung seines Volkes den Beinamen des Hammer (Martells); die Etymologie des Ehrentitels erklärten die Leichen der Saracenen *).

Unmittelbar darauf rückte er mit seinen Tapfern in Burgund ein, unterwarf die Hauptstadt

*) Geschichte der merovingischen Hausmeier von Georg Pertz. Diese gründliche, quellengemäße Arbeit ist bei der vorstehenden Darstellung zum Grunde gelegt worden; es scheint indessen, als seyen die Hausmeier, im übergroßen Vertrauen auf die Stimme lobpreisender Chronisten, hier und da von dem Verfasser zu sehr ins Schöne gemalt worden. Ueberhaupt dürfte ihm hier und da mehr kritischer Skepticismus zu wünschen seyn. So hat er z. B. in die Beschreibung der Schlacht von Tours eine ganz handgreifliche Uebertreibung unbedenklich aufgenommen.

des Landes, Lugdunum, das heutige Lyon, traf für die Zukunft zweckmäßige Sicherheitsanstalten, fesselte die eingesetzten Dienstleute, seine Getreuen, durch Freigebigkeit an sich und erschien dann in der Fülle seines Ruhms und seiner Macht unter den Friesen, den Erbfeinden seines Hauses, die bisher nicht ohne Grund auf die Unzugänglichkeit ihres Bodens, auf ihre Ueberlegenheit zur See, mit der natürlichen Wildheit ihres Charakters getrotzt hatten. Ihr Herzog Poppo gab der bittern Nothwendigkeit nach, unterwarf sich und stellte Geiseln; eine unsichere Gewähr, bei dem Uebergewicht der friesischen Seemacht. Mit wunderbarer Thätigkeit sammelte Karl eine Flotte, setzte seine Mannschaft zum Schrecken der Bewohner auf unbewachten Punkten ans Land, entriß ihrem Anführer Poppo im Treffen das Leben, ihnen selbst die bisherige Unabhängigkeit, und begünstigte mit politischem Scharfblick, nicht minder aus Gewissensgründen, soviel er vermochte die Einführung des Christenthums. Nach dem Tode Endo's (735), der Karln als Preis der Hilfe gegen die Saracenen treue Unterwürfigkeit geschworen hatte, schwankte der Gehorsam Aquitaniens; zwei glückliche Feldzüge stellten schnell das erwünschte Verhältniß wieder her, zwangen Endo's Sohn und Nachfolger zum Eide des Gehorsams, und öffneten dem Sieger den Weg nach Burgund, wo er mit demselben Nachdruck und Geschick unter einem reichen Zufluß von Geschenken und Beute seine Herrschaft befestigte. Wiederum erhoben sich die unruhigen Burgunder, zumal die Großen. Im Gefühl ihrer Schwäche vergaßen sie sich so weit, die Hilfe der nahen Araber aufzurufen. Childebrand, Karls Bruder,

eilte voran (737), er selbst folgte bald darauf nach, schiffte die Rhone hinauf, trat stürmend jeden Widerstand nieder, und schritt sodann zur Belagerung von Narbonne, der Hauptstadt Septimaniens. Umsonst versuchten die Saracenen den Entsatz; sieben Meilen von Narbonne unterlagen sie auch jetzt wieder unter den Schlägen des Armes, der bei Tours über sie gekommen war. Septimanien wurde wegen unbesiegbarer Hartnäckigkeit von Grund aus verwüstet, Sachsen nicht viel weniger (738); es mußte Geiseln und Tribut entrichten. Endlich legten sich auch die Burgunder zum Ziele, nachdem sie von neuem fruchtlos das Heil ihrer Freiheit auf die Unterstützung der Saracenen gebaut hatten. Karls stete Kriege steigerten das gebietende Ansehn seiner Familie dergestalt, daß von nun auch der bloße Gedanke des Widerstrebens verschwand. In einer Zeit roher und feindseliger Willkür konnte er für seine Absichten nur auf die unbedingte Ergebenheit der bewaffneten Macht rechnen; diese Ueberzeugung nöthigte ihn zu häufigen Gewaltschritten, auch gegen die Kirche, deren Diener er nach Belieben ein- und absetzte, so wie er auch deren Güter an sich riß, wenn er ihrer zu bedürfen glaubte. Er schuf zuerst eine entschiedene Soldatenherrschaft, und ordnete ihr jede andere Rücksicht unter; wenn man ihn deshalb einen Despoten schelten will, wofür ihn mitunter die Geistlichen seiner Zeit erklärten, so muß man doch auch gestehen, daß die Mißbräuche der Gewalt in den meisten Fällen durch Gesetze der Klugheit gemildert wurden. Das war der Mann, dessen Schutz Gregor gegen Luitprand nachsuchte.

Zwischen dem longobardischen Könige und dem

fränkischen Machthaber bestand seit längerer Zeit ein bewährter Freundschaftsbund, der sich ursprünglich auf gegenseitige Anerkennung ihrer seltenen Eigenschaften gründen mochte. Ihre vereinten Anstrengungen gegen die Saracenen kräftigten denselben später noch im höhern Maaße; auch durchkreuzten sich die politischen Verhältnisse der beiden Fürsten von keiner Seite. Karl gab Luitpranden ein rührendes Zeichen des Vertrauens, als er ihm seine beiden Söhne Pipin und Karlmann zusandte, damit er ihnen an der Schwelle des Jünglingsalters die ersten Locken abschneiden möchte; eine schöne Sitte, die sich schon bei den alten Römern vorfindet und von den Germanen als die Uebernahme einer zweiten Vaterschaft gedeutet wurde. Die römischen Abgeordneten trafen den bereits kränklichen Karl (741) nach Beendigung seines vierten burgundischen Feldzugs zu Verimbrea an der Issera, eröffneten ihm das dringende Anliegen ihres hartbedrängten Bischofs, versprachen in dessen Namen als Bürgschaft immerwährender Dankbarkeit völlige Trennung des apostolischen Stuhles vom griechischen Reiche, unterstützten ihre Vorstellungen mit ansehnlichen Geschenken und einer nach den damaligen Begriffen unschätzbaren Reliquie, und überreichten zugleich die Schlüssel zum Grabe des Petrus, in der Absicht, um so sicherer schleunige Hülfe gegen die Longobarden auszuwirken.

So lauten die gewöhnlichen Meldungen, die hier zusammengestellt sind, ohne sie weiter sichten zu wollen. Es ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, in welchem Sinne und Umfange Karln jetzt schon oder bei der nächstfolgenden Gesandtschaft die Schutzherrschaft oder das Patriciat über Rom

angetragen wurde. Die übersandten Schlüssel lassen eine mehrfache symbolische Erklärung zu. Karl empfing die Abgeordneten Gregors mit vieler Auszeichnung, und sandte zur Erwiederung der Geschenke eigens zwei Geistliche nach Rom, vermied aber, geflissentlich, wie es scheint, eine bestimmte Erklärung, theils aus Schonung gegen seinen Freund Luitprand, theils in Betracht der weitschichtigen Unternehmung, theils im Gefühle körperlicher Schwäche. Und wenn er auch wirklich nicht abgeneigt war, mit den Waffen einzuschreiten, so empfahl ihm selbst schon eine gewöhnliche Klugheit vorläufige Zurückhaltung; aus demselben Grunde mochte auch Gregor seine Anerbietungen umsichtig abgemessen haben, weshalb denn auch die Annäherung von beiden Seiten kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit auszumitteln ist.

Wie dem nun auch seyn mag, Gregor war so wenig von dem Ausgange der Unterhandlung befriedigt, daß er es für nöthig hielt, einen zweiten Brief an Karln zu richten. In dem ersten mochte er die Farben leiser aufgetragen haben. Hier ist der Inhalt desselben: „Der Papst Gregor seinem vortrefflichsten Sohn, dem Statthalter Karl. Wir sind ganz vom Schmerz überwältigt, und stromweis entfließen uns die Thränen Tag und Nacht, wenn wir die heilige Kirche Gottes betrachten, wie sie von allen ihren Kindern verlassen ist, selbst von denen, auf welche sie billig am meisten sollte hoffen können. Wie mögen wir auch ohne Seufzer und Thränen, ohne Kummer und Jammer erwägen, wie wenig nach den Verwüstungen der letzten Jahre in den Gebieten von Ravenna zur Unterhaltung der Armen, ja auch nur zur Anzündung

der Lichter in der Kirche Petri übrig geblieben ist, welche nun vollends von den Königen der Longobarden Luitprand und Hildebrand mit Feuer und Schwert verwüstet wird *). Ihre Kriegsschaaren sind verheerend bis in die Nähe Roms vorgedrungen, alle Umgegenden aufs kläglichste zugerichtet, alle dem heiligen Petrus zugehörige Wohnungen nach vorhergegangener Plünderung verbrannt und zerstört worden. Mitten unter diesen Drangsalen haben wir unsere Zuflucht zu euch, unserm vortrefflichsten Sohn genommen; aber bis jetzt sehen wir noch vergeblich einem Troste oder einer Linderung entgegen. Wir wissen gar wohl, weshalb ihr diese beiden Könige ungestraft schalten laßt. Ihr hört mehr auf ihre lügenhaften Vorstellungen als auf unsern wahrhaften Bericht, und ich fürchte, daß ihr deshalb einst in schwere Verantwortung fallen werdet. Möchtet ihr nur die ehrenrührige Sprache vernehmen, womit sie uns oder vielmehr euch verhöhnen. Wo ist der mächtige Karl, so spotten sie, in dessen Schutz ihr euch geworfen habt? Wo ist das furchtbare Heer der Franken? Mögen sie doch kommen und euch aus unserer Hand erretten, wenn ihre Kraft so weit reicht. Beim Anhören dieser Schmähungen bedrängt mein Herz nagender Kummer, da niemand unter den Kindern der Kirche für deren geistliche Mutter und erwähltes Volk ins Mittel tritt. Mein theurer Sohn, der heilige Petrus ist vermöge der ihm von Gott verliehenen Macht stark genug, sein eignes

*) Hildebrand, Luitprands Enkel war schon seit 736 von dem Letztern zum Mitregenten angenommen worden.

Haus und Volk zu vertheidigen, und sich ohne den Beistand eines sterblichen Menschen an seinen und ihren Feinden zu rächen; er läßt beide nur darum unter so schweren Druck gerathen, damit seine rechten Kinder und ihre Gesinnungen in der Stunde der Prüfung offenbar werden. Gestattet demnach nicht, mein theurer Sohn, daß man euch durch die falschen und listigen Einflüsterungen der lombardischen Könige hintergeht. Sie beschweren sich über die Herzoge von Spoleto und Benevento öffentlich, und klagen sie des Aufruhrs und Hochverraths an. Lauter häßliche Lügen und Verläumdungen. Jene wollten sich in dem verflossenen Jahre nicht mit diesen Königen wider uns vereinigen, sie wollten nicht als ihre Bundesgenossen die Güter der heiligen Apostel verwüsten, verbrennen, zu Grunde richten, noch die Kirche Gottes und dessen erwähltes Volk mit Krieg überziehn. Das ist ihr ganzes Verbrechen; deshalb allein werden sie von diesen Königen verfolgt, sind aber sonst bereit und willig, ihnen in allen andern Dingen nach den Gesetzen und Gewohnheiten ihres Landes treu zu gehorchen. Damit ihr euch nun, mein allerchristlichster Sohn, von der Richtigkeit dieser Aussagen unwidersprechlich überzeugen möget, so schicket jemand her, auf dessen Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und Treue ihr euch verlassen könnt, auf daß derselbe, wenn er unser gegenwärtiges Elend, die Verwüstungen jener Könige, die Thränen der Pilgrime und den bejammernswerthen Zustand der Kirche mit eignen Augen gesehen, euch einen zuverlässigen Bericht darüber abstatten könne. Wir ermahnen euch daher, bei eurer Seele Heil und Seligkeit, die Errettung der Kirche des heiligen

Petrus zu beschleunigen, und diese beiden Könige zur Einstellung der Feindseligkeiten, zum Zurückziehen ihrer Kriegsschaaren und zur Ruhe in ihrem eignen Lande zu nöthigen. Verschließet eure Ohren nicht, mein allerchristlichster Sohn, vor unserm Flehen, damit nicht der Fürst der Apostel seinerseits die Pforten des Himmelreichs vor euch verschließe. Ich beschwöre euch bei dem lebendigen Gott, und bei den geheiligten Schlüsseln zum Grabe Petri, die ich euch hierbei übersende, daß ihr die Freundschaft der lombardischen Könige nicht höher schätzet, als die Ehrfurcht die ihr dem Fürsten der Apostel schuldig seyd. Lasset uns bald, mein geliebter Sohn (denn auf euch setzen wir nächst Gott unser stärkstes Vertrauen), lasset uns bald die erwünschten Wirkungen eurer Gewogenheit und eures Schutzes empfinden, auf daß wir mit dem Propheten sagen können: Der Herr erhöre dich in der Noth, der Name des Gottes Jacob bewahre dich. Amkard, der Ueberbringer dieses Briefes und euer getreuester Knecht, wird Ew. Herrlichkeit alles melden, was den nähern Stand der Dinge betrifft, seinem Auftrage gemäß *). Es ist jetzt von allen Seiten aufs Aeußerste gekommen; von eurer Erklärung hängt unsere Sicherheit und Glückseligkeit ab. Wir beschwören euch deshalb nochmals vor

*) Da uns der lateinische Originalbrief nicht vorliegt — er ist in dem von Cenni herausgegebenen Codex Carolinus enthalten — so wollen wir absichtlich die feine Unsicherheit nicht verwischen, die der gewählte Ausdruck anzudeuten scheint. Die vertraulichste Mittheilung sollte vielleicht nicht schriftlich, sondern mündlich erfolgen, auf dem Wege einer geheimen Instruction.

dem Angesichte Gottes, der unser Zeuge und Richter ist, daß ihr uns ohne Zeitverlust Hilfe und Errettung bringt, damit wir befreit durch eure Dazwischenkunft von den ringsum drohenden Uebeln, Tag und Nacht vor den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus, für eure eigenen und aller eurer Unterthanen Sicherheit beten können" *).

Gregor sah die tief verfallenen Angelegenheiten seiner Kirche natürlich mit den Augen eines Papstes an, und war deshalb gewiß nicht ganz von Parteilichkeit frei. Er wollte Karls Macht für sich gewinnen und wählte folglich zu diesem Zweck solche Ueberzeugungsgründe, die ihm auf seinem Standpunkte die wirksamsten schienen. Nach der gewöhnlichen Darstellung, welcher auch Geschichtschreiber von Gewicht beitreten, soll Gregor Karln die Schutzherrschaft (Patriciat oder Consulat) über Rom angetragen haben; in dem mitgetheilten Briefe verlautet davon nichts; man müßte denn die Uebersendung der Schlüssel zum Grabe des Petrus in

*) Wie Bower die Sache erzählt, nicht ohne Spuren antipapistischer Befangenheit, war der obige Brief der erste. Es ist indessen kaum denkbar, daß Gregor sich nicht schon bei der ersten erfolglosen Sendung sollte schriftlich an Karl gewandt haben, wenn er auch weitere Eröffnungen seinen Abgeordneten überließ. Planck vermuthet, es dürfte ein dritter Brief Gregors verloren gegangen seyn. Als Belege für das angetragene Patriciat werden angeführt: Fredegar. Scholast. Chronic. contin. P. III. cap. 110. pag. 680 post Gregor. Turon. edit. Ruin. Epist. Gregor. III. ad Carol. Martell. in Baronii Annal. Eccles. ad ann. 739 n. 6 ad ann. 740 n. 20 sq. et in Cennii Monument. dominat. Pontif. T. I. pag. 19 sq.

diesem Sinne erklären, die aber als stumme Zeugen der höchsten Hilflosigkeit eine viel natürlichere symbolische Deutung zulassen *). Eben so zweifelhaft als es mit dem Anerbieten der vermeinten Oberherrschaft aussieht, steht es auch mit der herkömmlichen Angabe, welcher zufolge Gregor die Losreißung des apostolischen Stuhles in Gestalt eines vorgehaltenen Reizmittels zugesagt haben soll. Davon konnte füglich nur in Beziehung auf den Antrag des römischen Patriciats die Rede seyn; so lange Gregor mit Karln über diesen fraglichen Punkt nicht vorläufig einverstanden war, rückte er schwerlich mit unbesonnener Eilfertigkeit über diesen zarten Gegenstand deutlich heraus. Vielleicht hatte er durch seine Abgeordneten auf eine Veränderung der Verhältnisse hinwinken lassen, um sich nicht zur Unzeit die Hände zu binden; an und für sich war ihm die Abhängigkeit von den Franken wohl eben so wenig erwünscht, als die von Griechen. Will man nun auch annehmen, daß wirklich Unterhandlungen besagter Art im Werke gewesen sind, mag auch darüber kein sicheres Zeugniß vorliegen, so ruht doch auf dem Anfang und Fortschritt, auf der Form und dem eigentlichen Gegenstande derselben ein undurchdringliches Dunkel. Ein nicht zu verachtender Geschichtschreiber **) redet indessen bei dieser Gelegenheit mit einer solchen Miene von

*) Man streitet auch noch (Schröckhs Kirchengesch. Bd. 19. S. 541) über die richtige Lesart, von der hier viel abhängt. Die Entscheidung schwankt zwischen den Ausdrücken ad regnum oder ad rogum.

**) Bower in seiner Geschichte der Päpste (4ter Theil, S. 403). In einem andern, weit unbestimmtern Sinne erklärt sich Gibbon. Vol. 9. pag. 30.

Gewißheit, daß seine Meinung, da sie von mehreren Seiten Beifall gefunden hat, wenigstens angeführt zu werden verdient. Er läßt den Papst jetzt mit allen den lockenden Vorschlägen hervortreten, von denen weiter oben die Rede gewesen ist, und setzt hinzu, daß Karl endlich so gewichtvollen Vorstellungen nachgegeben und den Römern Rettung verheißen habe. In Folge dieses Einverständnisses seyen denn auch die Lombarden von Rom nach ihrer Heimath aufgebrochen. Ereignisse geben oft einen bessern Aufschluß als Worte, und ein solcher Fall tritt hier ein. Der Abzug der Longobarden läßt sich schwerlich anders erklären, als durch Vermittelung Karls, sey es nun, daß er Luitprand, was am wahrscheinlichsten ist, durch die friedliche Kraft der Gründe, oder durch Androhung des Kriegs dazu vermochte. Bald darauf starb Karl (October 741) etwa 50 Jahr alt, nachdem er in der letzten Zeit (731—41) seit dem Ableben Theoderichs IV. den Thron unbesetzt gelassen hatte, in der stillen, wiewohl vergeblichen Hoffnung, denselben auf Geheiß des fränkischen Volks selbst zu besteigen. Glück, Tapferkeit und die Kraft seiner Regierung hatten das alte Ansehen seines Hauses dergestalt gesichert, daß er ohne Einspruch und Widerstand auf einem Reichstage sein Oberhofmeisteramt unter seine drei Söhne Karlmann, Pipin und Grifo theilen konnte. Gregor überlebte Karln nur um einen Monat; ihr fast gleichzeitiges Hinscheiden brachte in der Entwickelung der Verhältnisse auf einige Zeit einen Stillstand hervor, durch welchen sie noch unklarer geworden sind. Soviel ist ausgemacht: Gregor schlug unter den Päpsten durch seine Hinwendung an

Karln auf den Saiten der Politik zuerst denjenigen Ton an, den seine Nachfolger das ganze Jahrhundert hindurch mit der glücklichsten Wirksamkeit durchführten.

Nachträglich mag hier noch bemerkt werden, daß Gregor III. im Jahre 735 dem Bischof Egbert von York, einem Sprößling der königlichen Familie von Northumberland, das Pallium zugesandt hatte; ein Attribut der Ehre, mit dem man jetzt schon andere und höhere Begriffe verband, als ursprünglich daran geknüpft waren. Des Palliums ist absichtlich bisher nicht näher gedacht worden, weil es rathsam schien, den allmäligen Fortgang dieser Auszeichnung bis zu dem gegenwärtigen Zeitpunkt in einem ungetheilten Ueberblick zu umfassen. Uebrigens ist die Ertheilung des Palliums schon mehrmals beiläufig erwähnt worden. Die frühsten Spuren desselben gehn bis in das vierte Jahrhundert, und zwar bis in die Regierung der ersten christlichen Kaiser zurück. Das Pallium machte anfänglich ein wesentliches Unterscheidungsstück des kaiserlichen Prachtanzuges aus, und wich als solches merklich von der Form ab, die es später unter den umbildenden Händen der Kirche erhielt; noch am Ende des sechsten Jahrhunderts mochte es, einer Angabe Gregors des Großen zufolge, ein völliges Kleidungsstück seyn, von Purpur und mit Gold gestickt. Die Kaiser gaben ursprünglich den größern Bischöfen und zunächst den Patriarchen die Erlaubniß, das Pallium tragen zu dürfen, wahrscheinlich mit einigen leichten Abänderungen; es stellte mithin eine Art von geistlicher Ordensdecoration vor, welche die Großwürdenträger der Kirche nicht selten unmittelbar als ein Geschenk des Throns

erhielten *). Die römischen Bischöfe, denen nicht leicht ein Mittel zur Vergrößerung ihres Ansehens unbenutzt entging, schickten schon im fünften und sechsten Jahrhundert einem und dem andern Metropoliten, beim Beginnen seiner neuen Laufbahn das Pallium zu. Den römischen Bischöfen thaten es auch die Patriarchen im Orient nach; dabei blieb es bis ins neunte Jahrhundert, und mit dieser Sitte war dann auch zugleich symbolisch die Abhängigkeit des Metropoliten von demjenigen Obern angezeigt, der ihm das Pallium verehrt hatte. Man darf hierbei den feinen, politischen Takt nicht übersehen, insofern dieser durch die Ertheilung des Palliums den Antritt einer ausgezeichnetern Kirchenverwaltung zu bezeichnen suchte. Auf diese Weise wurde ganz in der Stille der Gedanke erst vorbereitet und dann gepflegt, als bekräftige die Verleihung des Palliums die getroffene Wahl. Die achte ökumenische Synode zu Konstantinopel konnte daher (im J. 872) schon das Gesetz aufstellen, daß

*) Planck behauptet (Gesch. der chr. kirchl. Ges. Bd. III., S. 861) indessen ohne alle Einschränkung, daß kein höherer Geistlicher einem untergeordneten das Pallium zusenden durfte, ohne vorhergegangene kaiserliche Bewilligung. Später (seit 862) läßt aber auch er vorübergehende Ausnahmen zu. Jetzt ist das Pallium nichts als ein bloßer etwas breiter wollener Kragen, der über die Schultern geworfen wird, von welchen ein etwas längerer Streifen auf die Brust und ein anderer über den Rücken herunterhängt, welche beide mit einem rothen Kreuz bezeichnet sind. Diese eigenthümliche Beschaffenheit muß aber wenigstens schon aus dem zwölften Jahrhundert herrühren, nach Innocenz III. De myst. Miss. L. III. c. 63.

alle Metropoliten von ihren Patriarchen entweder durch Auflegung der Hände oder durch Mittheilung des Palliums bestätigt werden sollten; in den occidentalischen Kirchen nahm die Sache nebenher noch eine andere Wendung.

Die römischen Patriarchen pflegten schon im fünften Jahrhundert einen und den andern Bischof, den sie durch das Pallium auszeichneten, auch zu ihrem Vikar zu ernennen; ein Verfahren, das vorzüglich im sechsten Jahrhundert bei solchen spanischen und gallischen Bischöfen eintrat, denen sie das Pallium auf ausdrückliches Begehren verabfolgen ließen. So gewann es unter der Hand das Ansehn, als komme das Pallium lediglich als charakteristisches Merkmal denjenigen Bischöfen zu, die zu Vikaren des apostolischen Stuhls bestellt worden waren; diese gelegentliche Ansicht wurde von Rom aus sorgfältig genährt, und half in der Mitte des achten Jahrhunderts die bedeutendern fränkisch-gallischen Bischöfe wieder fester an die päpstliche Regierung ketten, mit welcher sie unter den langdauernden politischen Unruhen und Zerrüttungen in gar keiner oder doch nur in einer schwachen Berührung gestanden hatten. So viel für jetzt von dem erweiterten Begriff des Palliums.

Unter diesen Umständen scheint es denn doch, als habe Gregor III., dem Egbert das Pallium als ein Zeichen der erzbischöflichen Würde zugesandt, wenn gleich der vorhin berührte Gang der Dinge keine ganz sichere, unverwerfliche Bürgschaft dafür leistet *).

*) Bower (Gesch. der Päpste, 4ter Theil, S. 405) erklärt sich laut dagegen, aber mit schwachen

Zacharias (741—752). Schon am dritten Tage nach dem Tode Gregors wurde Zacharias, ein Grieche, zu dessen Nachfolger erwählt. Die Kürze der Vacanz haben einige Geschichtschreiber als einen hinlänglichen Grund angesehen, um daraus sofort auf die gänzliche Unabhängigkeit der Papstwahl zu schließen *); denn hätten die Römer auch nur der bloßen Form wegen die Zustimmung des Exarchen von Ravenna einholen wollen, so wären darüber offenbar mehr als drei Tage verstrichen; das ist ungefähr der Nerve des absprechenden Zweifels. Die Verwirrung der Zeit erklärt die Eilfertigkeit der Wähler sehr natürlich, ohne daß man deshalb nöthig hat, mehr darin zu suchen, als die nächste Veranlassung aussagt. Daß die Römer sich unter den damaligen Verhältnissen bei der Wahlangelegenheit nicht sonderlich um die Einwilligung des griechischen Hofes kümmerten, mit dem sie aufs Aeußerste gespannt waren, und der seinen Entscheidungen so wenig Nachdruck geben konnte, versteht sich von selbst; eine interimistische Vernachlässigung des Oberherrn ist aber noch kein förmlicher Bruch mit demselben, höchstens ein kühner Einfall, hervorgerufen von den Umständen und den Eingebungen des Selbstgefühls, mit welchem er denn auch bald wieder in Nichts hinschwand. Denn Zacharias erkannte Constantin V., den Sohn Leo's, ohne den mindesten Rück-

---

Gründen; er läugnet ohne alle historische Befugniß, daß zu den Zeiten Gregors III. das Pallium ein besonderer Ehrenschmuck der Metropoliten und Bischöfe gewesen sey.

*) Unter diesen Geschichtschreibern ist auch Bower, der den damaligen Römern ziemlich voreilig selbst die Rechte der ungeschmälerten Landeshoheit beilegt.

halt als sein rechtmäßiges Oberhaupt an. Ein genau abgewogner Zustand der Dinge widersprach der gewaltigen Gährung der Gemüther; sie gaben sich keine deutliche Rechenschaft von ihren Bestrebungen, und diese thatsächliche Unsicherheit läßt sich noch weniger in unsern Tagen auf ein bestimmtes Ergebniß zurückführen.

Zacharias trat unter den schwierigsten Verhältnissen an die Spitze der Kirche; er fand unter den zunehmenden Gefahren nirgends einen zuverlässigen Anhalt, weder bei den Franken, noch bei den Griechen und am wenigsten bei den Longobarden. Mit Karl Martell war auch die Aussicht auf dessen zugesagte Unterstützung dahin und Luitprand stand jetzt furchtbarer als je da. Pipin der Kleine und Karlmann, die Söhne Karl Martells, mußten, nachdem sie dem Wunsche der Franken gemäß Childerich dem Dritten die Krone aber nicht die Gewalt eingeräumt und hierauf ihren Stiefbruder Grifo von der Theilnahme an der öffentlichen Gewalt entfernt, und in ein festes Gewahrsam, innerhalb der Ardennen, verstoßen hatten, auf allen Punkten mit der Freiheitsliebe der abtrünnigen Bundesvölker kämpfen, bald in Schwaben, bald in Baiern, bald in Aquitanien, bald in Friesland und Sachsen. Sie waren mithin kaum im Stande, dem Papste auch nur von fern Hülfe zu versprechen, vielweniger in der Nähe wirklich zu leisten. Zwischen Rom und dem griechischen Hofe waltete die entschiedenste Erbitterung ob; der Kaiser weidete sich an der Angst der Römer, und wie viel er auch von den Fortschritten der Longobarden zu fürchten hatte, so überwog sein Haß gegen Rom am Ende doch die Besorgniß vor den Longobarden. Leo starb

zwar in demselben Jahre (741) wo Zacharias Papst wurde; allein die religiösen Grundsätze des Vaters trieb der Nachfolger Constantin V. noch viel weiter, so daß eine mögliche Annäherung augenblicklich kaum zu hoffen war. Der Longobardenkönig Luitprand rückte jetzt unglücklicherweise wieder mit seinen alten, von jeher übel verfehlten Vergrößerungsentwürfen hervor; Pipin und Karlmann hatten bei ihm nicht das Gewicht ihres mächtigen Vaters, seines verstorbenen Freundes, und ihre vielfältigen Kriege beschränkten sie ohnehin streng auf die eigne Vertheidigung. Noch immer war Luitprand im Besitz der vier den Römern entrissenen Städte; er schien sogar durch seine kriegerischen Anstalten auch das übriggebliebene römische Gebiet zu bedrohen, wenn sie vielleicht auch nur zunächst gegen Thrasamund, den aufrührerischen Herzog von Spoleto gerichtet waren, denn die Furcht überschreitet in ihren Voraussetzungen leicht das Maaß der Wahrheit. Die Römer beschleunigten durch ihren Beistand die Unterwerfung, nachdem sie sich dafür von Luitprand vorher die Zurückgabe der vier an ihn verlornen Städte ausbedungen hatten. Als der König mit der Erfüllung seines Versprechens zögerte, machte sich Zacharias zu ihm auf den Weg, begleitet von mehrern höhern und niedern Geistlichen, eingedenk der großen Gewalt, welche Gregor II. durch religiöse Vorstellungen über das empfängliche Gemüth des Königs ausgeübt hatte. Er traf Luitprand in Narni, wo ihn derselbe mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen empfing, nicht wie einen Bittenden, sondern vielmehr wie einen willkommenen Boten des Himmels. Zacharias sprach in einem gelegenen Augenblick so kräftig von

der Vergänglichkeit aller irdischen Hoheit, erinnerte so offen an die Pflicht der künftigen Rechenschaft, die auf vergossenem Menschenblute laste und lüftete den Vorhang der strafenden Ewigkeit so geschickt, daß der König die streitigen vier Städte dem Stuhle des Petrus als ein unvergeßliches Erbgut wieder einräumte und mit diesen zugleich bisher mehrere vorenthaltene Besitzungen in der Landschaft Sabina, zu Narni, Ancona und in andern Gegenden. Hierauf folgte der Abschluß eines 20jährigen Friedens; dann kehrte der Papst mit der größten Zufriedenheit unter dem feierlichen Jubel der Einwohner nach Rom zurück, und stellte Tags darauf ein öffentliches Dankfest an.

Gleich seinen beiden unmittelbaren Vorgängern stand auch Zacharias mit Bonifacius fortwährend im besten Vernehmen. So bestätigte der Papst nicht nur höchst bereitwillig die von Bonifacius gestifteten drei Bisthümer zu Würzburg, Eichstädt und Buraburg bei Fritzlar, von denen schon oben die Rede gewesen ist, sondern willigte auch in die Versammlung eines Conciliums und erkannte jenem als päpstlichen Vikar den Vorsitz auf demselben zu. Aus einem Schreiben des Zacharias vom Jahre 744 ist zu ersehen, daß Bonifacius um diese Zeit bereits als päpstlicher Legat auch in dem westfränkischen Reiche wirkte, denn er hatte daselbst drei Erzbischöfe zu Rouen, Rheims und Sens kraft seiner höhern Vollmacht eingesetzt. Dazu kommt noch, daß ihn Zacharias in dem erwähnten Schreiben ganz bestimmt für seinen Stellvertreter in Gallien erklärte und ihm die Kirchenverbesserung dieses Landes auftrug. Etwas früher vielleicht hatten die deutschen Bischöfe die päpstliche Oberhoheit mit

München

allen daraus fließenden Rechten einmüthig anerkannt; ihre Unterwerfungsacte war von Bonifacius abgefaßt worden *). Die kirchlichen Einrichtungen, welche er in verschiedenen Provinzen Deutschlands getroffen hatte, waren aus mehrern Gründen auch auf das westfränkische Reich übergegangen, theils wegen verwandtschaftlicher Denkart und Beziehung, mit welcher das letztere sich zum ostfränkischen hinneigte, theils aus Antrieben der Nachahmungslust. Den fränkisch-gallischen Bischöfen zu Trier, Lyon, Soissons, Tours und in andern Gegenden gefiel der stete lebendige Verkehr ihrer deutschen Amtsgenossen mit dem päpstlichen Stuhle; sie hofften durch denselben eben so wie diese auch in der Achtung und in dem Vertrauen der Fürsten zu steigen; endlich war auch die Ordnung und Einheit des deutschen Kirchenwesens, vermittelt und gestärkt dnrch die päpstliche Dazwischenkunft, keine geringe Empfehlung. Das päpstliche Ansehn schien daher auch den westfränkischen Bischöfen unentbehrlich oder doch überaus geeignet zur Einführung und Befestigung derselben erwünschten Kirchenorganisation; sie knüpften sofort die unter den Stürmen des Kriegs ziemlich locker gewordene Verbindung mit Rom wieder an, und unterzeichneten auf Be-

*) „Consensimus“ — so schrieb Bonifacius in dieser Angelegenheit an seinen Freund Cudbert in England — „et decrevimus subjectionem romanae ecclesiae usque ad finem vitae nostrae servare velle sancto Petro et Vicario ejus velle subjici et per omnia praecepta ejus sequi canonice, ut inter oves ejus numeremur. Et huic confessioni consensimus omnes et subscripsimus.“ Epist. S. Bonifacii p. 197.

trieb des Bonifacius die gleiche Unterwerfungsacte, welche derselbe als Organ des apostolischen Stuhles den deutschen Bischöfen vorgelegt hatte *). Er brachte es auch dahin, daß die Mehrzahl der neuen Metropoliten den gegenwärtigen Papst um die Ertheilung der Pallien angingen; ein Gesuch, wodurch sie ihre Abhängigkeit vom apostolischen Stuhl, wenn auch nicht geradezu, doch mittelbar bekannten. Zacharias willfahrte dem geäußerten Verlangen mit sichtbarem Wohlgefallen, und konnte später gegen Bonifacius sein Befremden nicht zurückhalten, daß von den drei bestellten Pallien nur eins zu seiner Bestimmung abgegangen sey. Entweder standen die Metropoliten bei genauerer Ueberlegung an, den anfänglich begehrten Schmuck wegen seines doppelsinnigen Werthes wirklich anzunehmen, oder die Sache gerieth durch zufällige Hindernisse ins Stocken.

Es ereignete sich gelegentlich auch ein Fall, wo Zacharias von der Meinung des Bonifacius bestimmt abwich, jedoch ohne Nachtheil für ihre freundschaftlichen Verhältnisse. Ein baierscher, der lateinischen Sprache unkundiger Priester bediente sich einst der Taufformel: **Baptizo te in nomine Patria et Filia et Spiritus Sancti.** Bonifacius

*) Planck behauptet, an die Nothwendigkeit des päpstlichen Einschreitens zum Behufe der besagten Einrichtungen habe sicherlich in Westfranken kein Mensch gedacht, sondern bloß daran, daß sie durch Verwendung der römischen Kirche leichter von statten gehen dürften. Damit ist denn doch die relative Nothwendigkeit der päpstlichen Mitwirkung eingestanden; von einer absoluten kann hier wohl überhaupt nicht füglich die Rede seyn.

drang auf Verbesserung der groben Schnitzer und folglich auf Wiederholung der Taufe. Zacharias gab ihm dagegen die Weisung, daß die wesentliche Taufformel, selbst im Munde eines ketzerischen Priesters, ihre Giltigkeit behalte und bloß zur reinigenden Nachhilfe die Auflegung der Hände erfordere. Die Wiedertaufe trete hingegen ein, sobald es ungewiß sey, ob die vorhergegangene, von Irrlehrern vollzogene Taufe, mit Beziehung auf den Namen der Dreieinigkeit Statt gefunden habe.

An diese friedlichen Erörterungen knüpfte sich ein anderer seltsamer Streit, der an und für sich sehr unzweckmäßig, aber nach der damaligen theologischen Denkart auf die natürlichste Weise aus dem Felde der rein wissenschaftlichen Erkenntniß, wohin er allein gehörte, in den ängstlich und voreilig abgesteckten Bezirk des Glaubens hinübergespielt wurde. Die beiden baierschen Priester Virgilius und Sidonius hatten gegen die Entscheidung des Zacharias und dessen gelehrigen Schüler Bonifacius darauf gedrungen, daß die von dem unwissenden Priester so ungrammatisch verrichtete Taufe wiederholt werden müsse; sie schämten sich, wie es scheint, als besser unterrichtete Männer der argen Sprachbarbarei und wollten die Kirche von dem lächerlichen Flecken gereinigt wissen. Bonifacius beschwerte sich bei Zacharias über Virgilius in mehrfacher Hinsicht; er gab dem Letztern Schuld, daß er den Erweis des gedachten theologischen Irrthums im Punkte der Taufe nicht verschmerzen könne, und deshalb gegen ihn, der diese Blöße aufgedeckt habe, feindselige Gesinnungen hege; daß er dieselben auch Odilo, dem Herzoge von Baiern, einzuflößen suche und daß er anmaßlich vorgebe,

Zacharias habe ihm die Besitzergreifung eines baierschen Bisthums verstattet. Virgilius glaubte wahrscheinlich den Bonifacius an Gelehrsamkeit und Bildung zu übersehen, wie er ihn dann auch wohl übersah; er wußte seine Vorzüge auch bei Hofe geltend zu machen und mag darauf gewisse höhere Ansprüche gestützt haben, die dem empfindlichen, vielleicht auch etwas eifersüchtigen Bonifacius wehe thaten. Zacharias lehnte jeden Schritt in der Sache des vermeinten baierschen Bisthums entschieden von sich ab, und setzte hinzu: — man sieht nicht ein, auf welche Veranlassung — wenn es klar werden sollte, daß Virgilius die Lehre, welche er wider Gott und seine eigne Seele vorgetragen habe, noch ferner bekenne, diese nämlich: daß es noch eine andere Welt und andere Menschen unter der Erde gebe (in einer Handschrift steht noch der Zusatz: oder Sonne und Mond) so solle Bonifacius denselben auf einem Concil absetzen, und aus dem Schooße der Kirche verstoßen *). Wie weit Vir-

*) Aventin. Annales Bojorum, Libr. VII. edid. Gundling. Fol. 261. Erat Virgilius etiam in disciplinis, quas Mathematicas vocamus, et in philosophia *profana magis quam tum Christiani mores ferebant*, eruditus. Ex illius modi literarum scitis, *contra opinionem* vulgi et Aurelii Augustini forte docuerat, id quod nostro seculo — non argumentis — cognitum est circumfundi terrae homines undique et *conversis inter se pedibus* stare, unde Antipodas Graeca nuncupant voce. Bonifacius haec vel ut impia et *philosophiae divinae repugnantia*, refutat, Virgilium publice, privatim arguit, ad recantandum has naenias provocat, efflagitatque; jure suo *ut legatus Germaniae*, ne ille hujusmodi deliramentis sinceram et simplicem Christi sapien-

gilius von der gemeinen, durch das Herkommen und falsch verstandene Bibelstellen geheiligten Ansicht sich entfernte, erhellt aus dieser ungefähren Angabe nicht deutlich. Soviel ist wohl ausgemacht, es regte sich bei ihm die Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde und von Antipoden; er konnte in einem gewissen Sinne, mehr vermuthend als behauptend, auch wohl von einer Mehrheit der Welten gesprochen haben, insofern er andere von vernünftigen Geschöpfen bewohnte Weltkörper darunter begriff. Virgilius war nach dem Zeugnisse des Aventinus mit den mathematischen Wissenschaften und der profanen Literatur nicht unbekannt; gewisse Winke über die Kugelgestalt der Erde, und was sonst damit zusammenhängt, ließ sich bereits die Schule der Pythagoräer entschlüpfen; sey es nun dahingestellt, ob Virgilius seine Meinung aus dieser oder aus einer andern Quelle geschöpft hatte, oder gar durch eignes Nachdenken darauf geleitet worden war. Mehrere protestantische Schriftsteller haben das gegen die Antipoden gerichtete päpstliche Verdammungsurtheil, an deren

---

tiam polluat atque contaminet. Divus id Zachariae Pont. Max. literis conqueritur. Zachariae quoque philosophia Virgilii suspecta esse coepit. Ipse igitur Bonifacio commendat: Virgilium philosophum, (si sacerdos sit, inquit, nescio) ab Templo Dei et ecclesia depellito, sacerdotio in Concilio abdicato, si illam perversam doctrinam fuerit confessus. Insuper regulo Bojorum (Utiloni, apud quem plurimum valebat Virgilius) denunciatum est, ut Virgilium Romam mittat, ubi rationem reddat ac a Pontifice Romano examine comprobetur. Vergl. Sophronizon 1826. 1. St.

Daseyn die römische Curie längst nicht mehr zweifelt, als einen Spielball des Witzes gegen die Untrüglichkeit der Nachfolger Petri gebraucht *). Die

*) Am muthwilligsten und derbsten macht sich Spittler (Gesch. des Papstthums Seite 97 u. 98) über den päpstlichen Fehlgriff lustig. Für Liebhaber eines populären Scherzes folgt hier die darauf bezügliche Stelle.

„Gegenfüßler? dachte der heilige Bischof Bonifacius. Welch ein allgemeines Aergerniß für Phantasien, wie solche das Eheverbot aufzudringen pflegt. Gegenfüßler? diese mußten ja wohl die Füße gegen uns heraufstrecken. Wenn es solche Gegenfüßler gäbe und wenn wir uns mitten durch die Erde hindurch auf sie zukommend dächten, müßten wir sie alsdann nicht bei den Füßen zuerst sehen? und so weiter? Scandalöse Einbildungen! Niemand als der leidige Satanas kann dem allzu gelehrten Bruder in Christo solches Aergerniß in das Herz gegeben haben. Davor bewahre uns die von Herzen Demüthigen, der heilige unabänderliche Kirchenglaube. Auch nach Rom berichtete der heilige Bonifacius in Unterwürfigkeit. Auch der Bischof der Bischöfe und Diener aller Diener des Herrn fand es durchaus nothwendig, daß der heilige Kirchenglaube Kleriker und Laien vor allen Gedanken an Gegenfüßler für immer sichern müsse. Der allzu gelehrte Virgilius, meinte man dort klüglich, würde, wenn er nur auf oberrichterliche Citation nach Rom käme (in irgend einer Pönitenzzelle) von den Teufelsgedanken an die Gegenfüßler wohl noch loszumachen seyn.

Virgilius dagegen scheint es, hätte lieber eine Reise um das Erdenrund gemacht, als diese Meditationsreise zu den allzu liebevollen Beweisanstalten, wo ihm der unkirchliche Gedanke von den Gegenfüßlern vielleicht durch heilige Flammen aus Leib und Seele herausgebrannt werden konnte. Und so blieben ihm die leidigen Gegenfüßler; und

Hauptfrage betrifft die Verbindung, in welcher Zacharias die Meinung von den Gegenfüßlern mit der herrschenden Kirchenlehre für unverträglich hielt. Einer der neuesten Biographen der Päpste erklärt *), Zacharias habe die Vorstellung von Gegenfüßlern nur insofern verworfen, als sie etwa zu der Irrlehre verführen könne, daß nicht alle Menschen von Adam abstammen und durch Jesum Christum erlöst worden sind. Sonach wäre die eigentliche Streitfrage nicht über das Daseyn der Gegenfüßler, sondern vielmehr über die Mehrheit der Welten entstanden. Die Neuheit der Vorstellungsweise, welcher Virgilius das Wort redete, und die in ihm vielleicht selbst nicht zur völligen Klarheit gekommen war, mochte auch den Sinn seiner Ausdrücke verdunkelt oder erschwert haben, so daß Bonifacius, der mit gläubiger Einfalt an dem Herkömmlichen fest hing, darin leicht Spuren eines ketzerischen Irrthums wahrnehmen konnte. Mit dem so eben angeführten Historiker stimmt auch Bower überein, der sonst gern den Päpsten den Fehdehandschuh hinwirft. Immer bleibt es eine Uebereilung, daß Zacharias einen durchaus problematischen Gegenstand, dessen wandelbare Bedeutung von dem engern oder weitern Begriff des Wortes Welt abhängt, unberufen in das Feld des Dogmatismus hinüberzog, ohne vorher genauer zu unter-

---

der heilige, der unabänderliche Kirchenglaube blieb auch, erinnert sich aber jetzt nicht gern, daß er, der unabänderliche, einst, zugleich mit dem Glauben an die Gegenfüßler, heiliger Kirchenglaube zu seyn und zu bleiben für unmöglich gehalten hat.

*) Smets in seiner kurzen Geschichte der Päpste. Bändchen 2, Seite 15.

suchen, ob er nicht dem Virgilius Voraussetzungen aufbürde, von denen dieser fern war. Selbst wenn der Letztere eine Mehrheit von Welten annahm, folgte daraus keine Gefahr für die Erlösungstheorie durch Christum, denn die göttliche Offenbarung gilt als ein Inbegriff von Thatsachen auf unserm irdischen Standpunkte auch nur innerhalb der uns aufgeschlossenen Erfahrungswelt; gehen wir über dieselbe hinaus, versuchen wir es aus der gegenwärtigen Dämmerung auf den Flügeln kühner Träume in das Licht des unermeßlichen Gnadenreichs vorzudringen, um die Grenzen desselben nach Maßgabe unsers kleinen Gesichtskreises abzustecken; so machen wir uns offenbar der leersten und verwerflichsten Anmaßung schuldig.

Zacharias, der nicht wußte, wie er mit Virgilius eigentlich dran war, beauftragte den Bonifacius, die Sache auf dem Wege eines Conciliums nach vorhergegangener Prüfung abzuthun; würde Virgilius, von seinem seelenverderblichen Irrthum überführt, denselben nicht abschwören, so sollte er seines Amtes entsetzt werden. Außerdem wandte sich Zacharias auch noch besonders an Odilo, den Herzog von Baiern, und forderte ihn auf, den Virgilius nach Rom zu schicken, wo dessen angebliche Ketzerei nach seinen eignen unmittelbaren Aussagen zur weitern Untersuchung kommen sollte. Diese Maßregel läßt sich mit der Zusammenberufung eines Concils in Deutschland nicht wohl vereinigen, es sey denn, daß der Papst, bedenklich über die Verworrenheit der Anklagen, dem Grunde oder Ungrunde derselben dadurch näher auf die Spur zu kommen suchte. Er entbot auch den Virgilius selbst noch ausdrücklich nach Rom, um

daselbst, wie es heißt, seine Unschuld darzuthun; dieser blieb aber aus, und lehrte und lebte in seinem Wirkungskreise ungestört fort, sey es nun, daß der Papst die angeregten Händel stillschweigend fallen ließ, oder daß jener seine Rechtfertigung befriedigend ausgeführt hatte. Die Ungewißheit des Ausgangs erschwert das Endurtheil über die Verfahrungsweise des Zacharias, der dabei die Befangenheit seiner Zeitgenossen getheilt haben mag.

Eine Ehrenrettung desselben, zu Gunsten der römischen Untrüglichkeit, ist überflüssig, wenn sie bis auf die Kenntniß der mathematischen Geographie ausgedehnt werden soll; sonst könnte es am Ende noch dahin kommen, daß die Päpste vor ihrer Erwählung sich einer Prüfung in den Elementen des Euklides unterziehen müßten, da denn mancher nicht sonderlich bestehen dürfte. Was die schwankende Frage über die Antipoden betrifft, so paßt sie nicht recht zu der Beziehung, in welche Zacharias angeblich den Streitpunkt hineinrückte; er müßte denn gemeint haben, daß die Kugelgestalt der Erde mit dem Einen untheilbaren Adam unverträglich sey, und mithin auch die Erlösung durch den alleinigen Christus.

In Sachen der sittlichen und kirchlichen Disciplin war Bonifacius, was seinem Herzen sehr zur Ehre gereicht, keineswegs ein blinder Nachbeter der Päpste. So mißbilligte er, schlecht unterrichtet (im Jahre 744), laut an Zacharias, daß dieser für die Ertheilung der Pallien an einige deutsche Bischöfe Geld genommen habe; er sah darin eine durchaus verwerfliche Simonie. Zacharias rechtfertigte sich darüber aufs genügendste, aus Aengstlichkeit aber mit Ungeschick. Es sey fern von uns

— so sagt er — daß wir etwas für die Pallien annehmen sollten, die wir austheilen. Es wird von uns dafür weder etwas gefordert noch genommen, ja nicht einmal erwartet. Wir geben umsonst, was wir umsonst empfangen haben und verfluchen alle diejenigen, welche sich erkühnen, die Gaben des heiligen Geistes um Geld zu verkaufen. Zacharias hat sich durch diese offenherzige Erklärung in einen bedingten Widerspruch mit seinen spätern Nachfolgern versetzt, für deren Finanzen die Ertheilung der Pallien kein unerheblicher Gegenstand geworden ist. Der ängstlich-gewissenhafte Bonifacius hatte den Begriff der Simonie auf eine ungehörige Weise eingemischt und Zacharias, welcher im Punkte der strengen Kirchlichkeit nicht gern hinter dem Apostel Deutschlands zurückbleiben wollte, folgte ihm mit seiner Beistimmung allzu rasch nach. Er hätte die Ertheilung der Pallien für Geld schwerlich als Simonie betrachten können, wäre jene nicht nach seiner Meinung mit der bischöflichen Weihe in eine gewisse Verbindung getreten, wodurch sie in seinen Augen als Bestätigung eigenthümlicher Gnadenkräfte eine höhere geheimnißvolle Bedeutung erhielt. Als Papst hatte Zacharias allerdings einen wichtigen Beweggrund, die Verleihung des Palliums als das sichtbare Unterpfand der an den Bischöfen und Metropoliten vollzogenen kirchlichen Weihe anzusehn, und als solches zu behandeln; denn das päpstliche Ansehn stieg mit dem symbolischen Werth des Palliums in gleichem Grade. So erklärt es sich einfach genug, weshalb Zacharias so entschieden auf der unentgeldlichen Ertheilung desselben bestand, und für den Fall des Gegentheils so bereitwillig auf den Begriff der

Simonie einging. Nach dem Sinne der spätern römischen Praxis schließt der Geldempfang für die zugesandten Pallien nichts weniger als eine Simonie in sich; diese freiere Handlungsweise läßt sich nicht wohl anders mit der starken Aeußerung des Zacharias in Einstimmung setzen als durch die Annahme, daß dem Pallium nicht mehr die ehemalige, gleichsam sacramentliche Bedeutung beigelegt wird, sondern bloß die Würde eines bestimmten priesterlichen Attributs. Das abweichende Verfahren der Folgezeit bietet eine gewisse Analogie mit der Sitte weltlicher Höfe dar, die nach Verschiedenheit der Umstände mit besondern Standeserhöhungen zuweilen dauernde Taxen verknüpfen, nur mit dem Unterschiede, daß die Kirche die ähnliche Gebühr ein für allemal in die Entrichtung einer Totalsumme verwandelt.

Zacharias wurde, wie seine beiden Vorgänger, die Gregore, von Bonifacius gleichfalls in jeder wichtigern Sache um Rath gefragt und um Unterstützung ersucht. Die nothwendige Rücksprache mit dem Papst floß aus der Natur des beiderseitigen Verhältnisses. Die Gegenstände, über welche Bonifacius von Zeit zu Zeit Aufschlüsse und Weisungen verlangte, waren sehr verschiedener Art. So bat er sich unter andern zur Wiederherstellung der Kirchenzucht im Ostfränkischen die hilfreiche Dazwischenkunft des Zacharias aus. Der tiefe Verfall aller ordnungsmäßigen Disciplin rührte in jenem Lande hauptsächlich von dem Versäumniß der Synoden her, welches schon anderswo besprochen worden ist. Zum Theil mochte aber auch die freche Auflösung der öffentlichen Sitten den vieljährigen Abgang der Synoden wesentlich veranlaßt haben,

so daß Wirkung und Ursache in einem und demselben Punkte zusammentrafen. Die Schilderung des Bonifacius von dem Unwesen der ostfränkischen Geistlichen und Bischöfe stellt dieselben ins verwerflichste Licht. Er klagt laut über die herrschende Unzucht, welche den Mißbräuchen der Polygamie durch die Ausschweifungen eines vielfachen Concubinats die Wage halte; er verhehlt es nicht, daß bei Besetzungen der kirchlichen Würden der persönliche Werth häufig gar nicht entscheide, daß selbst tief in den Wust des Irdischen versunkene Laien, wie z. B. Steuerbediente einen schimpflichen Zutritt erhielten; er führt endlich in den Reihen des Clerus auch eine Schaar von Trunkenbolden, Zänkern, Jägern und kriegslustigen Gesellen auf. Gegen diese vermöge er nichts, wenn Zacharias ihm nicht den Weg der Abhülfe anzeige. Er wünscht sich ferner einen Priester als Nachfolger im Amte beizugesellen, dessen Anstellung aber insofern Schwierigkeiten mache, weil dessen Bruder einen Oheim des Fürsten erschlagen habe. Zacharias möge auch darüber seine Entscheidung abgeben. Zuletzt beschwert er sich über die vorhandenen Reste eines heidnischen Aberglaubens, der zu seinem großen Befremden noch immer an der Stätte des Petrus im Schwange gehe, und der den neubekehrten Christen, wenn sie nach Rom kämen, nothwendig Anstoß erregen müsse. „Die unwissenden Allemannen, Baiern, Franken meinen" — so schreibt er — „wenn sie etwas von dem Schlechten, das wir verbieten, zu Rom vorfinden, daß dies von den Priestern erlaubt sey; sie machen uns dann Vorwürfe und stoßen sich daran, und unsere Predigt, unser Unterricht wird dadurch gehindert." So

kämen auch Bischöfe von Rom zurück, die, ungeachtet ihres verbotenen Umgangs mit Weibspersonen, die Bestätigung ihres Amtes vom apostolischen Stuhle erhalten haben wollten *).

Zacharias ertheilte darauf folgenden Bescheid: Bei der Synode, die Bonifacius nach dem ausdrücklichen Verlangen und unter der persönlichen Mitwirkung Karlmanns veranstalten wolle, sollte er schlechterdings jeden Priester von seinem Amte entfernen, der dasselbe durch schlechte Aufführung schände. Nicht einmal die geringern Cleriker dürften nach den Vorschriften der Kirche in eine zweite Ehe treten; noch weit mehr schließe die Erlangung eines höhern Grades die Fortsetzung der ehelichen Verbindung aus. Ein Nachfolger im Bisthume könne dem Bonifacius bei dessen Lebzeiten nicht verstattet werden; sein Begehren streite mit der bestehenden Kirchenordnung; nur erst in der Stunde des Todes werde ihm hiermit ausnahmsweise die Erlaubniß ertheilt, einen solchen zu ernennen. Was endlich die Spuren eines heidnischen Aberglaubens unter den Römern betreffe, so habe es mit demselben leider seine Richtigkeit; es seyen indessen bereits von Gregor III. und neuerdings auch von ihm selbst die nothwendigen Vorkehrungen dagegen getroffen worden.

Die bereits erwähnte Erhebung des Bonifacius zum Erzbischof von Mainz (745) verfügt von Pipin und Karlmann, machte dem gegenwärtigen Papste große Freude, und hatte dessen vollkommene Beistimmung **). Dem Bonifacius scheint diese freund-

*) Schröckhs Kirchengesch. 19ter Bd. S. 202—203.

**) Er gab selbe schriftlich mit den Worten zu er-

schaftliche Anerkennung von Seiten des Zacharias noch nicht ganz genügt zu haben, er bat später um eine förmliche Bestätigung, die denn auch im Jahre 748 erfolgte *). Die vorstehenden Andeutungen erschöpfen so ziemlich die Verhältnisse des Bonifacius zum Papste Zacharias; die Mitwirkung des Erstern bei dem Wechsel der fränkischen Thronfolge kann hier nicht berührt werden, ohne dem Gange der Ereignisse unziemlich vorzugreifen.

Zacharias hatte noch nicht lange den apostolischen Stuhl bestiegen, als er Abgeordnete nach Konstantinopel sandte, mit einem Briefe an den Kaiser Konstantin V. und einem Glaubensbekenntnisse, das aber nicht an den von Gregor II. gebannten Patriarchen Anastasius, sondern an die gesammte Gemeine der Hauptstadt gerichtet war. Konstantin ist von den ausschweifenden Verehrern der Bilder als das gräßlichste Ungeheuer, als der leibhafte Antichrist, als der fliegende Drache aus dem Samen der alten Schlange, als ein zweiter Heliogabalus und Nero dargestellt worden. Eine unbefangene Würdigung kann ihn nicht freisprechen von den Ausbrüchen thierischer Sinneslust und wilder Grausamkeit; sie darf aber auch seinen kriegerischen Muth und seine Thätigkeit nicht verschweigen; jenen wie diese entwickelte er auf die rühmlichste Weise an der Spitze seines Heeres, unter allen Stürmen seiner wechselvollen Regierung.

---

kennen: „quod decreverunt, nos laeto suscepimus animo, eo quod ex Dei nutu factum est.“

*) Plancks Gesch. des chr. kath. Gesellsch. Bd. 2, S. 720. So dürften sich die Widersprüche in den verschiedenen chronologischen Angaben lösen.

Während er gegen die Saracenen stritt, hatte Artabazus, der Schwager des Kaisers, die Abwesenheit desselben und die durch das geschärfte Bilderverbot aufgereizte Stimmung der Gemüther zu einem Versuche des Thronraubes benutzt; er stellte den Bilderdienst in seine alten Rechte wieder her, und versicherte sich dadurch, theils aus geschmeidiger Klugheit, theils aus religiöser Ueberzeugung, die Gunst des Clerus und des Volkes. Mitten unter diesem Umsturze der Verhältnisse, der sich weit über Konstantinopel hinaus verbreitete, und zwischen dem Usurpator und Constantin einen heftigen Kampf herbeiführte, kamen die Abgeordneten des Zacharias an dem Orte ihrer verfehlten Bestimmung an. Sie warteten hier, wie es heißt, länger als ein Jahr, auf den Ausgang der blutigen Catastrophe; wahrscheinlich vermieden sie absichtlich jeden entschiedenen Schritt, wenn sie auch im Auftrage des Papstes dem Kaiser Constantin als dem erklärtesten Bilderfeinde unmöglich wahrhaft ergeben seyn konnten. Es scheint sogar, als sey Artabazus in Rom und andern Landstrichen des kaiserlichen Italiens, förmlich als Kaiser anerkannt worden, denn einer unter dem Vorsitze des Zacharias im Jahre 743 zusammenberufenen Synode wird laut ihres Abschlusses in das zweite Regierungsjahr des Artabazus und in das zwei und dreißigste Luitprands gesetzt. In Ermangelung näherer chronologischer und historischer Angaben ist es mißlich, über den damals zweideutigen Stand der Dinge ein Urtheil zu wagen. Soviel geht indeß deutlich hervor, daß Rom eine gewisse politische Verbindung mit Konstantinopel zu unterhalten suchte, wahrscheinlich aus Furcht vor der drohenden Nachbarschaft der Lon-

gobarden, deren Fortschritte der griechische Hof nicht gleichgültig ansehn konnte. Aus dem Umstande, daß die Römer in dem vorerwähnten Zeitpunkte, beiläufig auch nach den Regierungsjahren des Königs Luitprand zählten, ist nicht sogleich auf eine innige Freundschaft zu schließen. Diese diplomatische Gefälligkeit war vielleicht bloß Sache eines vorübergehenden Bedürfnisses oder einer scheinbaren Annäherung.

Denn kurz vorher hatten die Unruhen im griechischen Reiche den longobardischen König, der jeden Vortheil des Augenblicks schnell und richtig erkannte, zu einem wiederholten Einfall in das Exarchat vermocht; von der beschlossenen Eroberung des festen Cesena wollte er zur Belagerung Ravenna's übergehn, dessen ehemaliger Besitz seine Eroberungslust nur noch heftiger entzündete. Zacharias überschaute ganz die Größe der heranrückenden Gefahr und beeilte sich dieselbe durch die Vermittelung einer Gesandtschaft von Roms Grenzen abzuwenden. Luitprand schenkte den Abgeordneten kein Gehör, sondern traf vielmehr durch die Zusammenziehung seines Heeres die ernsthaftesten Anstalten zur Wegnahme von Ravenna. Bei dieser Verschlimmerung der Aussichten blieb dem Papste nichts übrig, als auf die schon früher erprobte Macht seiner persönlichen Verwendung zu rechnen, welche der Exarch, der Erzbischof von Ravenna, die gesammte Bevölkerung der Stadt, nebst den Einwohnern von Pentapolis und Armilia noch besonders dringend aufriefen. Er nahm seinen Weg über Ravenna, wo er feierlich eingeholt und empfangen wurde, nach Pavia zum Könige, der den früher angekommenen Gesandten des Zacharias einen unbeweglichen Sinn

und eine ziemlich kalte Aufnahme entgegen gesetzt hattte. Auch Zacharias konnte bei Luitprand anfänglich nicht durchdringen, wiewohl man ihn von allen Seiten mit den größten Auszeichnungen überhäufte; zuletzt gab jedoch der König auch diesmal wieder dem Eindrucke der päpstlichen Gegenwart und Beredtsamkeit nach, bewilligte Einstellung der Feindseligkeiten, die von einigen Schriftstellern ein Waffenstillstand, von andern ein Friede genannt wird, und erklärte sich bereit, zwei Dritttheile von Cesena zurückzugeben.

Ungefähr um dieselbe Zeit (743) riß Constantin seinen Mitbewerber vom Throne herab. Die römischen Abgeordneten, welche während ihrer Anwesenheit in Konstantinopel wahrscheinlich bei aller Behutsamkeit Zeichen von Vorliebe für die Regierung des Artabazus hatten blicken lassen, fanden an Constantin darum nicht weniger einen gnädigen Kaiser; bei ihrer Rückkehr brachten sie sogar dem Papste (744) auf dessen vorhergegangenes Ansuchen die Zusicherung von zwei italienischen Kammergütern mit. Dem Kaiser war an der Freundschaft des Papstes gelegen, vielleicht wollte er auch durch ein Beispiel von Großmuth, das ihm wenig kostete, die römischen Christen oder überhaupt die Italiener zu einem mildern Urtheil über seine Bilderstürmerei bewegen. Er bedurfte eines gewissen Anhalts in Italien und diesen konnte er nirgends als beim Papste finden, wie unzuverlässig auch diese Stütze war.

Zacharias hatte einige Zeit vorher die eingetretene Ruhe zur Versammlung eines römischen Concils angewandt (im J. 743); es arbeitete besonders dem verbotenen Umgange der Geistlichkeit

mit dem andern Geschlechte durch Abfassung mehrerer Beschlüsse entgegen und bestimmte außerdem nach den Graden der Verwandtschaft die Grenzen der erlaubten ehelichen Verbindung. Später hat die römische Kirche von der Strenge dieser Verordnungen etwas nachgelassen.

Luitprand starb im Jahre 744 mit dem Ruhme eines tapfern, einsichtsvollen, gemäßigten Fürsten, die blühende Wohlfahrt seines Reiches legt für die Tüchtigkeit seiner Regierung ein lautsprechendes Zeugniß ab. Wenn er auch den gewaltthätigen Sinn seines Volkes in den wiederkehrenden Anfällen ungerechter Vergrößerungssucht nicht ganz verläugnen konnte, so beweist doch die Fügsamkeit, mit welcher er mehr als einmal und zwar freiwillig und unter den glänzendsten Hoffnungen, den abmahnenden Vorstellungen der Päpste entgegen kam, auch eine gewisse friedfertige Denkungsart, welche bei ihm ihren schönsten und reinsten Zusatz von der Religion erhielt. Ihm folgte sein Enkel Hildebrand; die Longobarden versprachen sich von seinem harten und leidenschaftlichen Charakter eine schlechte Zukunft, setzten ihn nach Verlauf von sieben Monaten ab und erhoben Rachis, den Herzog von Friaul auf den Thron, dem der günstigste Ruf voraufging. Er bestätigte bald nach dem Antritte seiner Regierung auf Verlangen des Zacharias, der dasselbe durch eine feierliche Gesandtschaft unterstützt hatte, die friedlichen Verhältnisse mit dem apostolischen Stuhle, so wie selbe zuletzt durch Luitprand wieder hergestellt worden waren, und dehnte dieselbe dem geschehenen Antrage zufolge auf die Dauer von 20 Jahren aus. Nach kurzer Zeit erwachte auch in ihm trotz des gegebenen Ver-

sprechens die unüberwindlichste Leidenschaft der Longobarden, die gewaltthätige Liebe zum Kriege und räuberischen Zusammenraffen; er belagerte Perugia und ließ es sich ziemlich unverhohlen abmerken, daß er seine Hände nach der gesammten Pentapolis ausstrecke. Zacharias begab sich hierauf unverzüglich an der Spitze eines zahlreichen Gefolges in das Lager des Königs, und bestimmte ihn durch kräftige Gegenvorstellungen und mitgebrachte Geschenke, deren Werth größtentheils auf den Schwelgereien einer andächtigen Einbildungskraft beruhte, zur Aufhebung der Belagerung, und zum Abschluß der aufrichtigsten Eintracht. Die Worte des Friedens hatten auf den Lippen des Zacharias so tief gewirkt, daß Rachis bald darauf (im J. 749) der Welt wie dem Throne völlig entsagte, zum innigsten Leidwesen seines Volkes und seiner Großen. Nachdem er vom Papste in der Peterskirche zum geistlichen Stande geweiht worden war, trat er als Mönch in das Kloster Monte Cassino, und bewog auch seine Gemahlin und Kinder zu gleicher Lebensweise. Zwei Jahre früher (747) hatte der fränkische Karlmann sanfter und ruheliebender als sein Bruder Pipin denselben Schritt gethan, anfänglich in das Kloster des heiligen Sylvester auf dem Berge Soracte; später vertauschte er dasselbe mit Monte Cassino.

Pipin beherrschte jetzt in der That, wenn auch nicht dem Namen nach, das gesammte Frankreich in Deutschland und Gallien mit der Fülle jenes Ruhmes und Ansehens, das in seiner Familie von Geschlecht zu Geschlecht immer höher gestiegen war. Der alte Lieblingsplan seines Hauses, die Erringung der Königswürde, und was wesentlich und

nothwendig mit ihr zusammenhing, der endliche Sturz der långst ausgearteten Merovinger ergriff den gewaltigen Major Domus mit all dem blendenden und unwiderstehlichen Reize, welchen der Gedanke der vollendeten Alleinherrschaft einer stolzen und unternehmenden Seele gewåhrt. Childerich III., ein ausgemachter Schwåchling, war ein Schandfleck des Throns, und fůr Pipin, wie unumschrånkt dieser auch die Zůgel der Regierung fůhrte, dennoch vermôge seines hôhern Ranges, eine unertrågliche Last. Die Großen des Reichs, seit einer langen Reihe von Jahren dem Stamme der Merovinger entfremdet, hingen der Mehrzahl nach mit der vollsten Ergebenheit an Pipin, der allein im Stande war, ihnen Glůck und Ehre zu spenden, und durch große Eigenschaften die Anwartschaft des Verdienstes gegen das Recht der Geburt ins hellste Licht zu setzen schien. Nicht minder willig erkannte ihm das Volk den hôchsten gebietenden Einfluß zu; schon die Vorfahren Pipins hatten dasselbe durch ihre vielfach bewåhrte Ueberlegenheit des Geistes und Arms an Gesinnungen der Unterwůrfigkeit gewôhnt; allein der Zauber des Kônigstitels, verbunden mit den erblichen Ansprůchen, die an den Merovingern hafteten, flôßten den Gewissen der Unterthanen eine Art von frommer Scheu ein, als stånden jene unter der besondern fortdauernden Obhut des Himmels, so daß ihnen ein vôlliger Abfall von der tiefgesunkenen Dynastie ein Majeståtsverbrechen gegen die gôttliche Ordnung důnkte. So tief und unauslôschlich wurzelt in der großen Masse, so lange die heiligende Kraft von Jahrhunderten die Gefůhle leitet, der Begriff gesetzmåßiger Treue. Pipin sah, was ihm in der

öffentlichen Meinung noch allein im Wege stand und beschloß das Hinderniß durch dieselbe Macht des Glaubens zu beseitigen, von welcher es seine Stärke hernahm. Der Papst galt als das Haupt der europäischen Christenheit für den natürlichsten und zuverlässigsten Bewahrer des Glaubens; seine Stimme zu gewinnen, in welcher das Volk den Apostel Petrus selbst zu vernehmen meinte, war fortan das angelegentlichste Bemühen Pipins, welches unter den gegenwärtigen Umständen kaum fehlschlagen konnte. Seine Familie stand seit Karl Martell in einer ununterbrochenen freundschaftlichen Verbindung mit dem apostolischen Stuhle. Bonifacius hatte die früher geknüpften Bande der Eintracht durch seine erfolgreiche Thätigkeit noch gemehrt und verstärkt; Zacharias brauchte den Schutz Pipins gegen die wachsende Uebermacht der Longobarden, die unter ihrem gegenwärtigen Könige Astolph, dem kriegerisch-gesinnten Bruder des Rachis, neue, mehr als zu sehr gegründete Besorgnisse erregten, da zumal das griechische Kaiserthum innerhalb der italienischen Besitzungen immer ohnmächtiger herabsank.

Vermuthlich waren zwischen Pipin und Zacharias schon stille Unterhandlungen voraufgegangen, ehe die fränkischen Abgeordneten, Burchard, Bischof von Würzburg und Fulrad, Abt des berühmten Klosters von St. Denys der Entscheidung des Papstes die Frage vorlegten, ob die bisherigen Könige der Franken, die jedoch keine königl. Macht hatten, Könige seyn konnten? oder ob es nicht vielmehr derjenige seyn sollte, dem die ganze Macht zu Gebote stehe? *)

*) Schröckhs Kirchengesch. 19ter Bd., S. 546. Auf

Zacharias stellte die Erklärung ganz so aus, wie Pipin und dessen Anhang wünschten; der Hergang der Sache fällt höchst wahrscheinlich zwischen 751 und 752, ist aber mit seinen nähern Umständen in Dunkel gehüllt. Auf der Reichsversammlung zu Soissons, vermuthlich im Jahre 752 wurde Childerich III. abgesetzt, Pipin, dessen Nachfolger erwählt und nebst seiner Gemahlin Bertrade im Beisein vieler Bischöfe von Bonifacius gesalbt und gekrönt. Bonifacius mag tiefer im Spiele gesteckt haben, als die laute Geschichte angiebt; vielleicht war er der Sammelpunkt des geheimen Einverständnisses zwischen Pipin und Zacharias. Childerich starb einige Jahre nachher als Mönch, schwerlich aus Gram, in einem Kloster des heutigen St. Omer.

Es ist ein unnützer Wortstreit darüber geführt worden, ob Zacharias bloß sein unmaßgebliches theologisches Gutachten in der besagten Angelegenheit abgestattet habe, oder eine bestimmte gesetzliche Erklärung. Unnütz ist jene Fehde nämlich, wenn die Annahme des bloßen vorläufigen Gutachtens

---

die ursprüngliche Stellung der Frage kommt viel an; Bower (Geschichte der Päpste, 4ter Theil, S. 433) trägt sie folgendermaßen vor: Welcher unter zweien am meisten König zu heißen verdiene, derjenige, der die Macht in Händen habe oder der bloß den Titel führe? Die Allgemeinheit der letztern Wendung verringerte die Bedenklichkeiten der Bejahung, litt dessenungeachtet eine leichte Anwendung, und legte so zu sagen, dem Papste die Antwort fast geradezu in den Mund. Gibbon sagt mit unübertrefflicher Kürze: The Franks were perplexed between the name and substance of their government.

die Entscheidung des Zacharias etwa nach den Grundsätzen der moralischen Politik leichter rechtfertigen soll. Jede Billigung, mag sie noch so fein ausgesprochen werden, bleibt eine Thathandlung der sittlichen Urtheilskraft; ist die Billigung irrig, so macht es keinen Unterschied, in welcher Form sie auftritt, weil der beistimmende Gedanke zugleich den sittlichen Werth oder Unwerth der darauf bezüglichen Handlung unbedingt einschließt. Höchstens läßt sich dabei noch untersuchen, in wiefern dabei eine verzeihliche Uebereilung untergelaufen ist oder nicht. Einem Papste steht selbst dieser Rückzug nur unter den größten Einschränkungen offen, denn er soll es fühlen, daß die gläubige Welt von ihm wo möglich Sprüche der gewissenhaftesten Einsicht zu vernehmen begehrt.

Anders gestaltet sich die Beantwortung der aufgeworfenen Frage in rein historischer Beziehung, wenn nämlich die Rede davon ist, ob Stephan dem Childerich die Krone aus eigner päpstlicher Machtvollkommenheit abgesprochen und selbe dem Major Domus Pipin übergeben habe.

Man hat hierbei häufig den höhern oder niedern Gehalt der gebrauchten Ausdrücke unnöthig eingemischt, ohne immer die besondern Umstände zu beachten, welche Vorstellungsweise und Sprache färbten. So reden die fränkischen Geschichtschreiber *) von dem aufgerufenen Urtheile des Papstes

*) Dahin gehören die Wendungen: secundum Romani Pontificis sanctionem — per auctoritatem apostolicam — ex auctoritate St. Petri Apostoli; und bei Eginhard in seiner Lebensbeschreibung Karls des Großen: Jussu Stephani Romani Pontificis, ferner beim Regino: per auctoritatem Apo-

gern als von einem Befehl, wogegen andere sich wieder begnügen, dem Zacharias einen bloßen Rath, ein rein subjectives Dafürhalten beizumessen. Jene den Karolingern ergebenen Schriftsteller, vielleicht auch mehr oder weniger befangen im volksthümlichen Interesse, suchten die Erhebung der neuen Dynastie soviel als möglich im vortheilhaftesten Lichte darzustellen; es lag ihnen, wie ihren Herrschern daran, daß sie als ein Werk des Himmels betrachtet werde; darum nahmen sie die Feder etwas voll, indem sie zugleich, geblendet durch den glücklichen Ausgang der Sache, auf die vorbereitenden Anstalten ein unverhältnißmäßiges Gewicht legten. Sie können folglich nicht als reine Zeugen der thatsächlichen Wahrheit gelten, sie geben mehr sich als den eigentlichen Gegenstand zu erkennen.

So rückt die Beantwortung der Frage auch nicht weiter, wenn man die damaligen allgemeinen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat ins Auge faßt, denn der vorliegende Fall war von einer ganz neuen, eigenthümlichen Art und erlaubte keine Anwendung der herkömmlichen Grundsätze; eben weil die Franken dies Dunkel fühlten, wandten sie sich an den Papst, mochten sie immerhin wissen, daß dieser nicht geradezu Könige ein- und absetzen könne. Daß sie es wußten, ist keinen Augenblick zu bezweifeln, sie hätten sonst ihr Anliegen unfehlbar

---

stolicam jussit Pipinum Regem creari. Auch die schon früher gemachte Bemerkung, welche Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen bloß wiederholte, daß auctoritas, jussio in dem historischen Latein jener Zeiten nichts anders als Gutachten, Genehmhaltung bedeuteten, ändert das Ergebniß der Untersuchung nicht.

ganz anders vorgetragen. Gewiß wurde Zacharias durch ihr seltsames Ersuchen nicht wenig überrascht; er konnte und wollte eine bestimmte Erklärung nicht ablehnen, sie bot seinem Ansehn zu große Vortheile dar, und dennoch war er vermuthlich nicht im Stande, sich von dem zu ergreifenden Verfahren eine bestimmte Rechenschaft abzulegen. Noch Gregor der zweite hatte die Befugnisse der geistlichen und weltlichen Macht streng geschieden, und so mächtig auch die Bischöfe als Reichsstände in die öffentlichen Angelegenheiten eingriffen, so war zwischen ihrer weitgediehenen Wirksamkeit auf dem Felde des Staats und der dem Papste abverlangten Entscheidung dennoch eine unermeßliche Kluft befestigt, so daß der Leitfaden jeder Analogie zerriß.

Dieser Umstand dürfte auf die Spur des Weges bringen, den Zacharias bewußt oder unbewußt einschlug. Die an dem Verweser des Petrus geknüpfte religiöse Meinung leistete den gläubigen Zeitgenossen Ersatz für jene äußere Machtvollkommenheit, die sie dem Papste nicht beilegten und auch in ihm nicht aufriefen. Der Major Domus, so wie der Inbegriff der fränkischen Großen, hatte Childerich den Eid der Treue geschworen. Diese Fessel drückte, wie konnte sie anders gelöst werden, wenn es irgendwie möglich seyn sollte, als durch den Schlüssel des Petrus? Das fortgeschrittene theokratische System, als dessen oberster Ausleger der Papst angesehen wurde, war mit einem Worte der Zauberring, den Zacharias ansteckte, als er gegen Childerich und für Pipin das Urtheil sprach. Sonach läßt sich dasselbe weder als ein beiläufig eingeholtes Gutachten abfertigen, noch als ein völ=

liger, oberherrlicher Befehl deuten; es schwebte, seiner wunderbaren Beschaffenheit nach, zwischen beiden in der Mitte.

Es verschlägt hierbei nichts, daß die Erklärung des Zacharias von katholischen Theologen späterhin anders verstanden worden ist. Selbst einer seiner Nachfolger, Gregor VII. sagte mit dürren Worten: „Zacharias habe den König der Franken nicht sowohl wegen seiner Vergehungen, als weil er zur Ausübung einer so großen Gewalt untüchtig gewesen, seines Reichs entsetzt, und Pipin an dessen Stelle ernannt; auch habe er alle Franken von dem geleisteten Eide der Treue entbunden." Gregor sah offenbar in der Handlungsweise des Zacharias einen reinen Act der päpstlichen Machtvollkommenheit; er wollte mit seiner allerdings zu hoch gespannten Behauptung schwerlich täuschen und darin für sein eignes Verfahren eine Rechtfertigung suchen; er hatte den Schlüssel des Petrus, im Rückblicke auf die Vergangenheit, so lange geschliffen und so scharf von jedem rostigen Flecken gereinigt, daß der himmlische Schimmer desselben ihm auch da klar entgegen leuchtete, wo er bei einer reinhistorischen Prüfung noch trüb aufblickte, wie sich dies ohne Zweifel mit der ausgestellten Erklärung des Zacharias verhielt.

Sie zeigt recht augenscheinlich, wie sehr die Idee des Papstthums sich nach und nach erweitert hatte, denn will man ihren Fortgang auch bei dieser Thatsache läugnen, so muß man geradezu allem Glauben an das Zeugniß der Geschichte entsagen. Wohl gewann das päpstliche Ansehn außerordentlich durch den anerkannten und befolgten Ausspruch des Zacharias; wäre es aber nicht vorher schon

tief begründet gewesen, wie hätten die Franken mit ihrem Major Domus sich mit einem so sichtbaren Bemühen an den apostolischen Stuhl lehnen können? Darauf geht auch im Wesentlichen Plancks *) Meinung hinaus, und da sie zugleich den höhern Einfluß auseinandersetzt, welchen Zacharias durch sein abgestattetes Urtheil gewann, so mag sie hier als Beleg folgen. „Man darf sicher annehmen, daß das Volk und die Menge wenigstens geneigter wurde, Pipin als König zu erkennen, weil es die Sache von dem Papst gebilligt und den neuen König von dem Gesandten des Papstes gesalbt sah; und schon dies allein, worauf ohne Zweifel von Seiten Pipins gerechnet war, brachte dem römischen Stuhle großen Vortheil. Auch das Volk mochte sich zwar nichts deutlich dabei denken, und wohl am wenigsten daran denken, daß ihm der Papst seinen neuen König gegeben und den alten ins Kloster gesteckt habe; allein er erfuhr doch, daß man ihn zu Rathe gezogen hatte, er hörte von seinen Bischöfen und Großen, daß man seinem Rathe folgen müsse, und daraus es faßte einen dunkeln Begriff von der Größe und Erhabenheit oder von der Heiligkeit des Papstes auf, durch die es nicht nur für die Sache, für welche es gewonnen werden sollte, sondern auch für ihn selbst höchst vortheilhaft gestimmt wurde. Von diesem Augenblicke an wurde der römische Bischof für die fränkische Nation etwas anders, als er bisher für sie gewesen war; und nun stand er gewiß nicht lange an, bis er auch für ihre Bischöfe etwas anders wurde."

Die vorstehende Erörterung weicht von der eben

*) Geschichte der chr. kirchl. Verfassung. 2ter Bd.

mitgetheilten Ansicht darin etwas ab, daß sie, gestützt auf den innern Zusammenhang der Sache, den voraufgegangenen Gedanken an das Machtwort des Papstes weder in der Seele Pipins noch seiner Großen ganz so niedrig anschlägt. Sie leitet übrigens besagten Gedanken lediglich aus der religiösen und keineswegs aus einer politischen Ueberzeugung her, und giebt dabei zu, daß ihm Klarheit fehlte. Wäre es vollkommen gewiß, daß Childerich zufolge der erhaltenen päpstlichen Weisung geschoren und ins Kloster gesteckt worden sey, wie unter mehreren Historikern auch Gibbon behauptet, so würde das Ergebniß der Untersuchung noch etwas anders ausfallen.

Nach den Grundsätzen der heutigen Legitimität ist Zacharias nicht zu vertheidigen. Sein Vorgang giebt dem Liberalismus eine schlimme Waffe gegen die unbedingten Freunde der bestehenden Ordnung in die Hand, wenn die letztern sich nicht etwa mit blindem Vertrauen auch bei dieser Gelegenheit dem unumschränkten Theokratismus unterwerfen wollen, unbekümmert um die gesprengten Fugen ihres irdischen Heiligthums. Die theokratischen Politiker pflegen indessen unter gewissen Umständen auch die Casuistik nicht zu verschmähen, und so werden denn auch unter ihnen von Zeit zu Zeit neue Pipine und neue Zacharias aufstehen.

Zacharias überlebte die Erhebung Pipins nur wenige Tage, so daß er ihm nicht einmal zu derselben Glück wünschen konnte. Er starb 752 am 14. März. Er hinterließ Briefe, Kirchenordnungen und eine griechische Uebersetzung der Dialogen Gregors des Großen. Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften und gehört in die Reihe der vorzüg-

lichsten Päpste; seine Gewandtheit und Thätigkeit, seine Macht über die Gemüther, erhöht durch die Gabe der Rede, müssen auch diejenigen anerkennen, die in seinem Charakter Falten und Flecken entdecken wollen.

Stephan II. Stephan II., ein Römer, starb am dritten Tage nach seiner Erwählung, ehe er noch ordinirt werden konnte, getroffen vom Schlage. Dieser Schlag hat auch die Reihenfolge der Päpste in einige Erschütterung versetzt, weil verschiedene Schriftsteller den erwähnten Stephan gar nicht als Papst mitzählen, andere ihn dagegen als solchen gelten lassen. So ist bei der Angabe der Stephane ein numerischer Doppelsinn entstanden, dem man nicht wohl anders ausweichen kann, als durch eine gleichzeitige Verbindung beider Vorstellungsweisen. Es ist darüber hin und her gestritten worden, ob die Wahl allein schon den wahren vollen Papst ausmache, oder ob zur kirchlichen Gültigkeit desselben auch noch die Ordination gehöre. Nicolas II. erklärte sich aus Rücksicht auf den Lauf schwieriger Zeitumstände für die erstere Ansicht durch eine Verordnung aus dem Jahre 1059; es war darin festgesetzt, daß, wenn die Vollziehung der Ordination durch Krieg oder sonstige Hindernisse gehemmt würde, die Erwählung für sich allein die unantastbare Rechtmäßigkeit des Papstes begründe. Es müssen also damals, wie das Bedürfniß der vorstehenden Entscheidung verräth, Zweifel über diesen casuistischen Gegenstand obgewaltet haben. Ungefähr 250 Jahre nach den Zeiten Nicolaus II. ging man in ziemlich abweichende Erörterungen über den fraglichen Punkt ein, ob der Papst vor seiner Ordination Bullen ausfertigen dürfe? Clemens V., den seine

Gegner von dieser Seite in die Enge zu treiben suchten, bejahte den problematischen Fall, und zwar etwas gewaltsam durch eine Bulle, welche jede weitere Verhandlung der Sache untersagte. Dessenungeachtet blieb Stephan, dessen Erwählung so eben angezeigt wurde, bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts von der Zahl der eigentlichen Päpste ausgeschlossen; seitdem hat auch er unter ihnen Platz erhalten, hauptsächlich durch den Vorgang des Onuphrius Panvinius, eines dem römischen Stuhle eifrig ergebenen Schriftstellers. Mithin scheint die Erwählung nach der jetzigen Theorie und Praxis den vollständigen Papst zu schaffen, so daß es in Fällen einer äußern Nothwendigkeit keines zweiten öffentlichen Actes bedarf, um den ersten zu ergänzen. Ist die Wahl gesetzmäßig vollzogen, und nach dem Sinne der strengen Katholiken, unter den leitenden Einfluß des göttlichen Geistes gestellt, so läßt sich in dieselbe als bestimmende Initiative offenbar auch das Hauptmoment der kirchlichen Gültigkeit setzen.

Dem vorerwähnten Stephan folgte nach einer kurzen Zwischenzeit, da der gebieterische Drang der Umstände die Wahlangelegenheit beschleunigte, Stephan III. oder II., je nachdem man seinen ernannten Vorgänger als wirklichen Papst betrachtet oder nicht. Stephan, schon im zarten Alter vaterlos und von Vermögen entblößt, war unter der Fürsorge der Päpste im lateranischen Palaste erzogen worden, hatte alle Stufen der geistlichen, frühbegonnenen Laufbahn nach einander durchschritten und bekleidete die Stelle eines römischen Diakonus, als ihn das einstimmige Verlangen des Clerus und des Volks auf den apostolischen Stuhl rief. Stephan III. 752–57.

Astolph, König der Longobarden, schien mit

Einem kühnen Schlage vollenden zu wollen, was Luitprand von Zeit zu Zeit noch mit Mäßigung versucht hatte. Stephan beurtheilte die Gefahr nach dem Charakter des Mannes, von welchem sie herdrohte, und drang deshalb durch Abgeordnete auf Bestätigung des zwischen Zacharias und Luitprand abgeschlossenen Friedens. Astolph begegnete der Gesandtschaft, bei welcher sich auch Paulus, der Bruder des Papstes befand, mit allen Merkmalen einer ehrerbietigen Aufmerksamkeit, und setzte den Termin der seynsollenden Waffenruhe auf 40 Jahre hinaus. Sein Versprechen war eine bloße Redensart, wo nicht gar eine Kriegslist, durch welche er seine feindseligen Absichten vor der Hand noch verdecken wollte; denn nach Verlauf von vier Monaten überfiel er das Exarchat, bedrängte Ravenna, zwang den Exarchen Eutychius und dessen Mannschaft nach einer tapfern Vertheidigung zum Abzuge aus Italien, überwältigte dann auch die übrigen Städte nebst der Pentapolis, und vereinigte sämmtliche Eroberungen mit seinem Königreiche, das noch zu keiner frühern Zeit einen solchen Umfang von Macht erreicht hatte. Damit eröffnete er jedoch nur das Vorspiel zu weitern Unternehmungen; im trotzigen Gefühle seiner Stärke, die er für ein hinlängliches Recht hielt, verlangte er vom Papste, nicht minder von allen Römern, Unterwerfung und die Abtretung ihres Gebiets; ja er wollte sogar jeden Kopf mit der Steuer von einem Goldstücke belasten. Die siegreiche Annäherung des Königs gab dieser Drohung, welche den römischen Stolz und Freiheitssinn bis zum Muthe der Verzweiflung empörte, einen furchtbaren Nachdruck.

Stephan flüchtete wieder zu dem gewöhnlichen Rettungsmittel einer Gesandtschaft, vielleicht in der Absicht, wenigstens durch die Dauer der Unterhandlungen einige Zeit zu gewinnen; an der Spitze der Gesandtschaft standen die Aebte der beiden Klöster Monte Cassino und St. Vincent. Der König verwies ihnen ihre unbefugte Einmischung in irdische Angelegenheiten, betrieb mit strengem Ernst ihre eilige Rückkehr, vermied jede Erklärung über den Gegenstand ihres Auftrags, und wollte die ihm bestimmten Geschenke nicht einmal sehen, geschweige denn annehmen.

Stephan hatte den Kaiser Constantin sogleich Nachricht von dem feindseligen Beginnen der Longobarden gegeben; statt einer beruhigenden Antwort war aber von Konstantinopel bloß ein Gesandter angekommen; er hieß Johannes, und hatte den Ruf eines tüchtigen Mannes. Constantin mochte überhaupt auf den unsichern Besitz seines italienischen Gebiets nur geringe Hoffnungen gründen; er sah es vielleicht schon mit richtigem Blick als verloren an; auf jeden Fall lagen die Anstrengungen, welche die glückliche Behauptung desselben erforderte, damals, wo er seine reißenden Eroberungen gegen die Saracenen so glänzend verfolgte, weit außer dem Bereiche seiner nächsten Thätigkeit.

Astolph erfüllte, was die Päpste längst mit schwerem Herzen geahnet hatten; er bewies durch seine stürmische Gewaltthätigkeit die Richtigkeit ihrer politischen Grundsätze, welche, trotz aller einzelnen Fehlgriffe, im Ganzen untadelhaft waren, will man anders die Pflicht der Selbsterhaltung nicht unter die Träume rechnen. Die gegenwärtige Bedrängniß Roms zeigt zugleich aufs deutlichste, warum die

Päpste mit dem griechischen Hofe, so tief sie auch mit ihm auf Veranlassung des Bilderstreits zerfallen waren, immer noch in dem Verhältnisse einer gewissen Unterthänigkeit blieben und bleiben mußten, so lange sie gegen die Longobarden keinen andern Stützpunkt hatten, als Konstantinopel. Dieses Hin- und Herschwanken zwischen zwei entgegengesetzten Kräften, von denen die eine fast nur wie ein gefeierter Name der Vergangenheit angehörte, während die andere desto lebendiger in das Gewirre der Gegenwart eingriff, führte unvermeidlich die Päpste den Franken entgegen, wie sehr sich der Geist der römischen Selbstständigkeit auch anfänglich gegen ein solches Freundschaftsbündniß der spätern vorausgesehenen Folgen wegen sträuben mochte.

Johannes, begleitet und unterstützt von einem Abgeordneten des Papstes, forderte im Namen seines Herrn von Astolph, zu dem er sich nach Ravenna begeben hatte, die Zurückgabe der entrissenen Länder, die Zusage eines Waffenstillstandes und die Absendung eines königl. Bevollmächtigten nach Konstantinopel zur Ausgleichung aller etwa noch übrigen Irrungen. Astolph empfing die beiden Sprecher mit jener Freundlichkeit, die dem Uebermuthe nahe verwandt ist; er sah die Unterhandlungen des Gesandten für das an, was sie so oft sind und damals ganz zuverlässig waren, für fruchtlose Botenlaufereien, und willigte um so unbedenklicher in die zuletzt erwähnte Forderung ein, verwarf dagegen desto hartnäckiger die beiden andern. Johannes kehrte sofort in Gesellschaft eines königlichen und päpstlichen Gesandten nach Konstantinopel zurück; im Auftrage Stephans bat dieser

den Kaiser dringend um schnelle Ausrüstung eines Hilfsheeres gegen die Longobarden, welche mit ihren feierlichsten Versicherungen nur ein trügerisches Spiel trieben.

Astolph fiel auch wirklich nach der Abreise des Johannes sogleich in seine frühere wilde Verfahrungsweise zurück; er gebot den Römern unbedingte Unterwerfung, und drohte ihnen im Weigerungsfalle mit der Strafe der Hinrichtung. Diesen Worten glichen seine Thaten; unter den entsetzlichsten Verwüstungen drang er vor; zahlreiche Züge von Gefangenen bezeichneten seinen Weg; ein Castell nach dem andern unterlag, bald darauf ängstigte er Rom von allen Seiten durch sein ringsum vertheiltes Belagerungsheer.

Nur ein Wunder schien die Stadt retten zu können, und als ob man wirklich in der Wärme der überfließenden Andacht ein solches erwartet hätte, deuteten auch alle religiöse Vorkehrungen auf diesen begeisterten Glauben hin. Stephan, mit ihm der gesammte Clerus, durchzog barfuß die Straßen, das Haupt mit Asche bestreut, unter dem Absingen von Litaneien. Die öffentliche Demüthigung unter die gewaltige Hand des himmlischen Königs versprach Trost und Ausdauer gegen die gehäuften Frevel des nahen irdischen Drängers. Ganz versunken in den Gedanken an die Ewigkeit griff man selbst mit kindlicher Zuversicht nach den sichtbaren Abzeichen derselben; Stephan trug auf den Schultern ein Bild des Heilandes, welches der dichterische Schwung der Gemüther als ein Werk höherer Hände betrachtete; mochte es denn auch ein menschliches Erzeugniß seyn, so wirkte es wenigstens mit übermenschlichen Kräften für den Augenblick

der äußersten Noth. Der Procession wurde ein Kreuz vorangetragen, an dessen Spitze die Urkunde des letzten Friedensvertrags zwischen dem Papst und Astolph befestigt war, als wollte man den Blitz der Allmacht herabrufen, um den schändlichen Treubruch zu rächen. Auf diese große Procession folgten mehrere Tage hindurch kleinere Umgänge in den einzelnen Kirchen, unter Anrufung der Maria, der Apostel und der Heiligen. Ohnmacht und Stärke des Gefühls kämpften so lange mit einander, bis zuletzt die überbotene Natur wieder in ihre verlornen Rechte eintrat und mit der Besonnenheit auch der Gedanke an jene Rettung aufging, die von dem fernen, neuerrichteten, fränkischen Königsthron herschimmerte.

Ueber dieser Belagerung Roms, so wie über viele andere Begebenheiten, die ihr vorangingen und folgten, schwebt vielfache Dunkelheit; mehrere Schriftsteller, selbst solche, die jenen Tagen am nächsten lebten, scheinen die räthselhaften Lücken und Schwächen ihrer eignen Erzählung, oft gerade bei den sichtbarsten Wendepunkten, gar nicht gefühlt zu haben, so sorglos gehen sie darüber hin; verschiedene neuere Historiker folgen gleichfalls der breitgetretenen Straße, ohne an dieser oder jener unzusammenhängenden Stelle irgend einen Anstoß zu nehmen. Wenn z. B. Astolph wirklich über Rom alle Schrecken einer schweren Belagerung brachte, wie die außerordentlichen Anstrengungen der Andacht vermuthen lassen, mit welchen Geistlichkeit und Volk den Himmel bestürmten: wie kam es, daß die Stadt nicht in seine Gewalt fiel? Rafften sich etwa die Einwohner, gestärkt durch die Hilfe der Religion, zu einer unüberwindlichen

Vertheidigung auf? oder hoffte Astolph Roms Fall mit der Zeit ohne erneuerte und verstärkte Angriffe zu erzwingen? Die kalten Berechnungen der Geduld waren aber schwerlich nach seinem Sinne, und wenn er den Anfällen tyrannischer Willkür so leicht Zugang verstattete, als die Stimme der Zeitgenossen ihm nachsagt: so konnte ihn schwerlich auch die Scheu vor der Heiligkeit des Orts und der Person des Papstes zur Schonung bewegen. Eher noch läßt sich denken, daß die Rücksicht auf das Einverständniß zwischen dem apostolischen Stuhle und Pipin ihn vom Aeußersten abhielt; allein später setzte er sich doch mehr als einmal über diese naheliegende Besorgniß hinweg, nachdem er bereits den Arm des Rächers in den Stunden blutiger Entscheidung gefühlt hatte. Die wahrscheinlichste Annahme ist wohl diese, daß die angeführten Gründe zusammengenommen seine weitern Schritte vor der Hand hemmten und Stephan zu dem Entschluß brachten, die einzig übrige Hilfe da zu suchen, wo schon Gregor III. ihr nachgegangen war.

Dem ersten Bittbriefe Stephans an Pipin *), den ein als Pilger verkleideter Bote mitten durch die wachsamen Posten der Longobarden überbracht hatte, folgte sogleich die offenste Zusicherung des erflehten Schutzes, und zwar aus dem Munde des nach Rom geschickten fränkischen Abts Fulrad.

*) Es ist hier und für den fernern Verlauf der Sachen Bowers Darstellung zum Grunde gelegt worden, die unter manchen andern noch die klarste und sicherste seyn dürfte.

Diesem zuverlässigen Manne gab Stephan, als derselbe seine Rückreise antrat, einen zweiten Brief an Pipin mit, worin er sein früheres Gesuch in noch dringendern Ausdrücken wiederholte, dem fränkischen Herrscher zugleich im Vertrauen eröffnete, daß er ihn nächstens besuchen werde, und zu dem Ende wünschte, derselbe möge einige Personen von Bedeutung nach Rom senden, in deren Begleitung er sein Vorhaben um so leichter ausführen könne. Pipin willfahrte dem Papste unverzüglich durch die Abschickung Chrodegangs, des Bischofs von Metz und des Autcharius, eines vielgeltenden Mannes. Beide erschienen in Rom und verfügten sich kurz darauf mit Johannes, dem kaiserlichen Unterhändler, mit dem Abgesandten des longobardischen Königs und dem Geschäftsführer des Papstes, welche drei letztere so eben von Konstantinopel zurückgekommen waren, zu Astolph, in der Absicht eine friedliche Vermittelung zu treffen. Auch Stephan schloß sich ihrer Reise an (am 14. October 753), theils aus eigner Bewegung, theils auf den Rath des Kaisers Constantin, der von der persönlichen Verwendung des Papstes, im Andenken an die überraschenden Erfolge seiner Vorfahren günstige Hoffnungen hegte. Autcharius ging dem Papste nach Pavia voran, meldete dem Könige dessen bevorstehende Ankunft, so wie ihren Zweck und drohte mit der Macht Pipins für den Fall, daß Astolph Stephan ungebührlich begegnen würde. Der Papst zeigte gegen den äußerlich wohlgeneigten König eine männliche Fassung und Freimüthigkeit; er bestand mit Entschiedenheit auf der Abtretung der widerrechtlichen Eroberungen, so sehr man ihn auch gewarnt hatte, diese höchst empfindlich gestimmte Saite

auch nur im mindesten zu berühren. Astolph verläugnete scheinbar seinen Unmuth, erklärte indessen rund heraus, daß er die Früchte seines Sieges zu behalten gedenke, da das Eroberungsrecht für ihn ohne Zweifel eben soviel gelte, als für den griechischen Hof, welcher die streitigen Besitzungen ehedem auch nur unter demselben Titel an sich gerissen habe. Gleichen Bescheid ertheilte er auch dem kaiserlichen Abgeordneten.

Stephan machte sich von Pavia (am 16. Nov.) zu dem fränkischen Pipin auf den Weg, ungehindert von Astolph, obschon der Letztere den Zweck dieses schnellen, ihm keineswegs gleichgiltigen Aufbruchs vollkommen errieth. Die nicht ungegründete Furcht vor möglichen Nachstellungen lieh dem Papste Flügel; nach einigen Tagen kam er in dem fränkischen Kloster St. Maurice an, wo er sich, so viel die Zeit erlaubte, von den ungewohnten Beschwerden wieder erholte. Hier bewillkommte ihn Fulrad, der oben erwähnte Hofgeistliche Pipins und der Herzog Rotard unter den freudigsten Glückwünschen von Seiten des Königs; sie geleiteten ihn dann nach Pontyon, einem Schlosse in der Nachbarschaft von Langres, dem damaligen Aufenthalte des fränkischen Hofes. Auf die Nachricht von der Ankunft des Papstes in St. Maurice sandte ihm Pipin seinen Sohn Karl nebst mehreren Großen des Reichs entgegen; diesem folgte der König mit seiner Gemahlin Bertrade, seinem zweiten Sohne Karlmann und einer glänzenden Begleitung nach. Als er endlich mit Stephan zusammentraf, warf er sich vor ihm zur Erde nieder und begleitete ihn zu Fuß in der Gestalt eines ehrerbietigen Dieners, ohne dem Papste das

Absteigen vom Pferde zu verstatten *). Man hat an diesen übermäßigen Ehrenbezeugungen zweifeln wollen, weil die fränkischen Geschichtschreiber nicht davon reden; ihr Stillschweigen ist noch kein vollkommener Gegenbeweis; und versetzt man sich in die Lage des Emporkömmlings Pipins, der dem Ei des lange gebrüteten Königthums so eben erst entschlüpft war, folglich in der unbedingten Unterwürfigkeit gegen den Papst eher eine Erhöhung als eine Erniedrigung seines Ansehens erblickte; erwägt man den feinen Plan, der von andern Seiten aus seiner päpstlich-gesinnten Politik hervorleuchtet, bedenkt man endlich die Sitte der Zeit und den ähnlichen, noch stärkern Vorgang des Kaisers Justinian, welcher dem Papste Constantin sogar die Füße küßte; so ist die Sache an und für sich lange nicht so unwahrscheinlich, als sie dem modernen Gefühle vorkommt. Sie wird auch nicht geradezu entkräftet durch das Betragen, welches ein fränkischer Geschichtschreiber von dem Papste bei dieser Gelegenheit aussagt. „Am Tage nach seiner Ankunft — so erzählt er — warf sich Stephanus, nebst seinem Clerus, mit Asche bestreut und mit einem härnen Kleide bedeckt, vor dem Könige auf die Erde nieder und bat ihn bei der Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes und bei den Verdiensten der verewigten Apostel Petrus und Paulus, er möchte ihn und das römische Volk von der Gewalt der Longobarden und von der Knechtschaft des stolzen Astolph befreien. Auch

---

*) So meldet Anastasius, dem man freilich nicht mit Unrecht den übertriebenen Ton eines römisch-katholischen Panegyrikers vorgeworfen hat.

wollte er nicht eher von der Erde aufstehen, bis ihm der König Pipin, mit seinen Söhnen und den fränkischen Großen die Hand gereicht und ihn zum Zeichen der künftigen Hilfe und Rettung aufgehoben hätten." Beide Nachrichten sind füglich mit einander zu vereinigen, sie unterstützen sich sogar; denn hatte Pipin seinerseits aus religiösen und politischen Antrieben mit den tiefsten Huldigungen begonnen, so konnte auch der Papst, aus Interesse für die leidende Kirche und ihre bedrohte Herrschaft darin fortfahren, wenn auch unter andern Beziehungen. Die geistliche und weltliche Macht waren verknüpft durch das Band der stärksten Bedürfnisse; sie näherten sich gegenseitig mit einer unbegränzten Selbstentäußerung, die eben aus dem Wunsche ihrer Selbstbehauptung hervorging, in einem gemeinschaftlichen Punkt, so daß die eine der andern dasjenige zuwog, was dieser abging und jene im Ueberfluß hatte: darin liegt offenbar kein Widerspruch; es ist der einfache uralte Gang der Weltverhältnisse, die ewige Anziehungskraft der entgegengesetzten Pole.

Pipin soll nach der Meldung des Anastasius nicht nur in das Anliegen des Papstes gewilligt, sondern auch zur Bekräftigung seiner aufrichtigen Hilfsgenossenschaft einen förmlichen Eid abgelegt haben. Stephan, hoch erfreut über die vielfältigen Zeichen der öffentlichen und königlichen Achtung, begab sich von Paris aus der Nähe des Hofes in das Kloster St. Denys, brachte hier den Winter zu, erkrankte und vollzog dann nach seiner Wiederherstellung die Salbung Pipins, seiner Gemahlin und seiner beiden Söhne Karl und Karlmann. Die Salbung, ursprünglich eine Sitte aus den Zeiten

der jüdischen Könige, war schon früher von Bonifacius zu Soissons verrichtet worden; sie schien aus den Händen des Papstes eine besonders heiligende Kraft zu erhalten, weshalb sie auch Pipin ausdrücklich verlangt hatte, um durch ihre Weihe die kurz vorher nicht völlig rechtmäßig erworbene Krone desto wirksamer in den Augen des Volks zu befestigen, welches in der Person des Stephanus die Glorie des Petrus verehrte. Dem Papste war mit dieser Feierlichkeit nicht minder gedient, denn sie stellte ihn nicht bloß nach der herrschenden Meinung dem Könige zur Seite, sondern rückte ihn sogar, wenigstens im Augenblicke des vollzogenen Aktus, noch über denselben hinaus.

Stephan ernannte bei der Salbung zugleich Pipin und dessen Söhne Karl und Karlmann zu römischen Patriciern; mit welchem Rechte und in welchem Umfange des Sinnes, ist schwer zu sagen; der Beweggrund blickt um so deutlicher hervor. Ueber den Begriff des Patriciats ist das Nöthige schon anderswo beigebracht worden; ob die dortige Bestimmung genau auf den vorliegenden Fall paßt, steht zu bezweifeln; sie schmiegt sich ihm indessen von fern nicht übel an. Wie nämlich der griechische Kaiser vorzüglich solche Personen gern unter dem Namen von Patriciern über jede andere Stufe des Ranges erhob, durch welche er die Ansprüche seiner Krone zu verwahren hoffte, wenn er dieselbe nicht mit den Waffen durchsetzen konnte; so mag auch Stephan ein ähnliches Verhältniß, vielleicht nur dunkel gedacht, auf Pipin und dessen Sohn übergetragen haben. Er wollte allem Anschein nach die fränkischen Fürsten unter dem Namen von römischen Patriciern als Schirmherren des römischen

Gebiets bezeichnen; wahrscheinlich hatte er selbst, von dem ganzen neu angeknüpften Verhältnisse keine bestimmte Vorstellung, so wie auch die königliche Familie diese Auszeichnung mit dankbarer Freude hinnehmen mochte, ohne den eigentlichen Gehalt derselben näher zu untersuchen. Die politische Lage Roms war in einer Gährung begriffen, die kämpfenden Stoffe strebten nach Absonderung, ohne sie vor der Hand noch finden zu können; das Patriciat war ein hineingeworfenes Ingredienz, dessen Entwickelung von künftigen Processen abhing. Es ist zu vermuthen, daß zwischen Stephan und Pipin, während ihres Zusammenseyns Vieles mündlich abgemacht wurde, dessen ferne Abzweckung sie geflissentlich als ein Geheimniß behandelten; selbst die Reise des Papstes dürfte zum Theil darauf berechnet gewesen seyn; wie sie dann sicherlich nicht bloß oder hauptsächlich die Bitte um bewaffneten Beistand betraf. Das der fränkischen Königsfamilie verliehene Patriciat bereitete schon von fern die Dinge vor, welche kommen sollten; es war ein stiller Schritt zur offenen Losreißung vom griechischen Hofe, weil sich der Papst dadurch eine Machtvollkommenheit beilegte, die ausschließend den Kaisern eignete. Ehe Stephan zurückkehrte, hatte er, wie Anastasius erzählt, den fränkischen Großen seinen apostolischen Segen ertheilt und als Bevollmächtigter des Petrus sie und ihre Nachkommenschaft unauflöslich an die neue Dynastie gebunden. Die stärkste, wo möglich, unerschütterliche Begründung des fränkischen Throns durch das Ansehen der Kirche, lag eben so sehr dem Papste als dem Könige am Herzen; ihr beiderseitiger Vortheil traf darin glücklich zusammen und gewiß

zielte auch die unternommene Reise vorzüglich darauf hin.

Dürfte man Anastasius glauben, so hätte Pipin mit Stephan schon damals auf Kosten des griechischen Hofes die Schenkung verabredet, die später nach Bezwingung der Longobarden in Kraft trat.

Vergeblich ließ Pipin den König Astolph zweimal durch eine Gesandtschaft auffordern, seine Eroberungen im Exarchat und in der Pentapolis herauszugeben. In Folge der fehlgeschlagenen Unterhandlungen berief Pipin, fest entschlossen zum Kriege gegen die Longobarden, eine Reichsversammlung nach Chiersi, auf welcher er sein Vorhaben den Ständen eröffnete, und deren Mitwirkung aufrief. Auf eben dieser Versammlung erschien zum größten Erstaunen der Anwesenden Karlmann, Pipins Bruder; der verschlagene Astolph hatte denselben, trotz seines anfänglichen Widerstrebens, aus dem Kloster Monte Cassino hervorgezogen und ihm aufgetragen, durch die Kraft seiner Verwendung den Ausbruch des Krieges zu hintertreiben. Es ist möglich, daß Astolph dem Könige Pipin nebenher durch das öffentliche Wiederauftreten Karlmanns bei den fränkischen Großen ein böses Spiel bereiten wollte; auf jeden Fall war der allverehrte Mönch, umstrahlt mit dem Verdienste einer rührenden Entsagung, ganz dazu geeignet, seinen friedlichen Vorstellungen Eingang zu verschaffen; er bezeichnete die Vergießung christlichen Blutes, auf welche Seite sich auch der Sieg neige, als ein dem Himmel mißfälliges Beginnen, drang laut auf die Aussöhnung der beiden Könige, und rieth deshalb zu einem wiederholten Versuche ruhiger Ausgleichung, der bei der Hartnäckigkeit Astolphs eben so fruchtlos

endete, als die frühern. Umsonst hatte sich Pipin sogar zur Entrichtung einer Geldsumme verstanden, als Preis für die Zurückgabe der dem Papste entrissenen Besitzungen. Mehrere Mitglieder der Reichsversammlung erklärten unverhohlen ihren Widerwillen gegen den Krieg, so sehr sie auch sonst Pipin ergeben waren; dieser wußte sie indessen umzustimmen, und griff zum Schwerte der Entscheidung.

Der zurückkehrende Karlmann wurde in Vienne auf Befehl Pipins angehalten und in ein Kloster gesperrt, wo er nach einigen Tagen starb. Pipin wollte seine Unthat durch die Feierlichkeit beschönigen, mit welcher er das Andenken des Gemißhandelten zu ehren schien; er ließ den Leichnam in einen goldnen Sarg legen und nach Monte Cassino zurückführen. Das Mißgeschick Karlmanns unterstützt den vorhin geäußerten Verdacht, als sey er, wenn auch wider Wissen und Willen, von Astolph zu einem politischen Werkzeuge gegen Pipin benutzt worden.

Pipin brach an der Spitze seines Heeres im Jahre 754 auf und erreichte die Alpen in der Mitte des Septembers. Der Papst begleitete ihn, nicht in der Gestalt eines Bittenden, sondern eines Eroberers, um mit Gibbon zu reden. Die wohlbesetzten Pässe wurden überwältigt; der offene Widerstand wich je länger je mehr, überhaupt gaben die Longobarden diesmal geringe Proben ihrer sonstigen Tapferkeit. Astolph wich bis nach Pavia zurück, und bot nach einer kurzen Belagerung die Hand zum Frieden. Er trat das Exarchat und die Pentapolis ab; das Land fiel nicht, wie er geglaubt hatte, an seinen frühern Besitzer, den grie-

chischen Kaiser zurück, sondern wurde von Pipin dem Papste übergeben, als ein immerwährendes Eigenthum des apostolischen Stuhles. Astolph mußte ferner zum Vortheile des Papstes allen seinen Eroberungen im römischen Gebiete entsagen, nicht minder allen damit verbundenen Ansprüchen auf Herrschaft, diese eingegangene Verpflichtung ferner durch einen Eid bekräftigen und endlich zum Unterpfande der Treue auch noch Geiseln stellen. Nach Beendigung des Feldzugs kehrte Pipin in sein Reich und der Papst begleitet von dem fränkischen Abt Fulrad, nach Rom zurück, das den ersten Priester der Christenheit mit dem lautesten Hochgefühl der Freude nun auch als Fürsten begrüßte. Stephan sah in der Besitznahme des ihm geschenkten Gebiets so wenig eine Ungerechtigkeit gegen den griechischen Kaiser, daß er nicht anstand, dafür Gott öffentlich im Vatican zu danken.

Er überließ sich zu früh und zu sicher dem Gedanken des neuen Glücks, denn Astolph hatte den Vertrag nur unterzeichnet um ihn, befreit von Pipins schreckender Gegenwart, so schnell als möglich wieder zu brechen; er mehrte und sammelte seine Kriegsvölker und bewies durch ihren feindlichen Einbruch, in welchem Sinne er die Herausgabe seiner Eroberungen versprochen habe.

Der Papst bestürmte Pipin auch jetzt wieder mit seinem Angstgeschrei, indem er ihm durch den Abt Fulrad ein Schreiben zusandte, worin unter andern folgende Stelle vorkommt. „Die Vertheidigung der Kirche ist unter allen Werken das verdienstlichste, dasjenige, was in der künftigen Welt mit der größten Belohnung gekrönt wird. Gott hätte selbst seine Kirche vertheidigen, er hätte Andere

erwecken können, die wohlbegründeten Rechte seines Apostels Petrus zu bestätigen und zu beschützen. Aber es gefiel ihm, euch, meinen vortrefflichen Sohn aus dem ganzen Menschengeschlecht, zu diesem heiligen Zwecke zu erlesen. Aus Ehrfurcht gegen seinen göttlichen Befehl nahm ich meine Zuflucht zu euch, kam in euer Reich und ermunterte euch, die Vertheidigung der Angelegenheit seines geliebten Apostels zu übernehmen. Ihr übernahmet sie und euer Eifer für seine Ehre wurde bald durch den schönsten Sieg verherrlicht. Und dennoch, mein edelster Sohn, hat der heilige Petrus noch nicht den geringsten Nutzen aus diesem ruhmvollen Siege geschöpft, ob er ihm gleich allein zuzuschreiben ist. Der meineidige und ruchlose Astolph hat ihm noch nicht einen Fuß Landes abgetreten; ja uneingedenk seines Eides und vom Teufel verführt, hat er sogar die Feindseligkeiten erneuert. Er fordert uns auf, weder euch noch dem heiligen Petrus zu trauen und drohet uns und dem römischen Volke mit Tod und Verderben, wie der Abt Fulrad und seine Reisegefährten euch werden bezeugen können."

Dieser Brief war noch nicht in Frankreich angelangt, als Astolph schon vor Rom stand und es unter den furchtbarsten Verheerungen belagerte; wenigstens spricht Stephan in dem Schreiben, worin er seine Bedrängniß abermals dem fränkischen Königshause meldet, darüber in Ausdrücken, welche auch unter Voraussetzung einiger Uebertreibung einen hohen Grad der Noth und Gefahr ankündigen. Viele Kirchen und Häuser in der Umgegend Roms gingen, vorher geplündert, in Flammen auf; die Bewohner wurden, zum Theil unter den härtesten Mißhandlungen, als Gefangene fort-

geschleppt, die Weinberge zerstört, die Saaten verderbt; selbst an die hochverehrten Bilder legte der Feind seine vertilgende Hand. Astolph bestand auf der Auslieferung des Papstes und drohte widrigenfalls allen Römern mit dem Tode. Diese aber vertheidigten sich tapfer, wie versichert wird; sie müssen es wohl jetzt und früher gethan haben, weil die Stadt niemals in die Hände der Longobarden fiel. Das zuletzt erwähnte Schreiben wurde des nahen Feindes wegen, zur See ins fränkische Reich abgeschickt; es war im Namen Stephans, der römischen Bischöfe, Geistlichen und Großen abgefaßt. Stephan stellte auch darin die Person des Petrus überall voran und wies auf die Rechenschaft hin, welche die fränkische Herrscherfamilie, wenn sie mit ihrer Hilfe säume, dem beleidigten Apostel einst werde abzulegen haben. Die Briefe überstürzten sich ordentlich, einer darunter an Pipin, dessen Sohn und das gesammte Volk der Franken gerichtet, war dem Petrus selbst in den Mund gelegt; eine poetische oder rednerische Fiction, in der Hoffnung, den Eindruck der Vorstellungen um so sichrer zu verstärken. Hier sind die wesentlichsten Stellen.

„Simon Petrus, ein Diener und Apostel Jesu Christi, grüßt die drei vortrefflichen Könige, alle heiligen Bischöfe, Aebte, Priester und Mönche, alle Herzoge, Grafen, Anführer des fränkischen Heeres und das ganze fränkische Volk. Gnade und Friede sey mit euch und vermehre sich unter euch."

„Ich bin der Apostel Petrus, zu welchem gesagt worden ist: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.

Weide meine Schaafe u. s. w. Da nun alles dies zu mir insbesondere gesagt ist; so können alle, die mich hören und meinen Ermahnungen gehorchen, versichert und überzeugt seyn, daß ihnen ihre Sünden vergeben sind und daß sie von Verschuldung gereiniget ins ewige Leben eingehen werden. Hört also mich, mich den Apostel und Diener Christi, Petrus, und da ich euch allen Völkern der Erde vorgezogen habe, so eilet, ich bitte und beschwöre euch, wenn ihr von euren Sünden gereinigt, wenn ihr ewigen Lohn erwerben wollt, eilet meiner Stadt, meiner Kirche, meinem getreuen Volke zu Hilfe, welches sonst eine Beute der gottlosen Longobarden, seiner unversöhnlichen Feinde wird."

„Auch unsre Frau, die Mutter Gottes und beständige Jungfrau Maria, beschwört euch mit mir und befiehlt euch, so wie auch die Throne und Herrschaften und das ganze himmlische Heer, nebst allen Märtyrern und Heiligen, daß ihr in möglichster Eile kommen und meine auserwählte Heerde dem Rachen der gierigen Wölfe, die sie verschlingen wollen, entreißen sollt."

Der freimüthige Kirchenhistoriker Fleury sagt von diesem Briefe mit Fug und Recht: „er ist, wie die vorhergehenden, voll von Zweideutigkeiten. Die Kirche bedeutet hier nicht die Versammlung der Gläubigen, sondern die zeitlichen Gott gewidmeten Güter; die Heerde Christi bezeichnet die Körper und nicht die Seelen; die irdischen Verheißungen des alten Gesetzes werden mit den geistlichen Verheißungen des Evangeliums verwechselt und die heiligsten Beweggründe der Religion auf eine Staatsangelegenheit angewendet." Diese Rüge erschöpft keineswegs das ganze Maaß der verdienten

Vorwürfe; Stephan war, seinen wiederholten Aeußerungen zufolge, tief in der allgemeinen herrschenden Vorstellung befangen, als könnten der Kirche erwiesene Wohlthaten an und für sich die Sündenschuld tilgen; giebt man auch zu, daß er dieser gefährlichen Meinung vorzüglich deshalb das Wort redete, weil er sie bei einem Könige, wie Pipin war, für die mächtigste Triebfeder hielt; so überschritt er doch die Grenzen einer erlaubten Anbequemung viel zu stark; ihm leuchtete der Löseschlüssel des Petrus, welchen letztern er sich im Zustande der Selbstvertheidigung dachte, so hell in die Augen, daß er darüber die sittlichen Bedingungen des giltigen Gebrauchs vergaß. Die sichtbare Gemüthsunruhe, mit welcher der besagte Brief abgefaßt ist, mag dem Papste bei Nachsichtigen zu einiger Entschuldigung dienen; ein panischer Schrecken hatte den Inhalt eingegeben, und panischer Schrecken ist ein schlimmer Gefährte auf dem Wege der Rechtgläubigkeit. Einen der vorhergehenden Briefe vergleicht Baronius mit dem Winseln einer gebährenden Frau; von dem gegenwärtigen gilt das treffende Urtheil, das beinahe wie Satyre aussieht, noch weit mehr.

Der Kaiser Constantin, unterrichtet von dem Waffenglück Pipins gegen die Longobarden, aber unbekannt mit dem nähern Hergang der Dinge, schmeichelte sich mit dem gutmüthigen Wahne, daß der Sieger das eroberte Land ihm, dem rechtmäßigen, bloß durch Gewalt und die Ungunst der Zeiten verdrängten Besitzer, zurückgegeben werde, wenn er diese Meinung nicht etwa als Maske brauchte, um die fränkische Großmuth auf die Probe zu stellen. Die griechischen Abgeordneten wandten

sich zuerst nach Rom; der scharfblickende Astolph verstattete ihnen mit Vergnügen den Eingang in die belagerte Stadt, wo sie dann gar bald zu ihrem größten Befremden sich enttäuscht sahen. Der Papst rechtfertigte sein Herbeirufen des fränkischen Heeres mit der Gewalt der Umstände, und glitt schweigend über sein Verständniß mit Pipin dahin; die Abgeordneten spielten die Rolle der Unwissenden und begaben sich zu Pipin, der Pavia (755) in der Absicht belagerte, Rom zu entsetzen. Der Papst schickte den Abgeordneten einen seiner Vertrauten nach, der gegen diese nöthigenfalls die Sache des apostolischen Stuhles bei dem Könige führen sollte. Auf ihre kräftig eingelegten Vorstellungen, daß der griechische Kaiser der rechtmäßige Herr des an den Papst verschenkten Landes sey, daß der Letztere zu jenem in dem Verhältnisse der Unterthänigkeit stehe, daß er dieses Land nicht zerreißen könne, ohne sich einer schweren Abtrünnigkeit schuldig zu machen, daß es keinem Fürsten zieme, einem solchen Verfahren, das mit allen Gesetzen des Völkerrechts streite, irgendwie Vorschub zu leisten, weil das gefährliche Beispiel sich leicht durch die bittersten Früchte rächen könne; auf alle diese Bemerkungen erwiederte Pipin weiter nichts, als daß er das streitige Land nicht dem Kaiser, sondern den Longobarden entrissen, und es nicht für jenen, sondern für den Papst erobert habe, lediglich aus Sorge für das Heil seiner Seele, das heißt, um durch die verdienstliche Freigebigkeit gegen die Kirche Vergebung der Sünden zu erhalten; er sey zur treuen Erfüllung des dem Apostel Petrus gegebenen Versprechens durch einen Eid gebunden, und keine Macht der Erde solle ihn abhalten, den

Inhalt der Schenkung zu vollziehen, worauf er die gewandten Sprecher augenblicklich entließ. Dem belagerten Pavia setzte er fortwährend so heftig zu, daß Astolph an einem glücklichen Ausgange des Kampfes verzweifelte, und um nicht sein ganzes Reich aufs Spiel zu setzen, unter folgenden Bedingungen Frieden schloß. Er machte sich zur schnellsten Vollstreckung des im vorigen Jahre getroffenen Vertrages anheischig, verzichtete auf den Besitz von Comacchio, das in die früher zugesagte Abtretung, die ihre volle Giltigkeit behielt, nicht einbegriffen gewesen war, übernahm die Unkosten des gegenwärtigen Feldzuges, und versprach außerdem einen jährlichen Tribut von 12000 Goldstücken. Hierauf ließ Pipin ein Verzeichniß der Besitzungen abfassen, die er dem apostolischen Stuhle für ewige Zeiten zugedacht hatte, unterschrieb die Schenkungsurkunde mit seinen beiden Söhnen und vielen Großen des Reichs und übergab sie dann dem Abt Fulrad, welcher in dieser Angelegenheit zum Bevollmächtigten ernannt worden war. Während Pipin noch einige Zeit den longobardischen König unter den Augen behielt, bereiste Fulrad die namhaft gemachten Orte der Schenkung, nahm sie für den Papst in Besitz, hob allerwärts Bürgen aus, begab sich mit diesen nach Rom, und legte hier die Schenkungsurkunde nebst den Schlüsseln jeder einzelnen Stadt auf den Altar bei dem Grabe des Petrus.

Das Exarchat umfaßte in weiterer Bedeutung alle italienischen Provinzen, welche dem griechischen Kaiser gehorcht hatten; im engern Sinne, wie es hier als Eigenthum des Petrus vorkommt, begriff es die Gebiete von Ravenna, Bologna, Ferrara

und die Pentapolis, welche sich längs des adriatischen Meeres von Rimini bis Ankona ausdehnte, und in die Mitte des Landes bis zu den Gipfeln des Apennin fortlief. Die Pentapolis behielt ihren alten Namen, d. h. das Land von fünf Städten, auch dann noch bei, als später mehrere hinzukamen.

Anastasius führt als jetzt päpstlich gewordene Städte auf: Ravenna, Ariminum (Rimini), Pisaurum (Pesauro), Fanum oder Fano, Cesena, Senogallia (Sinigaglia), Esium (Jesi), Forum Popilii (Forlimpopoli), Forum Livii (Forli) mit dem Schlosse Sussubium, Mons Fertri (Monte Feltro), Acerragium, Mons Lucari (Monte di Lucaro), Serra, das Schloß Sancti Mariani (nach einer Muthmaßung Muratori's San Marino), Bobrum (Bobio), Urbinum, Callium (Cagli), Luculi (Luceolo), Eugubium (Gubbio), Connaculum (Comacchio) und Narni, das die Herzoge von Spoleto nach der Meinung des genannten Gewährsmannes unlängst vom römischen Herzogthume abgerissen hatten.

Die Schenkungsurkunde befand sich noch um die Mitte des neunten Jahrhunderts, zu welcher Zeit Anastasius seine Biographien der Päpste verfaßte, im römischen Archive; sie ist längst nicht mehr vorhanden, denn die gewagten Versuche einzelner Schriftsteller, welche das Gegentheil haben behaupten und sogar durch fragmentarische Belege darthun wollen, reichen dem historischen Skepticismus starke, unüberwindliche Waffen des Angriffs dar.

Man sagt gewöhnlich, Stephan sey durch die Schenkung Pipins unter allen Päpsten zuerst ein weltlicher Fürst geworden. Die Behauptung ist

richtig, wenn sie nicht zu sehr auf die Spitze gestellt wird. Die leisen Anfänge der irdischen päpstlichen Hoheit gehen ohne Zweifel schon in eine etwas frühere Zeit zurück, sie hatten ihre Keime in der gemischten Regierungsform angesetzt, welche durch den Bilderstreit auffallend begünstigt wurde; schon damals sahen die Römer den Papst wegen seiner fortdauernden Verbindung mit fernen Höfen, wegen seinen ersprießlichen Dienstleistungen in öffentlichen Drangsalen und Angelegenheiten, wegen seiner bedeutenden Güter und Hilfsquellen als ihre erste obrigkeitliche Person oder als ihren Fürsten an *). Jedes größere Grundeigenthum verleiht Macht, ist eine von den irdischen Potenzen; nun besaßen aber die Päpste schon seit Jahrhunderten zahlreiche, theils zusammenhängende, theils zerstreute Patrimonien; von dieser Seite nahmen sie unter der Firma der Kirche zugleich auch einen gewissen Rang unter den weltlichen Häuptern ein; sie standen schon unter diesen, als man ihre Gegenwart noch nicht einmal merkte. Oder soll allein von den Päpsten nicht gelten, was sich in der Stellung der geringern Bischöfe zum Staate so klar aufdeckt? Die Analogie ist nicht abzuläugnen und konnte auch an den Ufern der Tiber nicht ohne politische Folgen bleiben. Allerdings war es die römische Kirche und nicht die Privatperson des Papstes, der jene Vergünstigungen zu gute kamen; allein auch die Schenkung Pipins floß unmittelbar dem Apostel Petrus zu, nach der lauten Erklärung des Gebers; es verhielt sich mit ihr ganz auf dieselbe Weise, wie mit andern kirchlichen Gütern,

*) Gibbon's History etc. Vol. 9. pag. 27.

ja sie wäre vermuthlich nie zu Stande gekommen, hätte man ihr einen andern Sinn untergelegt; der Schein eines Unterschiedes hängt sich bloß an den ausgedehntern Umfang des Vermächtnisses. Ueber den Begriff des römischen Herzogthums schweben Dunkelheiten, die sich nicht leicht zerstreuen lassen, man mag dabei auf die Beziehung gegen den Papst oder auf die Abhängigkeit vom griechischen Hofe sehen. Die Longobarden blieben nach dem Verluste des Exarchats im Besitz der heutigen Lombardei, des Genuesischen, Toscana's, des Herzogthums Spoleto und des gegenwärtigen Königreichs Neapel; die Stadt Neapel selbst nebst Gaeta und einigen Seeplätzen verharrten in ihrem Gehorsam gegen den Kaiser, obwohl sie ihm das Verbot der Bilder nicht verzeihen konnten. Die Regierung des Exarchats trug Stephan dem Metropoliten von Ravenna unter dem Namen eines Exarchen auf *).

Ueber die Unrechtlichkeit des von dem Papste errungenen Besitzstandes ist viel gesprochen, geklagt und gespottet worden; sie läßt sich nach den Grundsätzen einer strengen Legitimität nicht wegvernünfteln, ist aber doch nicht von so himmelschreiender Art, wie man gewöhnlich ohne weitere Prüfung der Umstände annimmt. Der griechische Hof verlor das Exarchat, wie er es gewonnen hatte, durch den Sieg der Waffen; wenn nun die Eroberung an und für sich kein Recht giebt, so sollte man meinen, sie könne auch keins einbüßen; es trete bei der Veränderung des Besitzes die Macht eines feindlichen Naturzustandes bloß von einer neuen Seite ein. Diese gewaltthätige Ansicht dürfte in-

*) Bowers Gesch. der Päpste. 4ter Theil, S. 487.

dessen kaum für einen wohlgesinnten Fürsten ausreichen, geschweige für einen rechtgläubigen Papst, dessen öffentliches Verhalten, wenn er ein Verweser des Petrus seyn will, der gesammten katholischen Christenheit als Muster vorschweben muß. In einem gewissen Sinne läßt sich die Frage aufwerfen, ob auch Pipin wirklich im Stande war, dem Kaiser Constantin das Exarchat zurückzugeben, nämlich als eine dauerhafte Besitzung. Gesetzt, er hätte sich zu dieser Handlung der Großmuth wirklich verstanden, die in der Geschichte uneigennütziger Heldenfürsten eins der edelsten Beispiele seyn würde, auch dann noch, wenn er auf die Erstattung der Kriegskosten drang; so ist es doch nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß die longobardische, in Italien vorherrschende Macht, dem griechischen Kaiser das von fremder Hand zurückerhaltene Gebiet sogleich wieder entrissen haben würde; mußte doch selbst Pipin einen zweiten Feldzug unternehmen, um Astolph zur Entsagung zu zwingen. Nimmermehr hätte diesen der entfernte griechische Kaiser, beschäftigt auf so vielen bedrohten Punkten seines Reichs, zu einer sichern Abtretung des Exarchats vermocht; Constantin fühlte es selbst oder gestand wenigstens seine Ohnmacht laut ein durch die Unthätigkeit, mit welcher er den Eroberungen der Longobarden zugesehen hatte. Die Letztern machten auch sogar Pipins Sohne, Karl dem Großen noch zu schaffen; dem griechischen Kaiserhause hätten sie unfehlbar mit Erfolg die Spitze geboten. Wenn nun Pipin, als ein König von Geist und Kraft richtig voraussah, daß der Verlust des Exarchats vom griechischen Reiche nicht abzuwenden sey, wollte er nicht immer wieder von neuem dafür

kämpfen, ungefähr wie ein liebetrunkener Ritter für seine Dame; was sollte er unter so schwierigen Umständen thun? Er mußte von allem Anfang ganz aus dem Spiel bleiben und die endliche Entwickelung des Streits den Longobarden und Griechen überlassen, so läßt sich mit gutem Grunde auf jene Frage antworten. Da er aber allmählig in diese Angelegenheit hineingezogen wurde, vorzüglich durch den wiederholten Hilferuf des Papstes, da Beschränkung der longobardischen Willkür eben so nothwendig als heilsam war, da Gewissen und Politik ihn gleich stark zur Einmischung aufforderten: so dürften wohl wenige Fürsten in solcher Lage eine größere Enthaltsamkeit bewiesen haben.

Je öfter und lauter der Papst Stephan in dieser Angelegenheit getadelt worden ist, desto weniger darf man die Entschuldigungsgründe verschweigen, die sich jenen Anklagen entgegensetzen lassen. Ein unbescholtener Zeuge der Wahrheit läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen *): „Die Päpste wurden zu jedem Schritt, den sie thaten, gezwungen, denn sie hatten gar keine Wahl mehr, als sich den Longobarden zu unterwerfen oder in die Arme eines neuen Beschützers zu retten. Ihr bisheriger Oberherr konnte seine Pflichten gegen sie nicht mehr erfüllen. Alles, was sie ihrerseits thun konnten, um ihm seine Rechte zu erhalten, gewährte keinen Erfolg mehr. Warum hätten sie sich also auch ihrer Pflichten gegen ihn nicht entledigt halten dürfen? Warum hätten sie nicht auch zugleich die Vortheile mitnehmen sollen, welche

*) Plancks Gesch. der chr. kath. Gesellsch. 2ter Bd. S. 744.

sie gelegentlich aus den für ihren Oberherrn ohnehin unvermeidlichen Veränderungen ziehen konnten?"

Die religiöse Denkart des Zeitalters hatte sich schon längst zu der Vorstellung verirrt, daß Freigebigkeit gegen die Kirche der sicherste Weg zum Himmel sey; auch Stephanus huldigte aus leicht begreiflichen Gründen dieser Meinung, nicht etwa bloß aus Rücksichten des Eigennutzes, der sich übrigens gewiß auch einmischte, sondern überhaupt deshalb, weil er es nicht besser wußte. Das der römischen Kirche dargebrachte Geschenk hatte wahrscheinlich in seinen Augen schon allein darum den höchsten Grad der Giltigkeit, weil es zu den Füßen des Apostel Petrus niedergelegt war. Seitdem die Schlüssel des Himmelreichs auf die Erde herabgefallen waren, hatte sich im Laufe der Zeit immer mehr jenes theokratische System entwickelt, welches Gregor VII. zuerst mit der kühnsten Consequenz aussprach Das Verfahren Stephans liefert dazu gewisse dunkelgedachte Prämissen; sie wurzelten vor der Hand noch in einem verworrenen Gefühle; die spätern Fortschritte der Kirche beförderten unvermerkt ihr stilles Gedeihen, bis der Augenblick herankam, wo jener geniale Papst die reiche Ernte der Vergangenheit in Garben band. Stephan war von seinem Glück überrascht, wie ein Neuling, dem die Praxis abgeht; er griff auf Rechnung des Petrus wohlgemuth zu und löste den Widerspruch mit dem unantastbaren Ansehn des Apostels. Sein Gewissen sprach ihn frei von dem Vorwurfe des Unrechts; er zog nach dem Beispiele seiner Vorfahren Petrus zu der Person des Papstes herab, und schwang sich dann am Bande einer vermeinten brüderlichen Sympathie mit ihm

in jene Gegenden hinauf, wo der Fels der Kirche seinen Gipfel im Schooße der Ewigkeit verbirgt. Es ist hier keineswegs eine rechtliche, sondern bloß eine psychologische Deduction versucht worden.

Das treffendste und billigste Urtheil über diesen vielfach hin und her bewegten Gegenstand hat Gibbon gefällt, der bekanntlich nicht zu den Lobrednern der römischen Kirche gehört. „Vielleicht — so sagt er — sollte die Demuth eines christlichen Priesters ein irdisches Reich zurückgewiesen haben, das er nicht füglich regieren konnte, ohne den Tugenden seines Standes zu entsagen. Vielleicht würde ein getreuer Vasall oder sogar ein edelmüthiger Feind sich nicht so ungeduldig zum Theilen der den Barbaren abgenommenen Beute herbeigedrängt haben, und hatte der Kaiser wirklich den Papst beauftragt, in seinem Namen die Zurückgabe des Exarchats zu betreiben, so dürfte Stephan nicht von Verrätherei und Falschheit freizusprechen seyn. Allein nach einer strengen Gesetzerklärung kann jeder ohne Unrecht annehmen, was ihm ein Wohlthäter ohne Unrecht schenken kann. Der griechische Kaiser hatte sein Recht auf das Exarchat aufgegeben oder verwirkt, und Astolphs Schwert war zerbrochen vor dem stärkern Schwerte Pipins." Ob aber der Letztere das Exarchat verschenken konnte, ohne sich dem Vorwurfe eines begangenen Unrechts auszusetzen, das ist eben die schwierige, bereits oben berührte Frage.

Mit dem Untergange des Exarchats, sollte man denken, müßten auch die Hoheitsrechte des griechischen Kaisers über Rom erloschen seyn; diese natürliche Ansicht hat sich von einer und der andern Seite sogar als eine entschiedene Behauptung her=

vorgewagt, ist aber durch überwiegende Gegengründe zurückgedrängt worden *). Wenn auch die Päpste, nach der Erwerbung des Exarchats, vom römischen Gebiete als von einer Republik reden, so schließt dieses vieldeutige Wort darum die landesherrliche Gewalt des griechischen Kaisers nicht aus, ist diese doch selbst in einer und der andern öffentlichen Acte dem Namen der Republik unmittelbar beigefügt **). Man verstand unter der Republik soviel als Gemeinwesen, und knüpfte dasselbe nach wie vor an die Rechte des Kaisers. Einen unwiderleglichen Beweis für die fortdauernde Abhängigkeit Roms liefern die päpstlichen Schreiben, welche nach den Regierungsjahren der Kaiser datirt sind. Auch die Uebertragung des römischen Patriciats an das fränkische Königshaus veränderte Roms öffentliche Verhältnisse nicht im mindesten; das Patriciat betraf lediglich das Schutzrecht Pipins und seiner Söhne; sie waren dadurch bloß als Schirmherren der Römer bezeichnet, ohne daß die Letztern deshalb aus ihrer Abhängigkeit gegen

---

*) Die berliner Akademie der Wissenschaften hat darüber die folgenden drei Preisfragen aufgestellt: Wann hat die höchste Gewalt der Kaiser über Rom völlig aufgehört? Welche Regierungsart haben die Römer um diese Zeit gehabt? Zu welcher Zeit wurde die Oberherrschaft der Päpste über Rom gegründet? Den ersten Preis gewann Sabbathier, das Accessit Rudolph Becker. Beide haben gründlich dargethan, daß die Oberherrschaft der Kaiser durch die Schenkung Pipins nicht aufgehoben worden ist.

**) Noch vor der Besitznahme des Exarchats stellte Gregor II. in einem Schreiben den status reipublicae und das servitium imperiale zusammen.

den griechischen Hof heraustraten; die Ohnmacht desselben machte einen Ersatz nothwendig, den kein Reich genügender darbot, als das fränkische. Der griechische Kaiser ließ sich im Gefühle seines Unvermögens das dem karolingischen Stamme verliehene Patriciat ruhig gefallen; vielleicht dachte er selbst darüber nicht tiefer nach, als der Papst und Pipin; konnte und mußte er den Verlust des Exarchats verschmerzen, so war Gleichgiltigkeit gegen eine Titulatur, die höchstens Verbindlichkeiten auflegte, ohne sonderliche Rechte zu gewähren, auch ganz in der Ordnung und an der Zeit. In wie weit der Papst an die Stelle des Exarchen trat, ist nicht mit Zuverlässigkeit auszumachen; es scheint sich vor der Hand in den politischen Zustand Roms eine gewisse Halbheit eingeschlichen zu haben, die dem Historiker ein festes Bejahen oder Verneinen gleich stark untersagt. Der Papst erscheint nicht geradezu als kaiserlicher Statthalter, wird auch vom römischen Hofe nicht dafür anerkannt, und auf der andern Seite führen auch wieder manche Spuren darauf hin, daß er thatsächlich etwas der Art vorstellte, mehr aus eigner Willkür und auf das Geheiß der Umstände, als zufolge einer förmlichen Uebereinkunft. Der Herzog von Rom behielt übrigens im Namen des Kaisers die Handhabung der Gerichtsbarkeit bei; sein Daseyn gehört ebendaselbst zu den räthselhaften Erscheinungen der ungeordneten Zeit.

Der Papst überkam mit dem Gewinn des Exarchats nichts weniger als die vollkommene Landesherrschaft oder Souverainetät; es stand ihm bloß das Benutzungsrecht (Dominium utile) zu, wenn ihm gleich die vergabten Ländereien eigen=

thümlich gehörten, und also auch ihr Ertrag mehr abwarf, als die Einkünfte, welche bisher der Fiscus und die Kammer daraus gezogen hatten. Die Päpste schöpften als vergrößerte Eigenthümer dieselben Vortheile aus ihren neuen Erwerbungen, die ihnen bisher aus ihren Patrimonien durch Verknüpfung verschiedener Regalien zugewachsen waren; ganz in derselben Weise, wie man sich die Schenkung dachte, sollte auch der Genuß derselben Statt finden. Und eben so wie die Päpste früher Vasallen des griechischen Kaisers gewesen waren, wurden sie nun Vasallen der fränkischen Könige; eine Wahrheit, die man bis auf den heutigen Tag in Rom ungern vernimmt. So schickte Pipin mehrmals Commissarien nach Rom und Ravenna, welche auch wohl öffentliche placita oder eine Zusammenberufung der Stände veranstalteten; die landesherrlichen Rechte des fränkischen Königs sind hiermit über allen Zweifel hinausgestellt. Unter seinem Nachfolger, Karl dem Großen mehren sich die offenkundigen Belege an Zahl und Kraft. Bei den folgenden Papstwahlen schritt Pipin auch nicht auf die entfernteste Weise ein; als römischer Patricier hätte er wohl Befugniß gehabt, auch ein Wort mitzureden, wiewohl sich im Nebel dieser Würde kaum das Licht einer bestimmten Folgerung anzünden läßt.

Man pflegt die Verbindung der geistlichen und weltlichen römischen Macht gern eine Zwittergeburt zu schelten, die aus unverträglichen Bestandtheilen widerwärtig gemischt sey. Es hat indessen im Alterthum Priesterstaaten gegeben, gegen welche man jene Ausstellung zurückhält; die Juden und Egypter haben in einer Reihe von Jahrhunderten be-

wiesen, was eine Verfassung, erhoben auf den Grundbau der Religion, zu leisten vermag. Auch die Griechen und Römer betrachteten und behandelten den Staat als ein religiöses Heiligthum; ihre Politik wurde dadurch nicht schwächer und ihr Glück und Ruhm nicht geringer. So obenhin ist folglich die angebliche Zwittergeburt nicht sogleich in den Spiritus eines leichten Witzes zu setzen. Sie hat, wie alle menschliche Einrichtungen, große Gebrechen aufgewiesen; doch verbürgt ihr langes Leben unter so vielen vorhergegangenen Zuckungen des Todes eine ungewöhnliche Kraft und Haltung. Das statthafteste Schutzwort für die weltliche Herrschaft der Päpste hat Fleury niedergeschrieben, wenn er sagt: „So lange noch das römische Reich als solches bestand, umschloß es in seiner weiten Ausdehnung auch fast die ganze Christenheit: nachdem aber Europa in verschiedene von einander unabhängige Fürstenthümer zerfiel, so mußte der Papst, wenn er nicht selbst auch ein unabhängiger Landesherr war, der Unterthan irgend eines andern seyn, welches unstreitig der allgemeinen geistlichen Vereinigung und Unterwerfung unter ihn als geistliches Oberhaupt sehr Vieles in den Weg gelegt und zu immerwährenden Spaltungen würde Anlaß gegeben haben. Und so darf man es wohl als eine Fügung der göttlichen Vorsehung ansehn, daß der Papst in dieser Beziehung unabhängig wurde."

Pipins Großmuth gegen den Papst war schwerlich ganz rein; er erhöhte diesen großentheils auch wohl darum zu einem weltlichen Fürsten, weil er dessen dankbare Ergebenheit zu seinen geheimen Absichten auf Italien und gegen die verdächtige Treue der longobardischen Großen brauchen konnte. Das

erhaltene Patriciat erleichterte dem Könige die erwünschte Einmischung in die Angelegenheiten der Halbinsel, deren vielgetheilter Besitz einem kräftigen Herrschergeist das sicherste Feld zu Eroberungen öffnete. Was Pipin gewollt und verbreitet hatte, führte sein Sohn Karl aus.

Für den Papst war der Wechsel seiner äußern Verhältnisse ein unschätzbarer Gewinn, mochte er auch immerhin als weltlicher Besitzer mit einigem Widerwillen an die Bande der neuen Vasallenschaft denken. Er war in gewissem Sinn zugleich Fürst und Unterthan. Die Sicherstellung gegen die feindseligen Unternehmungen der Longobarden, die ohne Pipins Dazwischenkunft Rom wahrscheinlich unter das Joch ihrer Herrschaft herabgedrückt hätten, war nicht der kleinste unter den errungenen Vortheilen. Die vermehrten Einkünfte verliehen dem Papste in Verbindung mit dem erweiterten Besitzstande auch ein größeres politisches Gewicht, das auf die Steigerung seines geistlichen Einflusses unverkennbar zurückwirkte. Die longobardischen Könige hatten selbst nach ihrem Uebertritte zum Katholicismus, den Papst nicht als Patriarchen von Italien anerkannt, ein großer Uebelstand für den Plan einer geistlichen Universalmonarchie; so lange der apostolische Stuhl seine Ansprüche nicht einmal in der Nähe durchsetzen konnte, mußte der Widerstand, wie es schien, noch mehr mit der Ferne zunehmen. Die Lombardei im engern Sinne bildete auch jetzt noch keinen Bestandtheil des römischen Metropolitensprengels; sie bewahrte ihre Freiheit nach wie vor. Die auffallende Begünstigung, die dem Papste von Seiten Pipins zu Theil geworden war, leitete übrigens im Tone und der

ganzen Manier des Betragens eine Veränderung ein, die der Ausbildung des römischen Supremats wesentlich zu gute kam.

Die Bewegungen über die Verehrung der Bilder hatten in Italien unter dem Geräusch der Waffen sichtbar nachgelassen und den mit andern näher liegenden Dingen beschäftigten Papst in keine besondere Thätigkeit versetzt. Die fortdauernden Kämpfe mit den Saracenen und Bulgaren waren für den Kaiser Constantin geraume Zeit hindurch ein Hinderniß gewesen, diesem Gegenstande, der mehr als zu sehr seine ganze Seele füllte, die erwünschte Aufmerksamkeit zu widmen. Im Jahre 754 berief er endlich ein Concil nach Konstantinopel, das über den höchst ärgerlichen und verderblichen Bilderstreit entscheiden sollte; es erschienen auf demselben nicht weniger als 338 Bischöfe. Sie versammelten sich Konstantinopel gegenüber auf der asiatischen Küste in dem kaiserlichen Palast Hieriam. Ausgeschriebene Provinzialsynoden gingen der allgemeinen Erörterung vorauf. Da der Patriarch Anastasius kurz vor Eröffnung des Concils gestorben war, so führten Theodosius, Metropolit von Ephesus und Pastillas, Bischof zu Perga eine kurze Zeit den Vorsitz; später übernahm diesen der erwählte Patriarch Constantinus. Das Concil verwarf die Verehrung der Bilder in den stärksten Ausdrücken, wollte in denselben sogar die Eingebung des Teufels erblicken und stützte das Verdammungsurtheil, ohne eben neue Gründe vorzulegen, hauptsächlich auf die verneinenden Erklärungen dreier Kirchenväter, des Epiphanius, des Amphilochus von Ikonium und des Theodotus von Ancyra. Die Berathungen begannen am 20. Fe-

bruar (754); am 7. August begaben sich die Mitglieder des Concils aus dem kaiserlichen Palast Hierium in die Marienkirche der Blachernen in Konstantinopel *), und stellten hier die folgende Erklärung als Ergebniß der gepflogenen Untersuchungen auf: „Das heilige und allgemeine Concilium, welches unsere rechtgläubigsten Kaiser Constantin und Leo in ihrer Residenz zu veranstalten beliebt haben, und welches dem Worte Gottes, den Entscheidungen der sechs vorhergehenden Concilien, der Lehre der besten Kirchenväter unverändert nachfolgt, fällt das Urtheil, daß keine Bilder verehrt werden müssen, daß die Verehrung derselben oder irgend einer andern Creatur ein Raub der Ehre Gottes ist, die ihm allein gebührt und ein Rückfall in die Abgötterei. Wer also von nun an sich beikommen läßt, Bilder zu verehren, sie in Kirchen oder Privathäusern aufzustellen oder sie zu verhehlen, der soll, wenn er ein Bischof, Priester oder Diakonus ist, abgesetzt und wenn er ein Mönch oder Laie ist, in den Bann gethan und als ein solcher bestraft werden, welcher der Uebertretung des ausdrücklichen, göttlichen Befehls und der kaiserlichen Gesetze schuldig ist." Schlosser fällt bei dieser Gelegenheit das treffende Urtheil: „Aus den Verhandlungen sieht man übrigens, daß es für die vernünftige Gottesverehrung ganz gleichgiltig war, ob die Bilderfreunde oder die Bilderfeinde in dem Streite obsiegten. Siegten die Erstern, so blieb

*) Die letzte Versammlung ist nach Schlossers Meinung deshalb in der erwähnten Kirche gehalten worden, um allen frühern Verhandlungen das Ansehen zu geben, als seyen sie dort abgemacht.

eine Art Abgötterei; wenn die Andern ihren Willen durchsetzten, so mußte, da man neue Menschensazzungen statt des Evangeliums predigte, in den Menschen, die die reine Wahrheit blendete, mit dem Sinnlichen bald das Uebersinnliche weggetilgt seyn. Ja die Vernichtung der Bilder selbst hatte etwas Fanatisches an sich, da die heiligen Väter sie aus dem Grunde verwarfen, weil die Bildhauerei und Malerei heidnische Künste seyen, durch welche man heilige Dinge nicht darstellen müsse."

Die römische Kirche läugnet die Giltigkeit des angeführten Beschlusses, und ist weit davon entfernt dies Concil zu den allgemeinen zu zählen. Die Ursache liegt am Tage. Reichte die Menge der anwesenden Mitglieder hin, um die Allgemeinheit eines Conciliums zu begründen, so hätte das in Rede stehende mehr Ansprüche auf diese Bezeichnung als manches andere. Hängt aber die letztere von der stellvertretenden Kraft der gesammten christlichen Welt oder wenigstens ihrer Hauptttheile ab; so sieht es mit der Rechtfertigung des Namens mißlich aus; denn die römische Kirche hatte dasselbe gar nicht beschickt, so wie überhaupt das Abendland nicht daran Theil nahm; auch die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem waren ausgeblieben, verhindert, wie es heißt, von den Saracenen, wenn sie anders nicht ihre natürliche Abneigung hinter diesen Vorwand versteckten. Die gerühmte Einmüthigkeit der Versammlung befremdet; es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Rücksicht auf den wohlbekannten energischen Willen des Kaisers lauten Widerspruch zurückgehalten hat; denn wie mögen 338 Bischöfe völlig Eines Sinnes gewesen seyn, während die Bilder unter dem

Volke und noch mehr unter den Mönchen die wärmsten Anhänger fanden? Der Papst Stephanus ging nicht näher auf den Beschluß des besagten Concilium ein; sey es nun, daß er durch Schweigen seine Mißbilligung ausdrücken wollte, oder daß ihm die Angelegenheiten seiner Kirche nicht die gehörige Zeit zu einer lauten Entgegnung vergönnten. Auch sicherten die Synodalbeschlüsse den Bildern eine gewisse Achtung zu, vorzüglich dem Bilde des Kreuzes *).

Astolph hatte noch immer nicht alle Bedingungen des zuletzt abgeschlossenen Friedens erfüllt; er wagte es, dem Papste mehrere Städte vorzuenthalten, die in die Schenkung Pipins begriffen waren. Nach dem Tode Astolphs (756), oder wie der Papst Stephan III. sich ausdrückt, als jener Tyrann und Nachfolger des Teufels, vom göttlichen Streich getroffen, in den Abgrund der Hölle gestürzt worden war, gewannen die Sachen eine glücklichere Wendung, und zwar durch die Streitigkeiten, welche unter den Longobarden selbst über die Königswürde ausbrachen. Der Gedanke an die aufgegebenen Freuden der Herrschaft erwachte in Rachis um diese Zeit so stark, daß die longobar-

*) Colet. Conc. Vol. VIII. pag. 1505—6. Determinamus et hoc, ne quis hominum ex iis, qui praesunt ecclesiae aut sacratis aedibus sub praetextu exterminationis aut elevationis talis imaginum erroris manus in ea, quae sunt deo, injiciat, quia possunt transferri in alios usus ejusmodi idola. Neque etiam in sacras vestes, aut alia vela, aut quicquid consecratum est in sacrum dei ministerium, ne qua ratione in abusum convertantur.

bischen Großen ihn ohne sonderliche Mühe zu dem Entschlusse vermochten, seine Mönchszelle in Monte Cassino mit dem Throne zu vertauschen. Der longobardische Herzog Desiderius, unterstützt von einem beträchtlichen Theile des eingebornen Adels, trat als Gegner auf und zog auch den gegenwärtigen, vielgeltenden Papst auf seine Seite, indem er ihm eidlich und in Gegenwart Fulrads, des fränkischen Bevollmächtigten, die Uebergabe der Städte Faventia, Imola, Ferrara, Ausimum, Ancona, Humana und Bononia versprach, ingleichen für die Zukunft Gesinnungen der Ruhe und Freundschaft angelobte. Der Papst suchte Rachis durch wohlangebrachte Ermahnungen zur Nachgiebigkeit zu stimmen; er verwendete sich nicht minder bei den Longobarden zu Gunsten des Desiderius. Was seinen Vorstellungen etwa noch an Kraft abging, das vollendeten die fränkischen Hülfsvölker unter der Anführung Fulrads, verbunden mit den kriegerischen Anstrengungen der Römer. Rachis kehrte wieder in sein Kloster zurück, durch eine doppelt schmerzhafte Erfahrung belehrt, wie schwer es ist, der abgetretenen Herrschaft auf die Länge ruhig zu entsagen, und welche Ueberwindung der fehlgeschlagene Versuch, sie wieder zu erhaleen, der bestraften Eitelkeit kostet. Desiderius räumte als König der Longobarden dem Papste nicht alle demselben früher zugesagten Städte ein; der Nachfolger und Bruder des Stephanus erhob deshalb noch die bittersten Klagen bei Pipin. Stephan III. starb am 29. April des Jahres 757. Als den eigentlichen Schöpfer der päpstlichen Territorialmacht darf man ihn wohl nicht ansehn; er führte nur die Anlagen seiner Vorfahren weiter aus, und ragt auch in dieser Hinsicht mehr

durch sein Glück als durch sein Verdienst über sie hervor.

Paul I. 757–767. Paul I., der Bruder des vorigen Papstes, Diaconus in Rom, wurde am 29. Mai geweiht, nachdem sein Nebenbuhler und Vorgesetzter, der Archidiaconus Theophylaktus beseitigt worden war, mit dem er einige Zeit hindurch einen heftigen Parteikampf geführt hatte. Nach dem Berichte des Anastasius war Paulus unermüdet in Werken der Barmherzigkeit; er besuchte des Nachts die Kranken, Armen und Gefangenen, half ihrer Noth durch Mildthätigkeit ab, bezahlte Schulden für sie, und war für die Befreiung der letztern mit wahrhaft christlichem Sinne thätig. So erwarb er sich mit vollem Rechte den schönen Namen eines öffentlichen Wohlthäters der Bedrängten; wohlverdiente Dankbarkeit und Achtung zählten ihn deshalb um so lieber auch der Reihe der Heiligen bei. Am Hofe zu Konstantinopel betrieb er die Wiederherstellung der Bilder aufs kräftigste, widmete den Begräbnißplätzen der Märtyrer und anderer Christen die aufmerksamste Fürsorge, erbaute in seinem Hause ein Kloster, außerdem verschiedene neue Kirchen und schmückte dieselben mit kunstliebender Freigebigkeit aus.

Paul hat an den König Pipin, dessen Söhne und die geistlichen und weltlichen Stände der Franken nicht weniger als 31 Briefe geschrieben, die über seine äußere Lage manchen wichtigen Aufschluß geben, wenn man die Kunst versteht, hier und da auch zwischen den Zeilen zu lesen.

Bei seiner Ankunft in Rom hatte Desiderius die Uebergabe von Imola versprochen; durch die arge Verwüstung der Pentapolis zeigte er, wie er

Wort zu halten gesonnen sey. Paul klagte laut über die longobardische Unredlichkeit. Desiderius hatte seinerseits, wenn er der Vergangenheit und Gegenwart gedachte, Ursache, gegen die Gesinnungen des apostolischen Stuhles auf der Hut zu seyn. Zwischen den Longobarden und Päpsten war schon seit längerer Zeit ein reines freundschaftliches Verhältniß unmöglich; selbst der Friede trug fortwährend Spuren eines geheimen Kriegs. Das volle Recht und also auch das volle Unrecht lag ausschließend auf keiner Seite; die Gewalt und die Verwickelung der Umstände bestimmte die Politik und schied von ihr mehr oder weniger die gesellschaftliche Moral aus. Diese gegenseitige Stellung offenbarte sich sogleich deutlicher, als die zum Abfall stets fertigen Herzoge von Spoleto und Benevent sich gegen Desiderius, ihren Lehnsherrn, empörten. Paul folgte dem Beispiele seiner Vorfahren, das heißt, er machte mit den Aufrührern gemeinschaftliche Sache, oder er begünstigte wenigstens im Herzen ihre Sache, unter dem Vorwande, sie hätten sich nebst ihren Dienern unter die von Gott geschützte Macht Pipins begeben, dem heiligen Petrus und ihm als dessen Verweser den Eid der Treue geschworen. Jede Schwächung, ja schon jede vorübergehende Beschäftigung der longobardischen Macht hielten die Päpste für einen Gewinn; diese Ueberzeugung war der eigentliche Grund, weshalb Paul die Angelegenheit der beiden Herzoge zugleich auch als die seinige betrachtete. Das frühere Mißtrauen des Desiderius fand in dem gegenwärtigen Verhalten des Papstes eine Art rechtlicher Bestätigung; es entging ihm schwerlich, wie gern Paul die mächtigen Franken in die Entscheidung des

Streits eingemischt hätte. Mit verheerendem Ungestüm fiel er über die Gebiete der beiden Herzoge her, nahm den einen gefangen, trieb den andern in die Flucht, zog verschiedene Patrimonien des Petrus ein, nahm auch einige bereits abgetretene Besitzungen wieder zurück, und trug dem griechischen Kaiser ein Bündniß zur Eroberung Ravenna's an, das nachher, gelänge der besprochene Plan, in dessen Besitz verbleiben sollte. Ob dem Verluste Ravenna's hatte Paul wohl schon früher gezittert; aus dieser Furcht erklärt sich seine Hinneigung zu den beiden Herzogen und überhaupt sein politisches System ohne Zwang; er fügte sich, wie er glaubte, dem Rathe der Nothwendigkeit; eine Instanz, die so ziemlich überall den letzten Spruch thut. Die Griechen, an und für sich selbst eben nicht furchtbar, konnten es durch ihre Verbindung mit den Longobarden werden und so leicht die neue Fürstenwürde des römischen Stuhls gefährden. Paul begriff und fühlte die drohende Gefahr in ihrer ganzen Größe, um so mehr, da Desiderius bei seiner abermaligen Anwesenheit in Rom sich noch immer nicht zur Herausgabe der rückständigen Städte bequemen wollte. Die genauern Beziehungen zwischen dem Papste und Desiderius sind etwas dunkel und hellen sich auch später nicht auf. Diese Unklarheit beweist am sichtbarsten die schwankenden, irren Bewegungen jener Tage. Vermuthlich hatten den Desiderius Triebfedern der Andacht nach Rom gezogen, so daß seine Gegenwart in öffentlicher Hinsicht ohne Folgen blieb; daß dem also seyn mochte, darf man füglich aus dem Umstande schließen, weil er im Jahre 766, und zwar anerkanntermaßen aus religiösem Bedürfniß, wieder in Rom

erschien und bei dieser Gelegenheit nicht so unerbittlich als früher dem Stuhle des Petrus einige entzogene Kirchengüter zurückgab. Diese scheinbare Annäherung ist kein politisches Anzeichen, auf welches sich mit einiger Sicherheit fußen läßt; es scheint, daß zwischen Desiderius und dem Papste beinahe ununterbrochen ein seltsamer Mittelzustand von offener Feindseligkeit und zweideutiger Ruhe Statt fand; so begreift es sich, wie Paul jetzt den König der List und Falschheit beschuldigen und Pipins Beistand gegen ihn aufrufen und wie er dann wieder später dem Letztern anliegen konnte, durch sein Fürwort und Ansehen den Desiderius dahin zu vermögen, daß er die Kirche gegen die möglichen Angriffe der Griechen auf Ravenna und die Pentapolis vertheidige.

Paul fühlte gegen den griechischen Hof eine noch stärkere Abneigung, als gegen die Longobarden; die ketzerische Bilderstürmerei, welche zunächst und hauptsächlich von der gegenwärtigen Dynastie ausging, diente ihm theils zur Beschönigung seines unüberwindlichen Widerwillens, theils rechtfertigte sie denselben auch wirklich, sobald man auf das religiöse Interesse der fortdauernden Spaltung eingeht. Dabei drängte sich dann auch der beunruhigende Gedanke an die Rache des beleidigten und durch die Pipinsche Schenkung empfindlich verkürzten Kaiserhauses auf. Der päpstliche Besitz des Exarchats war noch neu und auch abgesehn von dem schlüpfrigen Mittel der Erwerbung, die wenigstens nach den gangbaren Begriffen des gesellschaftlichen Eigenthums nicht ganz rechtmäßig war, flößte eben die Neuheit des Besitzes um so ängstlichere Besorgnisse ein.

Das Verhältniß des Papstes zu dem Kaiser Constantin wurde durch den Wechsel der Umstände bestimmt. Der Kaiser Constantin V., dem es nicht an politischem Blick fehlte, hatte sich früher dem Papste Zacharias auffallend günstig erwiesen; jetzt änderte er sein Betragen, zum Theil aus Unwillen über den Schutz, den die aus Konstantinopel verjagten Mönche in Rom fanden, vielleicht auch in einem Anfalle von übler Laune wegen des eingebüßten Exarchats; nicht als ob er mit dem Gedanken der Wiedereroberung umgegangen wäre, sondern weil es ihm Vergnügen machte, den Papst durch Demonstrationen aus der Ferne zu necken. Er knüpfte zu dem Ende einen freundschaftlichen Verkehr mit dem fränkischen Könige Pipin an, und suchte denselben durch eine eigene Gesandschaft zu befestigen; sie brachte eine Orgel als Geschenk mit, die erste im fränkischen Reiche (757). Der Papst Paul bekam Kunde von den Absichten des Kaisers und säumte nicht, ihn dem fränkischen Könige als den verruchtesten Bösewicht darzustellen, wozu er die Abschrift eines Briefes benutzte, der ihm vom Patriarchen von Alexandrien durch Vermittelung eines Mönches zugekommen war. Wir haben erfahren — so schrieb er an Pipin — daß der griechische Kaiser, dieser geschworne Feind Gottes und der Kirche, einen Zug gegen uns und das Exarchat von Ravenna im Sinne hat. Darum, theurer Sohn, in dessen Schutz wir nächst Gott und St. Peter das größte Vertrauen setzen, rettet aus Liebe zu Gott und dem heiligen Peter eine Provinz, die ihr durch euren Arm befreit habt; dieß hoffen wir um so mehr, da ihr wißt, daß uns die Griechen nur aus Haß der rechtgläubigen

Lehre und der Ueberlieferungen der heiligen Väter, die sie zerstören wollen, verfolgen. Die Warnung verflog bei Pipin; er begegnete der griechischen Gesandtschaft mit vieler Auszeichnung und Güte, ging über die Vorschläge derselben mit seinen Großen in Compiegne zu Rathe, und sandte zum großen Mißvergnügen des Papstes Abgeordnete nach Konstantinopel. Die weite Entfernung und der Ausbruch des Bulgarenkrieges lösten die ohnehin lose Verbindung wieder auf.

Die grausame und blutige Verfolgung, welche Constantin einige Jahre später über die Bilderfreunde, zumal über die Mönche, verhängte, und die ihn mit einem beträchtlichen Theile seiner Unterthanen in eine arge Spannung versetzte, richtete seine Blicke wieder auf die seither vernachlässigten Franken; sie konnten ihm zwar, vieler Hemmungen wegen, nicht unmittelbaren Beistand gegen innere und äußere Feinde leisten, auch waren sie unter einem so staatsklugen Könige, wie Pipin, wohl eben nicht geneigt dazu, allein ein gutes Vernehmen mit ihnen blieb dessenungeachtet erwünscht; es flößte wenigstens dem Papste Besorgnisse ein, und vielleicht war es dem Kaiser unter anderm auch darum zu thun, sich auf diese Weise an den Römern, den lebhaftesten Beschützern der Bilderverehrung, durch vorgehaltene Schrecken zu rächen. Je mehr der Papst alle Berührungen des Wohlwollens zwischen Pipin und Constantin zu hintertreiben suchte, desto eifriger, so scheint es, ging der Kaiser denselben nach. Paul hatte Pipin gemeldet, daß die Griechen daran arbeiteten, Oberitalien wieder unter ihre Herrschaft zurückzuführen; die Glaubwürdigkeit dieser Nachricht ist mehr als

verdächtig, wenn man mit ihr die Lage des vielfach bedrohten griechischen Reichs und die bewährte Klugheit Constantins vergleicht, die ihn fast nur bei seiner unsinnigen Wuth gegen die Bilder verließ. Paul mochte aus voreiliger Furcht das Mögliche mit dem Wirklichen verwechselt haben; da ihm der schlaue Pipin die Briefe Constantins mittheilte, so fiel dadurch in den Augen des Königs wie des Papstes ein sehr zweideutiges Licht auf die Griechen, wogegen das offene, freimüthige Verfahren der Franken auffallend abstach *). Auch zwischen dem Papste und Constantin fand ein Briefwechsel Statt. Der Kaiser las in dem päpstlichen Schreiben, was nicht darin stand, er wollte Erklärungen zu Gunsten des Bildersturms in ihnen entdeckt haben und legte auch Christophorus, dem Abgesandten Pauls, ähnliche Absichten unter; wenigstens stellte er sich so, wie die heftige Einsprache des Papstes beweist. Zwischen den Franken und

*) Der Codex Carolinus, herausgegeben von Cenni, führt ein Schreiben des Papstes an (pag. 215. J. 764), worin es unter anderm heißt: Quod relectis imperialibus litteris vobisque delatis per praefatum Anthinum Spatharium et Synesium Eunuchum, quas nobis ob earum seriem intuendam, pro amore beati Petri, fautoris vestri, dirigere dignati estis, reperimus in eis adnexum, quod nostri et vestri homines, qui ipsas imperiales syllabas, quae vobis nobisque directae sunt, interpretantur non juxta, ut ibidem exaratum est, sed aliud pro alio falso interpretari audent et missi, qui inter partes properant, non sicut illis injungitur, sed acceptilationis praemio corrupti, alia pro aliis deferunt et in hoc perpendat vestra Excellentia quanta est inimicorum malitia.

Griechen bestanden die bisherigen Verhältnisse dessenungeachtet fort. Der erschrockene Paul vergaß sich so weit, daß er von einem Angriffe der Griechen auf die Franken träumte oder doch den fremden Traum, wenn es nicht sein eigner war, geflissentlich in weitern Umlauf setzte; diese politische Vision brachte die wohlgemuthen Franken nicht im mindesten aus der Fassung; auch sollte ja das angebliche Unternehmen der Feinde, wie Paul hinzusetzte, zuvörderst Rom gelten; er meinte zu wissen, daß sie auf 300 Schiffen mit einem Heere unter sechs Patriciern und allen sicilischen Truppen zum Aufbruche bereit seyen *). Zwischen Pipin und Constantin wurden nun durch hin- und hergeschickte Abgeordnete Unterhandlungen gepflogen, die theils den Bilderdienst, theils die Ansprüche des Kaisers auf die ihm entrissenen Länder Oberitaliens betrafen. Paul konnte den Abschluß derselben vor Ungeduld kaum erwarten. Pipin benahm sich gelassener, er berief eine Versammlung seiner Großen

*) Cenni Cod. Carol. pag. 219. Agnoscat si quidem — so schreibt der Papst — eximietas vestra, intimasse nobis quosdam sincerissimos fideles spiritalis matris vestrae ecclesiae: quod sex Patricii deferentes secum trecenta navigia simulque et Siciliensem stolum in hanc Romanam urbem absoluti a regia urbe (Konstantinopel) ad nos properant. Quod ii velint agere, aut pro qua causa diriguntur, rei veritatem ignoramus; hoc tantum nobis nuntiatum est, quod ad nos progredi ad vestram summe laudabilem Praecellentiam in Franciam ingredi sunt dispositi, easdemque nobis destinatas litteras, infra haec nostra scripta, vestrae Excellentiae direximus intuendas.

und Geistlichen nach Gentilly, bei der auch die Gesandten des Papstes zugegen waren (767 im Anfange des Jahres). Ueber die getroffenen Verfügungen der Synode meldet die Geschichte nichts Näheres; wir wissen bloß, daß die Griechen sich schon damals gegen den Zusatz erklärten, wodurch die Lateiner das gleiche Ausgehn des heiligen Geistes vom Vater wie vom Sohne festgestellt hatten; eine Neuerung, die auch in das Athanasianische oder Nicäische Symbol aufgenommen worden war. Im Bilderdienste standen die Franken und Griechen einander näher, wenn auch noch eine gewisse Verschiedenheit obwaltete, die später noch bestimmter hervortrat*). Denn da die frankfurter Synode, auf welcher eine beträchtliche Menge fränkischer Bischöfe anwesend war (794), mit großer Entschiedenheit den herrschenden Uebertreibungen des griechischen Bilderdienstes entgegentrat, und eine solche volksthümliche Gemüthsrichtung sich nicht urplötzlich erzeugt, sondern langsam zu reifen pflegt; so waren auch wohl zur Zeit der Synode von Gentilly mehrfache Spuren der Abweichung sichtbar, wenn selbe auch bei dem dürftigen, unterbrochenen Verkehr zwischen Franken und Griechen einer flüchtigen Aufmerksamkeit nicht weiter aufstießen. Das Dunkel, welches die Synode von Gentilly umgiebt, die eine der zahlreichsten und glänzendsten im fränkischen

*) Schlosser (Geschichte der bilderstürmenden Kaiser S. 239) nimmt an, daß die Franken sich damals in Absicht auf die Bilderverehrung zu den Griechen hinüberneigten, wogegen andere Geschichtschreiber auch um diese Zeit schon zwischen beiden Völkern in dem besagten Punkte eine merkliche Verschiedenheit der Denkart glaublich finden.

Reiche gewesen seyn soll, und auf welcher auch zwei päpstliche Legaten zugegen waren, veranlaßt mannichfaltige Vermuthungen, die aber wegen ihrer Unsicherheit nicht hierher gehören. Constantin hatte für seinen Sohn Leo die Hand Gisela's, der Tochter Pipins nachgesucht; war es jenem damit kein rechter Ernst, oder trug Pipin einiges Bedenken, in diese Verbindung einzuwilligen, die übrigens seiner Ruhmliebe schmeicheln mußte, oder dünkte ihm die verdächtige Orthodoxie der Griechen ein unübersteigliches Hinderniß, das bleibe dahingestellt; genug, der hingeworfene Heirathsplan ging wieder zurück, und war vielleicht von allem Anfang nur ein feiner Kunstgriff der Politik, durch welchen die beiden Herrscher sich ein gegenseitiges Vertrauen abgewinnen wollten, das sie nicht weiter zu unterhalten suchten, als es ihnen entbehrlich oder unmöglich schien. So weit ungefähr reichen die mangelhaften Nachrichten über die thatsächlichen Beziehungen, in welchen der Papst, Constantin und Pipin einander in den verschiedenen Zeiten ihrer Regierung begegneten.

Der Papst Paul starb am 28. Junius 767 nach einer Regierung von zehn Jahren und einem Monate. Er hat mehr den gewandten, thätigen Staatsmann als den überlegenen Theologen und hochgesinnten Priester gezeigt. Die Zeit machte freilich Forderungen an ihn, die ihn mehr nach jener Richtung hintrieben.

Gleiche gewesen seyn soll, und auf welcher auch zwei päpstliche Legaten zugegen waren, veranlaßt mannichfaltige Vermuthungen, die aber wegen ihrer Unsicherheit nicht hierher gehören. Constantin hatte für seinen Sohn Leo die Hand Gisela's, der Tochter Pipins nachgesucht; war es jenem damit kein rechter Ernst, oder trug Pipin einiges Bedenken, in diese Verbindung einzuwilligen, die übrigens seiner Ruhmliebe schmeicheln mußte, oder dünkte ihm die verdächtige Orthodoxie der Griechen ein unübersteigliches Hinderniß, das bleibe dahingestellt; genug, der hingeworfene Heirathsplan ging wieder zurück, und war vielleicht von allem Anfang nur ein feiner Kunstgriff der Politik, durch welchen die beiden Herrscher sich ein gegenseitiges Vertrauen abgewinnen wollten, daß sie nicht weiter zu unterhalten suchten, als es ihnen entbehrlich oder unmöglich schien. So weit ungefähr reichen die mangelhaften Nachrichten über die thatsächlichen Beziehungen, in welchen der Papst, Constantin und Pipin einander in den verschiedenen Zeiten ihrer Regierung begegneten.

Der Papst Paul starb am 28. Junius 767 nach einer Regierung von zehn Jahren und einem Monate. Er hat mehr den gewandten, thätigen Staatsmann als den überlegenen Theologen und hochgesinnten Priester gezeigt. Die Zeit machte freilich Forderungen an ihn, die ihn mehr nach jener Richtung hinzogen.

Geschichte des Papstthums.

Siebenten Bandes zweite Abtheilung.

Stephan IV. (767-772)

Noch vor dem Ableben des todtkranken Paul setzte der Herzog Toto von Toscana, ein Vasall des Desiderius, seinen Bruder Constantin durch Gewalt der Waffen auf den apostolischen Stuhl. Da Constantin noch ein Laye war, und als solcher nicht flugs den ersten priesterlichen Rang in der katholischen Christenheit einnehmen konnte, so erzwang es Toto durch Drohungen, daß demselben die Weihe des Clerikers gegeben wurde; in dieser Eigenschaft stand seiner Ernennung zum Papst nun weiter kein kirchliches Hinderniß entgegen.

Constantin entschuldigte in seinem Schreiben an Pipin die gewaltsamen Vorgänge bei seiner Erhebung mit dem einstimmigen Drängen der zahlreichen Wähler, das in eine Art von Beifallssturm ausgebrochen sey, und gab zugleich sehr deutlich zu verstehen, wie erwünscht auch ihm, gleich seinen Vorgängern, eine nähere freundschaftliche Verbindung mit dem fränkischen Herrscher sey. Sein Sturz von dem Stuhle des Petrus, und zwar schon im nächstfolgenden Jahr (768) glich seinem Emporsteigen. Zwei römische Geistliche von Ansehn, Christophorus und Sergius, rückten um diese Zeit mit einer Schaar bewaffneter Longobarden in Rom ein und unterdrückten Constantins Partei. Philipp, durch den unzureichenden Einfluß Waldiperts,

eines longobardischen Priesters zum Papst gewählt, konnte sich nicht behaupten und mußte die Tiare mit dem Kloster vertauschen. Hierauf setzte Christophorus in einer Versammlung der Geistlichkeit, der Großen und des Volks die Erhebung Stephans des Vierten durch, der auch von einigen Schriftstellern aus dem oben angegebenen Grunde, als der Dritte aufgeführt wird. Die Wuth der Rache bereitete dem Constantin ein entsetzliches Loos; seine erbitterten Gegner ließen ihm die Augen ausstechen, und übergaben ihn hierauf einem Kloster zur gefänglichen Verwahrung. Ein ähnliches Schicksal traf auch Waldipert; verschiedene ihrer Anhänger büßten bei diesem grausamen Ausbruche des Parteigeistes das Leben ein.

Die Sache Constantins war durch die vollzogene Strafe noch nicht beigelegt, der geblendete Unglückliche wurde vor das im Lateran anwesende Concil geführt und hier gefragt, woher er den Muth genommen habe, als Laie den apostolischen Stuhl anmaßlich zu beflecken. Er schützte die Gewalt vor, die ihn unwiderstehlich fortgerissen habe, warf sich auf die Erde nieder, und bat jammernd um Verzeihung. Als er am folgenden Tage wieder vor derselben Versammlung erschien, versuchte er die wiederholten Vorwürfe durch die Bemerkung zu entkräften, daß auch schon vor ihm Laien ohne Beachtung der gewöhnlichen Interstitien zur bischöflichen Würde emporgestiegen seyen, indem er für diese Behauptung einige unumstößliche Belege beibrachte. Die ergrimmten Bischöfe bestraften die Freimüthigkeit, welche sich allerdings in seinem Munde übel ausnahm, durch körperliche Mißhandlungen und ließen den verwegnen Sprecher zur

Kirche hinausschaffen. Stephanus selbst warf sich mit allen anwesenden Bischöfen und andern Römern zur Erde nieder unter Anstimmung des Kyrie Eleison und unter Vergießung vieler Thränen über die schwere Sünde, aus Constantins Händen die Communion empfangen zu haben; damit noch nicht zufrieden, unterzogen sie sich sogar einer kirchlichen Büßung. Zugleich beschlossen sie, daß künftig keiner Papst werden sollte, der nicht mit einem gewissen Vorzuge und Range, und zwar nach regelmäßiger Abstufung das Amt eines Presbyters oder Diaconus verwaltet hätte (nisi per distinctos gradus ascendens, Diaconus aut Presbyter cardinalis factus fuerit) *). Damit waren denn künftighin die Subdiaconen vom apostolischen Stuhle ohne weiteres ausgeschlossen; doch wurde das gegebene Gesetz in mehreren Fällen noch umgangen, es bezeichnete übrigens von fern den Weg, auf welchem der kühne Hildebrand später einen so entscheidenden Schritt that. Das höhere Ansehn, welches jene Verordnung den Cardinalpriestern und Cardinaldiaconen einräumte, gab die Losung zu ihrem fernern Emporstreben, nach einiger Zeit fingen sie bereits an, die einfachen Bischöfe zu überflügeln.

In der dritten Sitzung des besagten Concils wurde die Verordnung erlassen, daß alle durch Constantin ungiltig geweihten Bischöfe nach Hause zurückkehren, dort aufs neue erwählt werden, und dann nach Rom sich begeben sollten, um vom

*) Ueber den eigentlichen Ursprung und Fortgang der Cardinalswürde soll künftighin an einem gelegenern Orte das Nöthige beigebracht werden.

Päpste die Weihe zu empfangen. Eine neue Weihung streitet nach den Grundsätzen der römischen Kirche mit der (sacramentlichen) unverletzlichen Heiligkeit dieser gottesdienstlichen Handlung; man hat ihr daher die Annahme einer bloßen Einsegnungsceremonie unterschieben wollen; das Zeugniß des Anastasius spricht aber zu laut für das Gegentheil.

In der vierten und letzten Sitzung beschäftigte man sich mit Erörterungen über die Bilderverehrung, welche letztere die Päpste im Drange anderer Angelegenheiten geraume Zeit aus der Acht gelassen hatten. Die politischen Früchte des langwierigen Streits waren eingeerntet, und neue Vortheile nicht zu erwarten. Dazu kam, daß der oft erwogene Gegenstand in der Art, wie man ihn zu behandeln pflegte, kaum noch eine eigenthümliche Beleuchtung zuließ, und der polemische Geist sich an ihm gewissermaßen erschöpft hatte. Die unvernünftige und unmenschliche Strenge, mit welcher die Bilderverehrung von Constantin seit kurzem verfolgt worden war, scheint die Aufmerksamkeit des apostolischen Stuhles wieder angeregt zu haben, daher denn die besagte lateinische Synode (769) nach dem Berichte des Anastasius folgendermaßen zu Werke ging: Es wurden die Zeugnisse der Väter vorgetragen und sorgfältig untersucht, die für die Bilder gestimmt hatten, und als man nach der reiflichsten Prüfung fand, daß die Bilder von den uraltesten Zeiten her von den Christen angebetet worden seyen, daß die Päpste und alle Lichter der Kirche dieselben gebilligt, angepriesen, den Gebrauch und die Anbetung derselben befördert, so beschloß man, daß die Bilder nicht nur beibehalten, sondern auch vermehrt werden sollten,

und die gottlose, neulich in Griechenland versammelte Synode (die constantinopolitanische vom Jahre 754) wurde verdammt, verworfen und verflucht. Da auf dieser Synode auch einige fränkische Bischöfe zugegen waren *), so hat man daraus schließen wollen, daß sich auch die Synode von Gentilly (767) in einem ähnlichen Sinne ausgesprochen habe; die Folgerung ist jedoch unsicher, denn die fränkischen Bischöfe standen natürlich mit ihrem schwachen Einfluß gegen das Uebergewicht der einheimischen zurück; auch waren sie mit diesen vielleicht aus besondern Gründen mehr befreundet, so daß man sie nicht füglich als reine Repräsentanten ihrer Nationalkirche ansehn darf. Kurz, über die Synode von Gentilly verbreitet die in Rede stehende keine genügende Aufklärung.

Das Interesse des apostolischen Stuhles an der Sache der Bilderverehrung mag nicht bloß aus einer theologischen, sondern zugleich auch aus einer künstlerischen Tendenz hervorgegangen seyn, über welche sich die Päpste und die Römer nur dunkle Rechenschaft ablegten. Das majestätische Rom war ein Bild der Vergangenheit, das die Phantasie und der Stolz des Patriotismus unwillkürlich in das Traumland der reizendsten Dichtung versetzte. Der so hervorgerufene Schwung des Gemüths zog auch das religiöse Anschauungsvermögen in seinen Zauberkreis. Die Wärme der Päpste für die Bilderverehrung hing sonach sicht-

*) Karl und Karlmann, die Söhne des kürzlich verstorbenen Pipin (J. 768) hatten das in Rede stehende Concil durch zwölf fränkische Bischöfe beschickt.

bar und unsichtbar mit der Eigenthümlichkeit des Volks zusammen, dem sie angehörten und als Weiser der Kirche vorstanden. Endlich übten das Beispiel der Vergangenheit, und vor allen Dingen die römische Consequenz so unwiderstehlich ihr Recht aus, daß es kein Papst unternahm, von dem einmal betretenen Wege abzuweichen.

Stephan IV. konnte es eben so wenig, als sein Vorgänger der König der Longobarden zur Herausgabe aller dem römischen Stuhle noch vorenthaltenen Besitzungen vermögen. Stephans dringende Forderungen führten Scenen der Gewaltthätigkeit herbei, über die eine doppelte Version vorliegt; der Bericht des Anastasius und die briefliche Darstellung des Stephanus. Die letztere würde für die Feststellung des Thatbestandes vorzuziehen seyn, dürfte man sie wirklich für eine freie Erklärung des Stephanus halten. Einige kirchenhistorische Schriftsteller erlauben sich starke Zweifel dagegen; sie meinen, der Brief des Stephanus sey unter dem Zwange des Desiderius ganz nach dessen Absichten geschrieben, entscheide also nichts, wogegen andere ihn wieder bei der Abfassung desselben ganz ungehemmt von außen walten lassen. Unglücklicherweise ist auch Anastasius in einem offenkundigen Widerspruche mit sich selbst. Es ist kaum möglich, aus so entgegengesetzten Zeugnissen ein irgend haltbares Ergebniß zu gewinnen.

Nach Anastasius wurde Desiderius gegen Christophorus und Sergius, die im Namen des Papstes die diesem vorenthaltenen Besitzungen zurückgefordert hatten, so erbittert, daß er beide aus dem Wege zu räumen suchte. Die Dienerschaft des Papstes, im böslichen Einverständniß mit dem Kö-

nige, suchte ihren Herrn durch verläumderische und übertriebene Nachrichten gegen Christophorus und Sergius in Harnisch zu bringen, denen doch Stephanus größtentheils seine Würde zu verdanken hatte. Desiderius selbst rückte unter dem Vorwande, sein Gebet bei dem Grabe Petri zu verrichten, mit einem bewaffneten Haufen vor Rom und ließ den Papst zu sich einladen, weil die Peterskirche damals noch außerhalb der eigentlichen Stadt lag. Unterdessen hatten jene zwei Geistliche, die Absichten des Königs durchschauend, die nöthigen Vertheidigungsanstalten getroffen, und wurden darüber mit der königlich-gesinnten Partei handgemein. Den zu ihm gekommenen Stephanus behandelte Desiderius wie einen Gefangenen und nöthigte ihn, jene beiden Männer entweder vorzuladen oder in ihr Kloster zu verweisen. Die Römer zogen sich nun von ihnen zurück und überließen selbe ihrem Schicksal. Christophorus und Sergius begaben sich in die Peterskirche, die sie wahrscheinlich für ein besseres Asyl hielten, als das Kloster. Stephan wünschte sie vergeblich durch eine und die andere Ausflucht erfinderischer Geschäftigkeit zu retten; er mußte zu seinem Schmerze erleben, daß ihnen auf Befehl des Desiderius die Augen ausgestochen wurden.

Die bisherige Verlegenheit des Papstes stieg bis zum Schrecken, als er die Nachricht vernahm, daß eine Doppelheirath zwischen der fränkischen und longobardischen Königsfamilie im Werke sey. Kam diese Verbindung zu Stande, so war, wie Stephanus fürchtete, das dem apostolischen Stuhle vorenthaltene Land für denselben unwiederbringlich verloren; auch dienten ihm dann die Franken nicht

mehr als Stützen gegen die Longobarden. Desiderius und Bertrade, die Mutter der beiden fränkischen Könige, betrieben jene Doppelheirath zwischen Karln und des Desiderius Tochter Desideria, und zwischen Gisela, Bertradens Tochter und Adalgis, dem Sohne des longobardischen Königs. Stephanus stellte den beiden fränkischen Brüdern die beabsichtigte Verbindung im gefährlichsten, ehrenrührigsten und schwärzesten Lichte dar. Wie groß, ruft er aus, ist eure Verblendung, vortreffliche Söhne eines großen Königs! Man darf wohl sagen, euer berühmtes fränkisches Volk, das über alle Völker emporragt und der glanzvolle königliche Stamm eurer Herrlichkeit wird durch das treulose und scheusliche Volk der Longobarden besudelt werden; ein Volk, das in der Reihe der übrigen gar nicht gezählt wird, aus dem zuverlässig das Geschlecht der Aussätzigen entstanden ist. Stephan schloß seine Bitten und Beschwörungen mit der Versicherung, daß er das in Rede stehende Schreiben auf Petri Grab gelegt, und unter Gebet und Thränen abgeschickt habe. Würde jemand diesen heiligen Ermahnungen zuwider handeln, so sollte er durch das Ansehn des Apostels Petrus in den Bann gethan, von dem Reiche Gottes ausgeschlossen, und mit dem Teufel und allen Gottlosen zum ewigen Feuer verdammt werden. Frauen stiften gern Heirathen, besonders Doppelheirathen, wo ihre Lieblingsneigung gewissermaßen ins Große geht. Dieser natürliche Antrieb wirkte auf Bertraden vielleicht eben so stark, als die Kraft politischer Berechnung. Genug, sie sah sich am Ziele ihrer Wünsche, jedoch nur auf kurze Zeit; denn schon im nächsten Jahre (771) sandte Karl seine Ge-

mahlin ihrem Vater wieder zurück *). Der Grund der Trennung liegt im Dunkeln. Die Unfruchtbarkeit der Gattin kann Karln nicht entschuldigen **). Es stände schlimm um das weibliche Geschlecht, wenn ein Jahr kinderloser Ehe zum Zeichen der Unfruchtbarkeit hinreichte. Karl behandelte und genoß die Liebe ganz nach dem freien Geschmack seiner Zeit, und war nichts weniger als das Muster eines treuen Gatten.

Zu der Kränkung, welche dem Desiderius die Verstoßung der Tochter verursachte, kam in demselben Jahre (771) von Seiten Karls eine neue Unbilde. Dieser hatte nämlich nach dem Tode seines Bruders Karlmann dessen Land an sich gerissen, man sagt mit Bewilligung oder gar auf Antrag der Reichsvasallen, ohne auf die gerechten Ansprüche seiner Neffen zu achten. Karlmanns

*) Schröckh (19ter Bd. S. 584) will diese Verstoßung auf Rechnung der Politik setzen, als habe Karl schon damals sein umfassendes Augenmerk dem Sitze des Petrus zugewandt. Hätte aber Karl die päpstliche Einstimmung wirklich in einen so außerordentlichen Anschlag gebracht, so würde er sich wahrscheinlich aus Rücksicht für Stephan gar nicht zu der Heirath verstanden haben. Eginhard, der dem fränkischen Hofe so nahe stand, schweigt wie die andern Geschichtschreiber über den Bestimmungsgrund der Trennung. Es ist möglich, daß Karl in der Verbindung mit einer longobardischen Königstochter eine Hemmung seiner großartigen Eroberungsentwürfe erblickte.

**) In Beckers Weltgesch. (2te Aufl. 4ter Theil S. 150) ist der Unfruchtbarkeit der Longobardin zwar nicht als eines Entschuldigungsgrundes, aber doch als einer Thatsache gedacht. Den Beweis mag der Verf. führen.

Wittwe flüchtete mit ihren Söhnen an den Hof des Desiderius, zu Karls größtem Mißvergnügen. Stephanus verhielt sich bei dieser Staatsveränderung vollkommen ruhig, er fürchtete wahrscheinlich durch seine Einmischung Karln zu erzürnen, und ging jeder vermittelnden Dazwischenkunft bald darauf durch den Tod aus dem Wege.

Die Hauptstadt des griechischen Reichs wurde in den letzten Regierungsjahren des Kaisers Constantin Copronymus ein Schauplatz mannichfaltiger und grausamer Verfolgungen. Von mehreren Seiten zeigte sich der entschiedenste Ungehorsam gegen die Beschlüsse der constantinopolitanischen Synode (754). Der erbitterte Kaiser, von Natur ein gewaltthätiger Charakter, griff zu härtern Maßregeln, die endlich in die wildeste Grausamkeit übergingen. Der Tod des Kaisers (14. September 775) setzte ihnen endlich ein Ziel, denn sein Nachfolger Leo IV. ging von milden Grundsätzen aus, wiewohl er ebenfalls zu den Bilderfeinden gehört.

Hadrian I. (772-795.)

Hadrian wurde nach einer Vacanz von sieben Tagen (am 9. Februar) zum Papst ernannt, ein Römer von vornehmer Familie. Anastasius, der freilich den Mund gern etwas voll nimmt, rühmt ihn wegen seiner seltenen Frömmigkeit, ungemeinen Kenntnisse, ausgezeichneten Fähigkeiten und der majestätischen Grazie und Schönheit seiner Person. Er war durch alle Stufen des Clerus allmählig bis zur höchsten geistlichen Würde emporgestiegen.

So schlimm auch Desiderius mit Karln stand, ließ er es sich dennoch beikommen (im J. 772), dem heiligen Petrus ins Land zu fallen, Faventia, Ferrara und Commacchio wegzunehmen, Ravenna einzuschließen, und die umliegende Gegend zu ver-

heeren. Den lauten Beschwerden Hadrians wich er mit der Antwort aus, daß nicht eher an eine Zurückgabe zu denken sey, bevor er nicht mit ihm gesprochen habe. Wie Anastasius meldet, so wollte Desiderius dadurch den Papst zwingen, Karlmanns Söhne zu salben, und ihn auf diese Weise in seine Partei ziehen.

Hadrian sah vollkommen ein, was die Lage der Dinge und sein Vortheil erheischte; er trat dem Desiderius um keinen Schritt näher, gegen dessen Bitten und Drohungen gleich unbiegsam; dagegen ertheilte er Karln, zu dem er durch die Unbesonnenheit des Desiderius mit Gewalt hingedrängt wurde, von allen bedeutenden Vorfällen Nachricht und trieb den Letztern, als er gegen Rom anrückte, durch Androhung des Kirchenbannes zurück. Karl war eben jetzt in einen Krieg mit den Sachsen verwickelt; auf dieses Hinderniß scheint Desiderius in seinem Trotz gerechnet zu haben. Da alle Bemühungen Karls fruchtlos blieben, den Desiderius auf dem Wege der Güte zur Gerechtigkeit gegen den Papst zu vermögen, da auch beträchtliche Geldanerbietungen als Ersatz für die verlangten Abtretungen keinen Eingang fanden; so beschlossen die Franken auf einem Reichstage Krieg gegen die Longobarden. Ihr Heer vereinigte sich bei Genf und drang in zwei Abtheilungen über den Cenis und Bernhard nach Italien vor. Clusium oder Klausen diente als Sammelplatz. Anhöhen und Abgründe erschwerten den Marsch, der Feind wußte die Vortheile der Natur zu benutzen. Karls Feldherrntalent siegte jedoch über alle Hindernisse; er umging die Longobarden mit Hilfe der Gebirgsbewohner und kam jenen so unerwartet in den Rücken, daß sie wie Spreu vor ihm zerstoben, und das

Schrecken bis in das Lager des Desiderius trugen. Dieser suchte mit einem Theil seiner Truppen Pavia zu gewinnen; den andern führte sein Sohn Adalgis nach Verona; dahin folgte ihm auch Karlmanns Wittwe. Pavia wurde unter der Anführung des Grafen Bernhard, Karls Oheim, belagert; der fränkische König selbst erzwang den Fall Verona's in kurzer Zeit; Adalgis flüchtete sich nach Konstantinopel. Durch die Eroberung Verona's kamen auch Ancona, Spoleto, Rieti und verschiedene andere Städte der Longobarden in fränkische Gewalt. Noch immer hielt sich Pavia. Karl, der nicht gern einen Augenblick verlor, beschloß den Papst Hadrian durch einen Besuch zu überraschen, da eben das Osterfest herannahte. Hadrian erfuhr die bevorstehende Ankunft Karls erst kurz vor seinem Eintritt und traf mit der größten Schnelligkeit die würdigsten Anstalten zum Empfange des hohen Gastes. Der römische Adel und die obrigkeitlichen Personen erhielten die Weisung, Karln bis auf eine beträchtliche Strecke entgegen zu gehen. Eine italienische Meile unfern der Stadt stand die Besatzung unter den Waffen und ein Zug junger Leute mit Palmenzweigen in den Händen. Hinter diesen erschienen in einiger Entfernung Geistliche mit Crucifixen. Karl stieg, als er ihrer ansichtig wurde, vom Pferde und ging mit seiner ganzen Begleitung unter dem Zujauchzen des Volkes bis zur Peterskirche. Er küßte alle Stufen ihres Aufgangs bis zu der obersten, wo ihn der Papst in vollem Ornate erwartete. Beide umarmten sich und traten dann Hand in Hand zum Grabe des Petrus, an welchem sie ihr Gebet verrichteten. Es heißt, Karl habe hierauf vom Papste den Zutritt in die Stadt begehrt, ei=

nige Schriftsteller kleiden dies Gesuch sogar in eine Bitte um Erlaubniß ein; so gefaßt widerspricht die Nachricht dem innigen Verhältnisse zwischen Karl und Hadrian, das sie in der Aufrichtigkeit ihres Herzens auch noch eidlich beschwuren *).

Hadrian bat den König, daß er die Schenkung, welche ehemals sein Vater und er selbst, nebst seinem Bruder dem Apostel Petrus und dessen Verwesern zu Chiersi überlassen hatte, von neuem bestätigen möchte. Karl willfahrte dem Papst und ließ die Schenkung zur Bekräftigung ihrer Giltigkeit vorlesen. Alle anwesende Bischöfe, Aebte, Herzoge und Grafen unterschrieben die neue Ausfertigung; unter andern Abschriften wurde von Karln auch eine auf den Altar des Petrus über dessen Grab gelegt, wobei er und seine Großen mit einem furchtbaren Eide die gewissenhafte Erfüllung der Schenkung angelobten.

Nach dem Zeugnisse des Anastasius wäre durch Karl die Schenkung Pipins sehr beträchtlich erweitert worden. Von Luna — dies ist seine Angabe — erstreckte sich das Gebiet nach Surmuum (Sorano) und Monte Bardone, weiter bis Vercetum (Vercetri), Parma, Rhegium (Reggio), Mantua, Mons Silicis (Monfelice) und außer dem Exarchat von Ravenna über die Provinzen Venetien und Istrien, auch über die beiden Herzogthümer Spoleto und Benevent.

Sonach hätte Karl bei der übergroßmüthigen

*) Bower Gesch. der Päpste, 5ter Theil, weiß von der ganzen Sache nichts; am meisten übertreibt Nehr in seiner Gesch. des Papstthums. Theil I. S. 234.

Vergebung des noch nicht völlig eroberten longobardischen Reichs den heiligen Petrus beinah besser bedacht als sich selbst, was ihm kaum ähnlich sieht. Es erhebt sich ferner ein Zweifel darüber, ob diese Verschenkungen ein wirkliches zusammenhängendes Eigenthum der römischen Kirche ausmachten oder nur gewisse Güter betrafen, welche ihnen Karl in jenen Ländern entweder ertheilte oder zurückgab. Eine solche Verwechslung war nichts ungewöhnliches, das zeigt der fälschlich dargestellte Hergang mit den cottischen Alpen, von welchen oben die Rede gewesen ist. Man kann noch andere Bedenklichkeiten vorbringen, sie lassen sich aber auch wieder von den Vertheidigern der römischen Kirche ohne Mühe zerstreuen, weil der Streit zuletzt auf beiden Seiten in Muthmaßungen ausgeht. Mehr als verdächtig ist der Umstand, daß in der Folgezeit jenes angebliche Eigenthum der römischen Kirche nirgends in seinem vollen Umfange mit Bestimmtheit hervortritt. Venetien, das damals und noch später unter griechischer Oberhoheit stand, konnte eigentlich gar nicht verschenkt werden. Auch Istrien gehörte den Griechen, obgleich die römische Kirche einige Einkünfte daraus bezog. Diese und andere Gegengründe werfen auf das Verzeichniß des Anastasius einen starken Schlagschatten von Ungewißheit.

Die Schenkungsurkunde selbst, sowohl die ursprüngliche als die später von Karl erweiterte, ist nie zur Oeffentlichkeit gekommen, vielleicht mit gutem Vorbedacht von Seiten der Päpste. Man darf daraus nicht sogleich unbedingt folgern, daß sie weniger enthielt, als Anastasius angiebt; es wäre auch möglich, daß die Päpste sie zurückhielten, um

ihren Ansprüchen in Zukunft zu gelegner Stunde noch größere Ausdehnung zu geben. Die Briefe Hadrians an Karln dienen von mancher Seite der Darstellung des Anastasius zur Berichtigung. So nennt Hadrian einmal Castellum felicitatis ausdrücklich eine Stadt seiner Kirche und klagt darüber, daß Reginald, Herzog von Clusium sie ihr durch Gewalt der Waffen entrissen habe. Selbst einer der hitzigsten, wenn auch nicht der geschicktesten Verfechter der päpstlichen Territorialherrschaft *) giebt zu, daß der Papst aus dem königlichen Tuscien nur die jährlichen Steuern erhoben habe, so daß die eigentliche Landeshoheit dem fränkischen Herrscherhause vorbehalten blieb; seine übereilte Behauptung, die er auf Castellum felicitatis als ein Eigenthum des apostolischen Stuhles stützt und die darauf hinausgeht, daß beide Tuscien, mithin der größte Theil des heutigen florentinischen, der römischen Kirche geschenkt worden seyen, fällt bei einer nähern Untersuchung rettungslos darnieder. Von dem Herzogthum Spoleto sagt Hadrian in einem Schreiben vom J. 776, Karl habe dasselbe seinem Beschützer Petrus durch ihn, zur Auslösung seiner Seele dargebracht (obtulistis); ein unbestimmter Ausdruck, der verschiedene Deutungen zuläßt. Er kann sich bloß auf die Anweisung einiger Gefälle aus dem Herzogthum beziehn, oder auch nur die sichernde Uebergabe in den gnädigen Schutz des Petrus bezeichnen. Wie Anastasius meldet, so waren die Bewohner des Herzogthums Spoleto noch

*) Cenni, dem die Geschichte des Kirchenstaats trotz seiner offenbaren Befangenheit manche schätzbare Aufklärungen verdankt.

vor Karls Ankunft in Rom aus eignem freien Antriebe in den Dienst des Petrus und seines Verwesers Adrian getreten, die ihnen auch nach römischer Art den Kopf habe scheeren lassen. Daß Hadrian, wie Anastasius hinzusetzt, Hildebrand nach vorhergegangener Wahl der Einwohner als Herzog bestätigte, erschwert die richtige Vorstellung des Verhältnisses. Konnte nicht die erklärte Abhängigkeit von dem römischen Stuhl zunächst oder im Wesentlichen bloß eine religiöse Hingebung andeuten, eine von den Ceremonien, die zum damaligen Styl der Frömmigkeit gehörten? Diese Vermuthung erhält einiges Gewicht durch den Umstand, daß die römische Oberherrschaft über Spoleto, wie Muratori bewiesen hat, von kurzer Dauer war. Karl nannte Hildebrand seinen Herzog; er sah ihn mithin als seinen Untergebenen an, und behandelte ihn wohl auch als solchen. Es scheint, als spielte auch hier der Einfluß des Lehnswesens und seiner herkömmlichen Sprache, mit der sich religiöse Formeln mischten, eine Rolle, deren Sinn für uns Spätere schwer zu errathen ist. Das ist im Allgemeinen über diesen dunkeln Gegenstand unsere unmaßgebliche Meinung.

Von Rom begab sich Karl wieder nach Pavia, das noch immer den fränkischen Angriffen hartnäckig widerstand, und nur durch die Fortschritte einer verwüstenden Seuche, welche wahrscheinlich der Mangel an Lebensmitteln erzeugt hatte, zur Uebergabe gezwungen werden konnte. Desiderius flehte den Sieger für sich, seine Gemahlin und Tochter um Schonung des Lebens an, da Karl von keiner mildern Bedingung hören wollte. Der entsetzte König der Longobarden wurde mit geschor=

nem Haupte nach Lüttich in ein Kloster verwiesen, später, wie man glaubt, in das Kloster zu Corvey. Mit Desiderius endete das Reich der Longobarden, nachdem es 206 Jahre bestanden hatte. Karl vereinigte es mit seinem fränkischen Reiche, so nämlich, daß es seine Verfassung, Sitten und Gesetze beibehielt, und in seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit nicht angetastet wurde. Vom Erzbischof von Mailand wurde Karl bald darauf feierlich zum Könige der Longobarden gekrönt. Auf dem Schicksale der Söhne Karlmanns ruht ein düsteres, unheimliches Schweigen, das gegen Karln schlimmen Argwohn erweckt. Nach dem Falle Verona's hatte sich Karlmanns Wittwe, verlassen von jeder Hilfe, und selbst von jedem Schimmer der Hoffnung, mit ihren Söhnen gnadeflehend zu Karls Füßen niedergeworfen. Wäre die unglückliche Familie etwa in ein Kloster gesteckt worden, so hätten fertige Lobredner und Vertheidiger Karls diese Behandlung wahrscheinlich als eine Großmuthsscene dargestellt. Die Nemesis, welche im Verborgnen richtet, hat an den Nachkommen Karls eine schwere Rache genommen, wenn er wirklich des Frevels schuldig war, den man ohne genauere Anzeigen kaum zu denken wagt *). Nachdem Karl die Angelegenheiten Ober=

*) Gibbon hat gegen die übertriebene Lobpreisung Karls beherzigungswerthe Worte gesprochen (Vol. IX. pag. 52), die, sollten sie auch im Tadel einige Parteilichkeit und das Streben nach einer originellen Ansicht verrathen, von einer oder der andern Seite doch den rechten Punkt zu treffen scheinen. Ein gewaltthätiger Charakter, das angestammte Erbtheil seines Volkes, ist in Karl durchaus nicht zu verkennen.

italiens und des Papstes mit weiser Mäßigung und freundschaftlicher Theilnahme geordnet hatte, kehrte er im Monat August des Jahres 774 wieder über die Alpen zurück.

In Italien herrschten jetzt vier Hauptmächte. Unter ihnen stand der fränkische König durch seine Macht obenan; sie begriff selbst zwei Drittel des heutigen Königreichs Neapel in sich. Dem Papste gehörte das Exarchat, die Pentapolis und die beiden Herzogthümer von Rom und Spoleto. Der griechische Kaiser besaß nur noch den dritten Theil des jetzigen Königreichs Neapel und Sicilien, dem der Patricius von Sicilien als beauftragter Gewalthaber vorstand. Die Venetianer ersetzten ihren geringfügigen Landbesitz durch ihre Reichthümer, ihren Handel, ihre Flotten und den allgemeinen Geist der Erwerbsamkeit.

Leo, Erzbischof von Ravenna, der eifersüchtige Gegner des römischen Stuhles, konnte den aufgegangenen Glücksstern des reichbeschenkten Petrus nicht anblicken, ohne sich in seiner Weise zu ähnlichen, wenn auch gewaltthätigen Erwerbungen versucht zu fühlen. Bald nach der Züchtigung der Longobarden, und nach der Rückkehr Karls ins fränkische Reich hatte der Erzbischof, wie Adrian die Sache seinem königlichen Beschützer vorstellte, von dem neulich vermehrten Erbgute des Petrus mehrere Städte, wie Faventia, Forum populi, Bononia, nicht minder das Herzogthum Ferrara losgerissen, unter dem angeblichen Vorwande, sie seyen ihm nebst der Pentapolis von Karln geschenkt worden. Leo mag sich nicht sonderlich um einen Firniß zur Ausschmückung seiner anmaßlichen Eingriffe gekümmert haben; ihn spornten

Ehrgeiz und Scheelsucht; er benutzte die Verwirrung Italiens wie ein verwegner Spieler, und schloß sich deshalb Karls stärkstem Widersacher, dem Herzoge von Benevent näher an. Dieser sollte ihm, wie er hoffte, auf andern Wegen, dieselben Vortheile erreichen helfen, welche Pipins Freundschaft der römischen Kirche zugewandt hatte. Leo trachtete unverhohlen nach der weltlichen Herrschaft über das Exarchat und eignete sich die Einkünfte des Landes zu. Hadrian setzte dem fränkischen König mit den dringendsten Klagen zu, fand aber erst später die erwünschte Genugthuung, da Karl sich für jetzt nicht aus dem nördlichen Deutschland entfernen konnte.

Das ganze Leben Karls glich bis auf einige Pausen der Ruhe, einem immerwährenden Kriegszuge. Hier ist nicht der Ort, den Lauf seiner Waffenthaten zu verfolgen, bloß seine Züge nach Italien müssen des örtlichen und politischen Zusammenhanges wegen flüchtig berührt werden. Der Longobardenfürst Rotgaud, den Karl vor einiger Zeit mit dem Herzogthum Friaul belehnt hatte, war als Empörer aufgetreten (775) und trachtete nach dem longobardischen Thron. Einige Städte fielen ihm freiwillig bei, andre unterwarf er mit Gewalt. Karl eilte mit seinen Kriegsschaaren nach Italien und überfiel den Herzog so plötzlich, daß dieser sich schon überwunden sah, ehe noch ein eigentlicher namenswerther Kampf begonnen hatte. Der gefangene Rotgaud wurde auf Befehl Karls hingerichtet. Eine abermalige Empörung der Sachsen rief diesen wieder nach Deutschland, so daß es ihm nicht vergönnt war, wie er gewünscht hatte, das Osterfest mit dem Papste in Rom zu feiern.

Hadrian plagte den fränkischen König fast unablässig mit Klagen über die fortgesetzten Beeinträchtigungen des römischen Erbgutes. So beschwerte er sich im Jahre 776 namentlich über Raginald, den Herzog von Chiusi; noch lauter sprach er gegen seinen alten Feind, den Erzbischof von Ravenna; er warf ihm unter anderm vor, daß er sich den Titel eines Fürsten von Ravenna angemaßt habe. Karl, des ewigen Geschreies um Hilfe satt und vor der Hand mit dringenderen Angelegenheiten beschäftigt, begnügte sich, im nächsten Herbste Abgesandte nach Italien zu schicken, welche die Rechte des Papstes gegen gewaltthätige Eingriffe verwahren sollten. Sie blieben für die Ungeduld des Papstes viel zu lange aus; er fing schon an zu besorgen, daß Karl kälter gegen ihn geworden sey. Hadrian wiederholte bei dem Könige die frühere Beschwerde mit erhöhtem Nachdruck und erhielt hierauf von Demselben die Versicherung, daß er nächstens in Italien erscheinen werde, um die Feinde des apostolischen Stuhles in die Schranken der Ruhe und Ordnung zurückzuweisen. Er kam auch wirklich im Jahre 781 in Rom an, wo er auch diesmal mit den größten Feierlichkeiten empfangen wurde. Was in der Streitsache des Papstes und des Erzbischofs von Ravenna geschehn, ist nicht mit Gewißheit zu sagen; man will indessen vermuthen, daß der Papst durch die Dazwischenkunft Karls in den Besitz der ihm entrissenen Oerter gelangt sey.

Um diese Zeit schlichtete Karl auch die zwischen dem Papste und Herzoge von Neapel obschwebenden Händel. Der Herzog hatte innerhalb seines Gebiets Hand an die Patrimonien

des Petrus gelegt, und der Papst dagegen zur Wiedervergeltung die Stadt Terracina an sich gerissen; sie war bald darauf vom Herzoge wieder erobert worden, der seine frühern gewaltsamen Erwerbungen nach wie vor beibehielt. Der Papst hätte Karln gern gegen Neapel in die Waffen gebracht, der kluge König wich aber aus und schützte entschuldigungsweise sein gutes Vernehmen mit dem griechischen Hofe vor, das er nicht stören wolle, versprach übrigens dem apostolischen Stuhle die Hilfe seiner friedlichen Verwendung. Auch den Herzog von Benevent ließ er für jetzt ruhig walten, wie gern ihn auch der Papst mit demselben im Kampf verwickelt hätte. Karl begab sich hierauf in seine fränkischen Staaten, kehrte aber im Jahre 786 auf den Hilferuf des Papstes wieder nach Italien zurück, wo Arrighi, Herzog von Benevent, der Eidam des Desiderius aufwieglerische Bewegungen erhoben hatte. Karl gewann über diesen einen leichten Sieg, und verhalf dem Papste zu den Städten, die ihm der Herzog bisher vorenthalten hatte. Diese kleinen, immer wiederkehrenden Kämpfe zeigen deutlich, wie nothwendig dem Papste die Freundschaft Karls war, und daß auch dieser seinerseits den Papst nicht entbehren konnte.

Die spätern Schenkungen Karls an die römische Kirche sind eben so wenig als die frühern ganz klar; nur soviel steht im Allgemeinen historisch fest, daß Karl seine freigebige Hand mehrmals ausstreckte. Im Jahre 788 bezeichnete Adrian Capua und mehrere andere Städte als ein Vermächtniß der fränkischen Frömmigkeit; Karl habe durch dasselbe, wie der Papst behauptete, seine sündige Seele loskaufen, und sich damit ein im-

merwährendes Andenken stiften wollen. Nach Muratoris muthmaßlicher Meinung gehörten zu den ungenannten Städten Sora, Arce, Aquino, Arpino und Teano; in Tuscien Roselle und Populonium und einige andre von dem Herzogthume Benevent losgerissene Stücke. Adrian führte jene Ortschaften früher als seine Städte in Campanien auf, mit dem Beifügen, daß die Beneventaner selbe dem kaiserlichen Befehlshaber oder Patricius von Sicilien zu unterwerfen suchten. Später redet er dagegen wieder von dem Eide der Treue, den jene auf seine Veranlassung dem Apostel Petrus, das heißt, ihm selbst und dem fränkischen Könige abgelegt hätten; in diesen Gegenden war also wohl der römische Besitzstand noch nicht ganz fest begründet und abgeschlossen. Das von Karln zurückerhaltene Sabinerland, dessen Behauptung dem Papste mannichfaltige Anstrengungen kostete, mag schon früher ein Erbgut der römischen Kirche gewesen seyn.

In diese Zeit ungefähr fällt die Erdichtung der berüchtigten Schenkung Constantins des Großen. Die Geschichtschreiber haben sich über den Ursprung und die Absicht derselben mit mehr oder weniger Glück in mannichfaltige Voraussetzungen verloren; die sicherste Annahme dürfte darauf hinausgehn, daß dieses lügenhafte Fabrikat zu dem Ende von irgend einem Verehrer oder Waffenträger des apostolischen Stuhles zusammengeschmiedet worden ist, um durch das vorgehaltene Beispiel der Freigebigkeit Constantins die Fürsten zur Nachahmung zu reizen, und zugleich die neuern Schenkungen nicht als eine erst aufgekommene Sitte darzustellen, sondern als ein Verfahren, das

in weit entlegene Jahrhunderte zurückgehe und beinahe so alt sey, als die Kirche selbst. Ob und wiefern die Päpste dieser Zeit bestimmte Ansprüche auf jene untergeschobene Urkunde gründeten, ist eine schwer zu entscheidende Frage und weit öfter obenhin behauptet als unwidersprechlich dargethan worden.

Einer Legende zufolge soll Constantin durch den römischen Bischof Sylvester vom Aussatz geheilt und im Taufbade gereinigt worden seyn. Bei seiner Entfernung von den Schwellen des Petrus habe der dankbare König die Erbauung einer neuen Hauptstadt versprochen und den römischen Bischöfen die freie und immerwährende Landeshoheit über Rom, Italien und die westlichen Provinzen übertragen *). Derselbe Geschichtschreiber, auf dessen classischem Ansehn die eben mitgetheilte Nachricht beruht, setzt unmittelbar darauf mit der vollkommensten Bestimmtheit hinzu: Adrian habe zuerst die vermeinte Schenkungsurkunde Constantins durch seine Berufung zur öffentlichen Kenntniß gebracht. So ganz ausgemacht ist diese Behauptung nicht, als sie auftritt. Die hierauf bezügliche Stelle lautet in dem an Karl erlassenen Schreiben folgendermaßen: „Gleichwie zur Zeit des verewigten Sylvester, römischen Bischofs, von dem frommen Kaiser Constantin dem Großen, heiligen Gedächtnisses, durch seine Freigebigkeit, Gottes heilige katholische und apostolische römische Kirche verherrlicht und erhöht worden ist, und in diesen Gegenden Hesperiens eine Macht erlangt hat; so mag auch zu euren höchst gesegneten Zeiten und den unsrigen die heilige Kirche Gottes, das heißt,

*) Gibbon's History etc. Vol. IX. pag. 41.

des Apostels Petrus, wachsen, jauchzen und immer mehr erhöht bleiben u. s. w. Denn siehe, ein neuer allerchristlichster Gottes Kaiser Constantinus ist jetzt aufgestanden, durch welchen Gott der heiligen Kirche des Fürsten der Apostel Petri, alles zu verleihen gewürdigt hat.“ Daran schließt sich der ausgesprochene Wunsch, es möge auch alles übrige, was dem Petrus und der römischen Kirche von Kaisern, Patriciern und andern gottesfürchtigen Männern zum Lösegeld für ihre Seelen und zur Vergebung ihrer Sünden in Tuscien, Spoleto, Benevent, Corsica und im Sabinischen Erbgute geschenkt, aber von den Longobarden entrissen worden, wieder herausgegeben werden. Viele solche Schenkungen seyen noch in dem heiligen lateranischen Archiv vorhanden, und lägen zum Einsehen Karls bereit.

Hadrian hebt nirgends eine bestimmte historische Beziehung hervor; er bewegt sich durchaus im Allgemeinen, ja er scheint jede nähere tiefer gehende Erklärung absichtlich zu vermeiden. So sind Constantin und Karl der Große in einer Vergleichung zusammengestellt, die man eher eine höfische Schmeichelei, eine fein versteckte Bitte nennen kann, als eine urkundliche Nachweisung, eine rechtliche Erörterung des Status quo. Entweder kannte Hadrian die besagte Acte der Schenkung Constantins und glaubte aufrichtig an ihren Inhalt, oder es fand das Gegentheil Statt. Nehmen wir an, daß er von ihrem ächten Daseyn überzeugt war, um welchen Preis und aus welchem Grunde hätte er ein so kostbares Zeugniß für die Rechtmäßigkeit seines Besitzes der Welt vorenthalten sollen? Gegen Karl mochte er allen-

falls aus Artigkeit darüber schweigen, weil es ihm wohlgethan schien, von dieser Seite her still als eine Gabe der christlichen Großmuth hinzunehmen, was nach seiner Ansicht eigentlich bloß ein wieder erstattetes Gut war; ist es aber glaublich, daß ihm in andern Richtungen deshalb nirgends ein sicherer, unzweifelhafter Wink entschlüpft seyn sollte, ihm, auf dem der Geist und die Kraft der alten römischen Politik so sichtbar ruhte? Hatte er nicht außer dem Vortheil der gesetzlichen Bestätigung seines erweiterten Eigenthums auch noch die herrlichste Gelegenheit, durch eine offene Anführung jener unendlich wichtigen Schenkungsurkunde das karolingische Haus als ein Werkzeug des Himmels zu preisen, welches vermöge seiner hohen Bestimmung das Unrecht mehrerer Jahrhunderte wieder gut gemacht habe? Und konnte er die fortgesetzten oder erneuerten Ansprüche des griechischen Hofes bündiger abweisen als durch eine förmliche Berufung auf das besagte Aktenstück? Eben weil er es nicht that, wenigstens nicht mit diplomatischer Bestimmtheit, ist daraus zu folgern, daß ihm die Aechtheit der Schenkungsurkunde bedenklich schien. Hielt er sie — das ist unsere zweite Annahme — für völlig untergeschoben, so erklärt sich daraus, warum er eine eigentliche Berufung darauf sorgfältig vermied und vermeiden mußte; er war zu umsichtig, als daß er es hätte wagen sollen, die Schärfe der Kritik dagegen herauszufordern, wiewohl man von der Kunst Quellennachrichten zu sichten oder zu prüfen, damals kaum die fernste Ahnung hatte. Hadrian stellte den fraglichen Punkt lieber in ein historisches Zwielicht, begnügte sich mit einer allgemeinen Nutz-

anwendung und ließ diese wirken so viel sie vermochte.

Ein sabinisches Kloster bestritt zuerst im zwölften Jahrhundert die Statthaftigkeit der Schenkungsurkunde Constantins; Lorenz Valla, einer von den edelsten und gebildetsten Geistern, welche die Wiederherstellung der Wissenschaften dem erfreuten Europa schenkte, legte ihr dergestalt die Axt seines Wissens und seiner Beredtsamkeit an die Wurzel, daß sie seitdem wie ein abgedankter Freund in die dunkelste Ecke der hierarchischen Rüstkammer zurückgeschoben ist. Dort wollen auch wir sie ruhen lassen! —

Es ist wiederholt darüber gestritten worden, ob das Concilium zu Nicäa für ein allgemeines gelten könne. In Frankreich und England erhoben sich laute und sehr heftige Stimmen gegen die nicäischen Beschlüsse. Ein absolut allgemeines Concil kann das nicäische auf keinen Fall heißen, wenn von den dazu erforderlichen kanonischen Befugnissen die Rede seyn soll. Die Anhänger desselben mögen sich mit einer relativen Allgemeinheit begnügen, da es um den consequenten Absolutismus in der Kirche wie im Staate, ein gefährliches Ding ist.

Eine zuverlässige Norm, einen genau abgemessenen Grad der Bilderverehrung hatte das Concil nicht festgesetzt. Die Angabe eines bestimmten Maaßes war bei diesem Quellensprudel eines frommen Gefühls eben so wenig möglich, als das Zählen der Meerestropfen; man prägte am meisten die Behauptung ein, und stellte sie allen übrigen voran, daß nämlich die Verehrung der Bilder keine gottesdienstliche seyn solle, oder eine solche, wie sie dem höchsten Wesen gebühre, daß sie sich auf das-

selbe nur mittelbar gleichsam durch einen Um- und Hilfsweg beziehe; daran knüpften sich einige weitere Unterscheidungen, angepaßt der Natur und Mannichfaltigkeit der bildlichen Gegenstände. Der berühmte Johannes Damascenus, einer der stärksten Verfechter der Bilder, hat es gewagt, ihre Verehrung mit einem gewissen Anlaufe von Wissenschaftlichkeit zu specificiren.

Die Angriffs- und Vertheidigungswaffen dieser Synode waren ungefähr dieselben, deren man sich schon früher bedient hatte. In der gewaltigen Hitze des Streits, im berauschenden Vorgefühl des nahen Sieges hatten sie sich sichtbar abgestumpft, sie suchten und fanden ihre schneidende Schärfe anderswo als in sich, in der Klugheit und Macht der Kaiserin Irene. Die Vollziehung der nicäischen Beschlüsse wurde übrigens mit Mäßigung gehandhabt.

Durch das nicäische Concilium war die bisherige Spannung zwischen Rom und Konstantinopel im Punkte der Bilder vollkommen ausgeglichen; dafür that sich jetzt über denselben Gegenstand im fränkischen Reiche eine merkwürdige Abweichung hervor, an der Karl den lebhaftesten Antheil nahm, und die recht eigentlich sein Werk war. Mit der besonnensten Selbständigkeit, gleich weit entfernt von den entgegengesetzten Abwegen, auf welchen seine Zeitgenossen hin und her taumelten, ließ er eine förmliche Widerlegung der nicäischen Beschlüsse aufsetzen (790) wahrscheinlich von der geübten Hand Alkuins, seines vertrauten Rathgebers in allen kirchlichen und religiösen Angelegenheiten; es ist möglich, daß der verständige, in Glaubenssachen nicht übel unterrichtete Kaiser hier

und da selbst mithalf, wenigstens durch mündliche Winke. Die vorgreifende Heftigkeit des Tons vom Anfange bis zu Ende des Buchs, ohne Rücksicht auf die muthmaßliche Meinung des Papstes, den Karl sonst hoch verehrte, zeigt unwidersprechlich, wie ernst dieser die Sache nahm.

Karl wandelte, wie aus diesem Belege hervorgeht, mit seinen Bischöfen auf der löblichsten Mittelstraße; diese Umsicht und Mäßigung mochte nicht ganz die Frucht des eignen Nachdenkens und eben so wenig einer fremden Belehrung seyn; es scheint, daß der Grund zu einem so richtig abgewogenen Verhalten im fränkischen Reiche früher gelegt worden war. Die ernstere Gemüthsart des fränkischen Volks unter dem Einflusse eines strengern Himmels und die größere Entwickelung der leiblichen Kräfte im Dienste der Waffen, bewahrte es vor jenen Ausschweifungen des Gefühls und der Phantasie, denen die morgenländischen Christen durch ihre eigenthümliche Sinnesweise, durch die Art ihrer Lieblingsbeschäftigungen und durch klimatische Anregungen ausgesetzt waren.

Man geräth in einige Verlegenheit, wenn man die hitzigen Angriffe auf die nicäische Synode mit der ehrfurchtsvollen Ergebenheit vergleicht, die der angeführten Widerlegungsschrift gegen die römische Kirche und die Person des Papstes vorhergeht, da es Karln kaum unbekannt seyn konnte, daß Hadrian jene Synode laut unter seinen besondern Schutz genommen hatte. Entweder wollte Karl den bittern Trank durch beigefügte Huldigungen geflissentlich versüßen, oder er dachte sich den Abstand zwischen seiner Meinung und der päpstlichen nicht so gar groß; tief überzeugt von der vollen

Giltigkeit seiner Ansicht glaubte er vielleicht um so eher, auch der Papst müsse als höchster Inhaber der christlichen Wahrheit ihm beipflichten. Auch die im Namen Karls verfaßte Schrift trug manche Gebrechen der Zeit; es fehlte ihr bei mehrern treffenden Bemerkungen im Ganzen eine planmäßige Haltung, und trotz aller Weitschweifigkeit eine tiefer begründete Darstellung.

Die Synode zu Frankfurt am Main (794) zur Erledigung einer erst eben ausgebrochnen Lehrstreitigkeit bestimmt, sollte zugleich über die eingelegte Protestation gegen das nicäische Concil entscheiden, und derselben die kirchliche Weihe ertheilen. Karl führte den Vorsitz, zog durch seine Empfehlung auch Alkuin in die Versammlung, ohne von Seiten der päpstlichen Abgeordneten bei fortgehendem Geschäft irgend einen Widerspruch zu erfahren. Eine förmliche, durchgreifende Abschaffung der Bilder lag durchaus nicht im Sinne der Synode, damit hätte sie den Bilderstürmern die Hand gereicht; sie wollte jene ausdrücklich beibehalten wissen zur Auffrischung eines frommen Andenkens und zur Versinnlichung geistiger Anschauungen, da beide Zwecke unzertrennlich verbunden sind. Daraus läßt sich der unabweisbare Schluß ziehen, daß sie die nicäische Synode auch nur bedingterweise und nicht schlechthin stürzen wollte; denn sie wäre ja dadurch unvermeidlich auf die Seite der Bilderstürmer getreten. Man darf die scheinbar anders lautenden und sorglosen Aussagen einiger spätern Zeugen nicht so ängstlich pressen; sie sprechen im Allgemeinen und hatten in so fern nicht Unrecht; man darf auch eben so wenig aus der Verwerfung jeder Art des Bilder-

dienstes, deren in den karolinischen Büchern Erwähnung geschieht, allzu rasch folgern, denn zwischen der sprachlichen Bezeichnung und dem Inhalte der frommen Gemüthsstimmung, welche nach der Meinung der frankfurter Synode das Anschauen, überhaupt den Gebrauch der Bilder begleiten soll, ist eine Stufenleiter befestigt, deren Sprossen nicht wohl mit logischer Schärfe anzugeben sind. Die religiöse Praxis, rücksichtlich der Bilder, stimmte zuversichtlich auch unter den Völkern, die Karls Scepter gehorchten, auf keine Weise völlig mit den Grundsätzen der frankfurter Synode zusammen. Der Weg vom Papier bis in die Tiefen des Herzens läuft nie geradeaus; er springt allenthalten in dunkeln, unerforschlichen Krümmungen ab, an denen die Schwäche der menschlichen Natur desto fester hält, je mehr sie vom Reize eines unsäglichen Geheimnisses umfangen wird. Und sollten die Mitglieder der frankfurter Synode diesen stillen Vorbehalt der gläubigen Seele nicht gekannt, nicht gebilligt, nicht selbst empfunden haben? Sollten sie wirklich darauf ausgegangen seyn, durch polemische Kraft einen Kreis der Beschwörung zu ziehen, innerhalb dessen sie von dem wirksamen eingewohnten Geiste der Andacht nichts hätten dulden mögen, als etwa ein pädagogisches Abkommen zum Frommen des Gedächtnisses, ungefähr in der Weise des Orbis pictus? Wie hart sie sich auch erklärten, eine solche Mnemonik hielten sie schwerlich für das ausschließende Unterpfand des rechten Gebrauchs; sie erweiterten wahrscheinlich unvermerkt für sich und andere durchs Gefühl, was sie auf der groben Waage der Sprache einschränkten; kurz die Väter

des frankfurter und nicäischen Concils standen bei aller unläugbaren Entfernung nicht so weit von einander, als ihre geräuschvollen Worte darauf hinwiesen. Endlich war auch ein und das andere Mißverständniß fast unausbleiblich, schon wegen Verschiedenheit des lateinischen und griechischen Genius. Die Geschichte deutet auch wirklich auf dergleichen Spuren hin. Um es nochmals zu sagen, eine bedingte Verwerfung des nicäischen Concils von Seiten des frankfurter ist außer allem Zweifel, eine unbedingte widerspricht sich selbst *).

Hadrian hatte Karln die nicäischen Schlüsse bald nach ihrer Abfassung zugesandt, da dem Papste nicht wenig daran lag, auch seinen hohen Gönner und die ganze fränkische Kirche in demselben Maaße zu gewinnen, als er selbst von ihrer Giltigkeit durchdrungen war. Der Kaiser erwiederte jene Zuschickung nicht lange vor oder nach der frankfurter Synode durch Ueberreichung der karolinischen Bücher, die, wenn auch nicht absichtlich, doch mittelbar in mehrern Punkten deutlich genug von der

*) Eginhard meldet die Verwerfung des nicäischen Concils von dem frankfurter mit der Kürze eines Historikers, der im Vorbeigehn bloß die Hauptsache berührt. Hinkmar, Erzbischof von Rheims, aus dem neunten Jahrhundert, redet mit größerer Bestimmtheit; er bezeichnet die Synode als eine falsche, und sagt, daß sie als solche aufgehoben worden sey, was sich gar wohl hören läßt; gerade eben so erklärt sich auch Aventinus, er bezieht das von Frankfurt ausgegangene Verdammungsurtheil auf die Verordnungen der Griechen wegen Anbetung der Bilder; er tritt dem eigentlichen Fragepunkt am nächsten; seine Angabe stößt übrigens die oben ausgesprochene Meinung nicht um.

dargelegten Ansicht des Papstes abwichen. Hadrian durfte es durch lauten Widerspruch nicht mit Karln verderben, und eben so wenig seine Ueberzeugung und die Sache der Kirche aufgeben. Karl hatte ihm in jener Widerlegung neben einigen hingeworfenen Dornen dennoch Weihrauch in Fülle gestreut; Hadrian erkannte den ganzen Werth einer so kostbaren Aufmerksamkeit mit den Augen des Weltmannes, mit dem Gefühle des Freundes und mit der Umsicht eines Papstes; er bewies durch die Art und Weise, wie er Karls Schrift behandelte, daß er in ihm nicht bloß den gläubigen Christen, sondern auch den gutgesinnten Kaiser zu ehren wisse. Die Aufgabe des Papstes war höchst schwierig, und, überlegt man alle Umstände, nach den Begriffen und mit den Hilfsmitteln der damaligen Zeit, gar nicht zu lösen; er sollte nicht nur den von Karln eingeschlagnen Mittelweg zwischen übertriebener Verehrung und völliger Verwerfung der Bilder kritisch beleuchten, mußte also in die feinsten Abschattungen zwischen dem Zuviel und Zuwenig eingehen, sondern es lag ihm auch als Haupt der Kirche ob, das ausgesprochene Ergebniß mit seiner frühern, dem nicäischen Concil beistimmenden Erklärung in eine natürliche und zugleich haltbare Verbindung zu setzen. Zur vollkommenen Erreichung einer so zusammengesetzten, tief verwickelten Absicht gehörte von der einen Seite die innigste Versenkung in alle Berechnungen des hin- und hergewandten Gegenstandes, und von der andern Seite die freieste Erhebung über jede oberflächliche Annäherung; Hadrian mußte gewissermaßen den Papst scheinbar verläugnen, damit derselbe aus seinem Antwortschreiben desto sichtbarer

und siegreicher hervorgehe; Erfordernisse in der That, die auch den Muth des größten theologischen Talents niederschlagen konnten, welches Hadrian schlechterdings nicht besaß. Dazu kam noch die nicht ungegründete Besorgniß, Karl möchte aus seiner Vertheidigung des nicäischen Concils auf eine Begünstigung der Griechen und ihres Kaisers schließen; um solchen Verdacht abzuwenden, zog er daher, wie es ohnehin allgemeine Sitte war, den Traditionsbeweis jedem andern vor, und raffte zusammen, ohne strenge Ordnung und Auswahl, was ihm für seinen Zweck förderlich schien.

Aus den bisherigen Bemerkungen dürfte es sich erklären lassen, warum man so oft und laut die Schwäche seines Antwortschreibens gerügt hat, ohne daß sie eben größer ist, als man billigerweise verlangen mag. Die karolinischen Bücher gewinnen freilich in Vergleichung mit der päpstlichen Erwiederung; dafür war aber auch ihr Gesichtspunkt einfacher und den ächten Coincidenzpunkt der Wahrheit treffen sie in dogmatischer Schärfe eben so wenig, als es dem Papst gelungen ist, das Polygon der Erörterung in einen Kreis zu verwandeln. Im Allgemeinen sprach er natürlich den Bildern, im Sinne der nicäischen Synode, das Wort, schränkte dann aber auch wieder die Verehrung der Bilder ein, wie Jemand, der das rechte Schlagwort nicht finden kann und bald in dieser bald in jener Richtung darnach hascht. Er schloß mit der Anzeige, daß, wenn anders Karl nichts dagegen habe, er dem griechischen Kaiser für die Wiederherstellung der Bilder danken, dabei zugleich die Zurückgabe der neulich entrissenen Kirchensprengel verlangen, und, im Falle der Weigerung, den

Kaiser für einen Ketzer erklären wolle. Endlich legt er Karln die Beibehaltung der römischen Rechtgläubigkeit ans Herz. Dieser Schluß ist dem Papst unfehlbar am leichtesten geworden.

Um das Maaß der ungebundenen Freiheit zu bestimmen, mit welcher die Mitglieder der frankfurter Synode ihre eigenthümliche Meinung verfochten, ist die zuverlässige Angabe des Zeitpunkts erforderlich, in welchem die karolinischen Bücher Hadrian übergeben wurden; für die römischen Ansprüche läuft es keineswegs auf dasselbe hinaus, ob der Papst jene vor oder nach dem frankfurter Concil erhalten hat, worüber indessen, wie schon gesagt, nichts mit Sicherheit zu bestimmen ist. Da aber die in Frankfurt versammelten Bischöfe seit längerer Zeit die Denkart der Päpste rücksichtlich der Bilder kannten und Hadrians beistimmige Theilnahme an den Schlüssen der nicäischen Synode kein Geheimniß für sie war; so erhellt daraus unwidersprechlich, daß sie noch ziemlich weit davon entfernt waren, ein entschiedenes Supremat des Papstes in Gegenständen der Lehre und des Cultus anzuerkennen *).

*) Die Aechtheit der frankfurter Synodalacten erregt von einer und der andern Seite Bedenklichkeiten und ist vor mehrern Jahren von Barruel (Du Pape et de ses droits religieux) angegriffen worden. Die obige Folgerung steht dessenungeachtet fest, so lange sich die Beschlüsse des pariser Conciliums (825) nicht abläugnen lassen, welche Barruel gleichfalls mit den Waffen der Kritik umzustoßen versucht hat (Plancks Geschichte u. s. w. Bd. II. S. 790). Barruel scheint uns in der Vertheidigung seiner Ansichten mehr Eifer als Ta=

Auf der frankfurter Synode war außer dem Bilderstreit noch ein anderer Lehrstreit zur Sprache gekommen, der seit einiger Zeit viele Köpfe und auch mehrere Federn in Bewegung setzte. Das Grübeln, Deuteln und Zanken über das Geheimniß der Dreieinigkeit und vorzüglich über die Christologie war nach und nach an seinem eignen krankhaften Ueberfluß dahin geschwunden; um so mehr befremdet die frische Gährung des alten Sauerteigs von einer Seite her, wo man dergleichen am wenigsten erwartet hätte, nämlich auf dem spanischen Boden und dem damit zusammengränzenden Gebiet. Wahrscheinlich begünstigte die Ausbreitung der mohamedanischen Macht und Religion in jenen Gegenden das Emporkommen von Vorstellungen, die in Absicht auf die menschliche Natur des Erlösers, vermöge der scheinbar populären Wendung, die ihnen die Neuerer gaben, der Denkart der Saracenen auf den ersten Blick nicht so stark widersprachen, als die scharfen Behauptungen der rechtgläubigen Kirche. Der angeregte Lehrstreit betraf die Frage, ob Christus nach seiner menschlichen Natur von Gott nur an Sohnes Statt angenommen (adoptirt)? — Elixardus, Erzbischof von Toledo und als solcher Metropolit der spanischen Kirche und Felix, Bischof von Urgel, bejahten die Frage und erhielten bald zahlreiche Anhänger, die von dem Gegenstande des Streites den Namen Adoptianer erhielten.

Nachdem der Saame der neuen Ketzerei auch

---

lent zu beweisen; sein gelehrtes Buch athmet einen gewissen ascetischen Geist, der dem behandelten Gegenstande eben nicht wohl thut.

im fränkischen Reiche mit üppigem Gedeihen drohte, ordnete Karl der Große in Regensburg (792) eine Synode dagegen an, auf welcher er selbst den Vorsitz führte. Felix mußte hier persönlich Rechenschaft über seine Grundsätze ablegen; er wurde seines Irrthums überführt, oder was wahrscheinlicher ist, wenn man sein späteres Verhalten beobachtet, er nahm vor seinen zahlreichen Drängern die Miene an, als sey er von ihren Entgegnungen überzeugt; er soll sogar, wie Hadrians unmittelbarer Nachfolger, Leo III. äußerte, den Widerruf seiner frühern Meinung mit einem Bannfluch gegen alle diejenigen begleitet haben, die etwa behaupten wollten, daß der Sohn Gottes nach dem Fleische angenommen (adoptirt) sey. Auf Befehl Karls des Großen begab sich Felix von Regensburg nach Rom, wo der Aufenthalt im Gefängnisse ihm eine so kräftige Belehrung ertheilte, daß er nochmals seine Rechtgläubigkeit durch einen Bannspruch gegen seine ehemaligen ketzerischen Behauptungen erhärtete. Er legte sein Glaubensbekenntniß in Hadrians Palaste auf die geheiligten Mysterien (auf die geweihten Bestandtheile des Abendmahls) nieder und in der Peterskirche über den Leichnam des Petrus, und bekannte Christus eidlich als den eignen und nicht angenommenen Sohn Gottes.

Kaum athmete Felix auf dem Boden seines Vaterlandes wieder etwas freier, so erklärte er sich auch wieder offen für die von ihm feierlich verworfene und abgeschworne Vorstellungsweise, und begab sich aus Besorgniß vor Karls weitreichendem Arm, zu den benachbarten Arabern, deren duldsame Gleichgiltigkeit ihm größere Sicherheit versprach, wenn er nicht gar das Glück hatte, völlig

unbemerkt zu bleiben. Hadrian hatte auf Karls Anfrage über die adoptianischen Händel sein Verwerfungsurtheil vorzüglich auf verschiedene Stellen der heiligen Schrift gebaut, abgegeben, und den Adoptianern am Schlusse seines Sendschreibens die Wahl zwischen Leben und Tod, zwischen Segen und Fluch gelassen, indem er ihnen, laut seiner Erklärung, kehrten sie anders von ihrem Irrthum zurück, die Wohlthat der Kirchengemeinschaft nicht entziehen wolle, beharrten sie hingegen hartnäckig auf demselben, so könnten sie des Bannfluchs vom Sitze des Petrus herab gewärtig seyn.

Karl versammelte alle Bischöfe seines Reichs zu der oben erwähnten Synode von Frankfurt (794), deren Hauptgegenstand jedoch nicht die falsche Lehre der Adoptianer, sondern den Unfug in Ansehung der Bilderverehrung betraf, wie solcher außerhalb des fränkischen Reichs in zwei entgegengesetzten Extremen hauste. Die adoptianischen Händel wurden auf jener Synode, wie es scheint, mehr gelegentlich durchgesprochen, obwohl Karl der Große Ursache zu haben glaubte, gegen die Fortpflanzung des ketzerischen Giftes, das schon die Pyrenäen hinter sich hatte, auf seiner Hut zu seyn. Es waren auf der frankfurter Synode auch italienische Bischöfe zugegen. Karl hatte sogar auch die angelsächsischen eingeladen und auf seinen Wunsch nahm auch Alkuin Theil an den Verhandlungen. Unter dem Vorsitze Karls schritt die Versammlung, die nach einer runden Summe aus 300 Köpfen bestanden haben soll, zur Erörterung des Schreibens, welches die spanischen Bischöfe, den fränkischen zugestellt hatten. Die italienische Geistlichkeit gab ihre Meinung für sich

ab, eben so auch die fränkische. Das Organ der erstern war Paulinus, Bischof von Aquileja. Die Erklärung der fränkischen Bischöfe lautete im Ganzen milder, als die der italienischen. In dem gemeinschaftlichen Synodalbeschluß herrschte dagegen durchaus der strenge Ton einer absoluten Verwerfung und Ausrottung des adoptianischen Irrthums. Die Sache selbst wurde auch durch die frankfurter Synode nicht weiter aufgeklärt.

Die adoptianischen Händel hatten Hadrian nicht so ernsthaft beschäftigt, als die Bilderstreitigkeit und zumal der Streich, der von Frankfurt aus, mit oder wider Wissen und Willen gegen ihn geführt worden war.

Bald nach Abfassung seines Antwortschreibens starb er am 25. December 795 nach einer Regierung von 23 Jahren 10 Monaten und 17 Tagen, zum tiefen, allgemeinen Schmerze seiner Römer, die in ihm ihren Vater verloren zu haben glaubten. Das gesammte Italien stimmte in diese Klagen ein, und Karl der Große vergoß heiße Thränen beim Empfange der Todesnachricht. Er ehrte das Andenken des Verstorbenen auf vielfache Weise, ordnete öffentliche Gebete für dessen Seelenruhe an, theilte zur Nachfeier des Todten reiche Spenden in die Ferne aus, und verkündete den Zeitgenossen und Nachkommen durch Abfassung einer Grabschrift die schätzbaren Eigenschaften und seltenen Verdienste seines dahingegangenen Lieblings. Hadrian ist ohne Zweifel eine von den auserlesenen Zierden der römischen Kirche; er verband die Geschicklichkeit und Kraft eines tüchtigen Geschäfts- und Staatsmannes mit religiöser Wärme und Beharrlichkeit; als gelehrter systema-

tischer Theolog steht er nicht gerade hoch, aber auch nicht niedriger, als so viele Päpste vor und nach ihm.

Aus dem Ursprunge, der Verbreitung und Führung des adoptianischen Lehrstreits geht das ziemlich sichere Ergebniß hervor, daß damals in Spanien ein Geist der religiösen Denk- und Gewissensfreiheit rege war, wie er daselbst in gleichem Maaße früher nicht erschien. Auch das Verhältniß der spanischen Bischöfe zu dem apostolischen Stuhle scheint um diese Zeit mehrfach aus der alten Bahn gewichen zu seyn.

Gerade die Spannung, in welche hier seit der Gründung des westgothischen Reichs der Catholicismus mit dem Arianismus gerathen war, band jenen fester an die römische Kirche; er bedurfte unter den fortgehenden Anfechtungen von außen eines sichtbaren, dauerhaften Halts in der Ferne, und diesen gewährte allein der Sitz des Petrus mit der nothwendigen Liebe und Gewißheit. Die rechtgläubigen Bischöfe des Landes schlossen sich deshalb auf alle Weise, theils im Wege eines freundschaftlichen Briefwechsels, theils durch äußere Zeichen der Ehrerbietung und Aufmerksamkeit den Häuptern der abendländischen Christenheit an; sie stiegen nicht nur in den Augen des Volks, das an Rom mit einer dunkeln, tiefgewurzelten Verehrung hing, dadurch höher, sondern sie schmeichelten sich auch wohl mit der freilich unsichern Aussicht, durch die politische Verwendung der römischen Bischöfe vom griechischen Kaiserhofe Hilfe gegen den Druck der gothischen Herrschaft zu erhalten. Der Mensch hofft gewöhnlich nie mehr, als wenn die

Erfüllung seiner Wünsche noch im weiten Felde ist; dieser natürlichen Schwachheit erlagen auch die spanischen Bischöfe.

Leo III. (795-817.) Nach dem Tode Hadrians erregte die Besetzung des erledigten apostolischen Stuhles mannichfaltige Unruhen und Kabalen; es scheint indessen, daß sie nicht öffentlich ausbrachen, sondern mehr im Finstern umherschlichen; denn erst nach dem Verlaufe von vier Jahren gab die Partei, welche hatte weichen müssen, ihre tiefverhaltene grimmige Rache kund. Hadrian hatte einen seiner Lieblinge und Verwandten zu den ersten Würden der Kirche erhoben; die Anhänger des verstorbenen Papstes wünschten in dem Schützlinge desselben auch seinen Nachfolger zu sehen, oder sie hielten den früher begünstigten Mann wenigstens für ein taugliches Werkzeug, um ihre parteiischen Absichten durchzusetzen. Er unterlag dem Glücke Leo's, eines Priesters an der Laterankirche; schon am ersten Tage nach dem Tode Hadrians, also am 26. December wurde dieser vom Adel, der Geistlichkeit und dem Volke gewählt und Tags darauf geweiht. Auch die ungewöhnliche Eil, mit welcher man seine Ernennung betrieb, dürfte auf feindselige Umtriebe hindeuten, deren fortschreitende Gewalt man durch Beschleunigung der Wahl zuvorzukommen suchte.

Leo wußte es vollkommen zu schätzen, was der gewaltige Karl für Hadrian und überhaupt für die römische Kirche gethan hatte; er sah ein, was dieser auch für ihn und seine Sache wirken könne, daher meldete er dem Könige um so schneller den Antritt seines Pontificats und sandte ihm

das Wahldecret zu *), wenn auch nicht gerade in der Absicht, die Bestätigung desselben nachzusuchen, doch in der Meinung, gleich von vorn herein durch schuldige Aufmerksamkeit das erwünschte glückliche Verhältniß einzuleiten. Karl gab bei Erwiederung der päpstlichen Zuschrift unter andern seine Freude zu erkennen über die Einstimmigkeit, mit welcher die Wahl vollzogen worden sey. Daraus geht im Grunde nicht viel mehr hervor, als daß die Anhänger Leo's ein entschiedenes Uebergewicht hatten; verborgene Gegenbestrebungen sind damit sehr wohl verträglich. Leo übersandte gar bald, so erzählt ein Geschichtschreiber jener Zeit **), die Schlüssel zu dem Grabe des heiligen Petrus, auch die Fahne der Stadt Rom, nebst andern Geschenken an den König Karl, und bat ihn, einen seiner Großen nach Rom zu schicken, der dem römischen Volke den Eid der Treue und Unterwürfigkeit abnehmen möchte. Karl beauftragte in dieser Sache den Abt Engelbert, durch welchen er auch einen großen Theil des Schatzes, welchen er in diesem Jahre den Avaren abgenommen hatte, dem heiligen Petrus überbringen ließ.

---

*) Die Zuschickung des Wahldecrets ergiebt sich aus den ersten Zeilen des königlichen Antwortschreibens: Perlectis excellentiae vestrae literis et audita decreti chartula, valde gavisi sumus, seu in electionis unanimitate, seu in obedientiae vestrae humilitate, seu in promissionis fidelitate. Cap. I. Tom. I. p. 271.

**) Man giebt gewöhnlich Eginhard als Verfasser der fränkischen Jahrbücher an, aus welchen die obige Nachricht gezogen ist. Eginhard Annal. ad an. 796. p. 248 in Duchesne Histor. Francor. Script. et in Reuberi vett. Script. Germaniae p. 30.

Der Huldigungseid, den Karl durch einen seiner Diener nach dem Wunsche des Papstes entgegennehmen sollte, kündigt deutlich die weltliche Oberherrschaft des Königs an; nur hat es das Ansehn, als sey sie zugleich in eine wesentliche Verbindung mit dem römischen Patriciat gesetzt; darauf weisen die Schlüssel zum Grabe des Petrus und der Banner der Stadt unverkennbar hin, welche dem Schreiben als Geschenke in der Form einer stillen Schutzaufforderung beigefügt waren. Goldene, silberne, und auch weniger kostbare Schlüssel pflegte die römische Kirche damals, nachdem sie dieselben auf das Grab des Petrus zum Empfange einer höhern Weihe hatte legen lassen, überhaupt solchen Fürsten zu verabreichen, die sie durch eine öffentliche Anerkennung ihrer religiösen, besonders ihrer freigebigen Gesinnung auszeichnen wollte. Die Fahne der Stadt Rom erhielten dagegen nur die römischen Patricier, zum Zeichen der bewaffneten Hilfe, die man von ihnen in Tagen der Gefahr erwartete.

Der Friede der römischen Kirche wurde einige Zeit darauf durch die abscheulichste Frevelthat befleckt. Hadrian hatte durch die auffallende Begünstigung seiner beiden Neffen, des Paschalis und Campulus ein schlimmes, verführerisches Beispiel gegeben, dessen Nachahmung späterhin unter dem Namen des päpstlichen Nepotismus in ein beinah feststehendes System ausgeartet ist, zum Verderben der Kirche und zur Schmach der Päpste. Jene beiden Günstlinge hatten sich sonst unter Hadrian vielfältige Um- und Eingriffe erlaubt. Das hohe Ansehn ihres Beschützers diente ihrer ungezügelten Herrschsucht, ihrem kühnen Uebermuthe zum Sporn

und Schirme. Leo versuchte beide in die Schranken des Anstands und Gehorsams zurückzuweisen; ungewohnt der Strenge und Zucht, sannen sie dagegen auf seinen Untergang. Sie sollen dem Papste Leo durch ihren bedeutenden Einfluß hauptsächlich zur Tiare verholfen haben, in der Hoffnung, er werde sich ihnen dafür künftig dankbar erweisen; das hieß in ihrer Sprache so viel, als er werde ihnen jedes ihrer Gelüste verstatten. Selbst die Einmüthigkeit, mit welcher Leo gewählt wurde, soll vorzüglich ihr Werk gewesen seyn *). Diese Darstellung widerspricht der oben eingestreuten Andeutung, sie läßt sich mit ihnen kaum anders vereinigen, als durch die Annahme, daß sie jene beiden Männer, als sie sich überflügelt sahen, in halber Verzweiflung auf die Seite Leo's warfen, und ihm wider Willen ihre Dienste gleich einer Waare darboten, die sie nachher in den höchsten Preis umzusetzen suchten. Bei einer alljährlichen

*) So erzählt Bower (Gesch. der Päpste 5ter Th. S. 456), von ihm weicht Gibbon (Histor. Vol. 9. pag. 49) stark ab, durch die Behauptung, Leo sey einem Neffen Hadrians vorgezogen worden; ein Erfolg, der dem zurückgelassenen Mitbewerber und seine Partei unter lange verbissener Wuth endlich zu einer Verschwörung gegen das Leben des Papstes fortgerissen habe. Gibbons Darstellung dürfte mehr innere Wahrscheinlichkeit haben, als die des Bower; umschmeichelte und ehrgeizige Emporkömmlinge pflegen bei Erledigung einer Stelle, die ihnen den Fortgenuß ihrer bisherigen Macht sichert, zuerst an sich zu denken. Leo muß verschiedenen Römern im Wege gestanden haben, dies ist aus dem Angriff zu schließen, der gegen ihn kurz vor seinem Tode wiederholt wurde.

feierlichen Procession, von welcher der Papst nie wegblieb, sollte der längst vorbereitete Schlag fallen. Leo brach an der Spitze des Zuges aus dem Lateran auf, und traf bald nachher scheinbar zufällig mit Paschalis zusammen, dieser entschuldigte seinen nachlässigen Anzug mit dem Vorgeben einer Unpäßlichkeit, schloß sich aber dessenungeachtet der Procession an; bald erschien auch Campulus, beide nahmen den Papst in die Mitte, und begleiteten denselben bis zum Kloster des heiligen Sylvester, aus dem die Rotte bewaffneter Verschwornen unter den grausamsten Mißhandlungen über ihn herfielen; sie rissen ihn aus der Reihe heraus und wollten ihn des Augenlichts und der Zunge berauben, als sie erschreckt vor den Folgen des verruchten Unternehmens oder wegen eines sonst eingetretenen Hindernisses von dem in seinem Blute schwimmenden Papst abließen, und denselben halb todt ins Kloster zur gefänglichen Verwahrung schleppten, aus dem er durch die Anstrengungen treuer Anhänglichkeit heimlich in den Vatican gebracht wurde. Auf die Nachricht von der vorgefallenen Gräuelthat eilte der Herzog von Spoleto mit einem Theile seines Kriegsvolkes sogleich nach Rom und führte den Papst der größern Sicherheit wegen in sein eignes fürstliches Gebiet. Die Rettung Leo's aus so augenscheinlichen Todesnöthen ist von dem frommen Aberglauben der Mit- und Nachwelt als ein Wunder angestaunt worden.

Von Spoleto aus berichtete Leo dem Könige Karl vorläufig die überstandene Todesgefahr, erbat sich dessen Hilfe gegen ähnliche wiederkehrende Anfälle und begab sich hierauf selbst nach Paderborn ins fränkische Lager. Karl empfing ihn mit der

Liebe eines Bruders und mit dem Wohlwollen eines Beschützers; beide vergossen Thränen der Rührung. Der König stand auf dem Punkt neuerdings gegen die Sachsen loszuschlagen; er rieth deshalb den Papst die Rückkehr nach Rom an und versprach nächstens in der Gestalt eines Richters und Rächers nachzukommen. Die Reise Leo's durch Deutschland war für die Einwohner ein Fest der herzlichsten Freude und Ehrerbietung. Sein Einzug in Rom, am 29. November 799 übertraf an Innigkeit der Huldigungen und Herzensergießungen jeden frühern.

Die mit dem Papste und dem fränkischen Reiche angekommene Untersuchungscommission von Bischöfen und Herren lud die Schuldigen sogleich vor, vernahm sie über die angeblichen Gründe ihres mörderischen Anfalls, und als Paschalis und Campulus die vorgebrachten Anklagen nicht erweisen konnten, so verurtheilten sie dieselben als Rädelsführer zur Gefängnißstrafe. Ueber die groben, dem Papste vorgeworfenen Verbrechen ist uns keine nähere Kunde zugekommen; sonst pflegt die Verläumdung gern einen übeln Geruch hinter sich zu lassen; die Unstatthaftigkeit der Beschuldigungen muß also wohl sehr klar gewesen seyn, weil sie so ganz der Vergessenheit anheim gefallen sind.

Die Bewegungen über die Irrlehre der Adoptianer dauerte auch unter dem gegenwärtigen Papste noch fort; sie waren aber, wie es scheint, nicht mehr so lebhaft als unter seinem Vorgänger Hadrian und kündigten nicht undeutlich den bevorstehenden Untergang der angefochtenen Partei an. Leo versammelte (im J. 799) in Sachen der Adoptianer eine Synode zu Rom, deren Ver-

handlungen bis auf einige Anreden des Papstes verloren gegangen sind, deren Resultat jedoch ein von Felix ausgesprochnes Anathema war. Wäre die Widerlegung noch übrig, die Leo dem Felix entgegensetzte, so würden wir mit größerer Bestimmtheit sagen können, von welcher Betrachtungsweise der Papst bei seiner Verdammung eigentlich ausging. Daß die sogenannte Adoption den Begriff des Göttlichen in Christo wo nicht aufhebt, doch beeinträchtigt, selbst unter der auf seine Menschheit eingeschränkten Beziehung, wenn bei jener unglücklichen Bezeichnung überhaupt etwas Deutliches gedacht werden soll, wird kein strenggläubiger Dogmatiker bezweifeln, der sich auf Logik versteht. Die Schrift des Paulinus, worin derselbe auf Verlangen Karls des Großen Felix bestritt, ist noch vorhanden und ziemlich weitläuftig gerathen. Ihr Werth ist nicht nach der heutigen Denkweise zu bestimmen, sondern nach dem Kreise von Lesern, auf welche sie berechnet war; sie setzt den rechten Glauben mehr voraus, anstatt ihn durch kräftige und neue Aufklärungen zu befestigen; ein Schicksal, das mehr oder weniger fast allen Produkten dieser Art begegnet, wenn sie nicht aus der Fülle eines tieferleuchteten Genies hervorgehn. Vieles, was uns jetzt schwach vorkommt, fand man damals stark und vielleicht werden unsere Nachkommen über manche gepriesene Werke der heutigen Polemik nicht viel günstiger urtheilen, als manche unserer namhaftesten Theologen über den Kampf des Paulinus mit Felix. Auch Alkuin, der Hauptgegner der Adoptianer, trat jetzt von neuem gegen sie auf; seine Gegengründe erschienen allerdings gewichtiger als die des Paulin, in-

dessen gilt auch von ihm die so eben gemachte Bemerkung *).

Felix erschien mit Leidrad (799) vor einer zahlreichen Versammlung von fränkischen Großen und Bischöfen, die Karl nach Aachen beschieden hatte; hier trat er der rechtgläubigen Kirche wieder offen bei; er selbst hat seine Sinnesänderung zu motiviren und zu bekämpfen versucht.

Von nun an lebte er gemeinschaftlich mit Leidrad und auch noch mit Agobard, Leidrads Nachfolger im Bisthume von Lyon, bis zum Jahr 818, wo er starb, allgemein verehrt wegen seiner exemplarischen Frömmigkeit, nachdem er auch in den letzten Jahren wieder vielfältige Spuren seiner alten eingefleischten Denkweise hatte blicken lassen.

Hartnäckiger als Felix, wehrte sich Elipandus gegen die Zumuthungen und Angriffe seiner Gegner, wobei ihm freilich überhaupt einige äußere Verhältnisse gar sehr zu statten kamen; er scheint aber auch, davon abgesehn, ein entschiedener Charakter gewesen zu seyn, den sein hohes Alter nur noch mehr gestählt hatte. Alkuin versuchte die Ausgleichung mit ihm (799) durch Mittel schonender Güte und sanfter bescheidener Zusprache; Elipandus fuhr nichts desto weniger in seiner Antwort mit Heftigkeit gegen ihn auf, nannte denselben einen zweiten Arius und einen Verfolger des Felix. Seine Vertheidigung erhob sich von keiner Seite über die gangbare Weise.

---

*) Auszüge seines Werks, so wie der Schrift des Paulinus finden sich in Schröckhs Kirchengesch. 19r Theil.

Er starb hochbetagt bald nach dem Jahre 800; an ihm verloren die Adoptianer eine ihrer festesten Stützen, und da auch die übrigen in diesen Streit verwickelten Hauptpersonen verschwanden, so schlief derselbe allmählig ein.

Die Päpste Hadrian und Leo hatten von Zeit zu Zeit zwar auch ein lautes, selbst starkes Wort mitgesprochen, doch nicht so, daß man daraus auf ihr allgemein zugestandnes Lehrprimat mit Sicherheit schließen könnte; Karl der Große war als weltlicher Fürst in der Bekämpfung der Adoptianer fast noch thätiger als jene Oberhäupter der Kirche; sie wirkten mehr durch das Ansehn ihres Vortritts, als durch das Gewicht ihrer Gründe. Man konnte auch auf die Päpste als Nachfolger des Petrus gewissermaßen den Begriff der Adoption anwenden; eine unbefangene Erörterung dieses Punktes dürfte leicht zu wichtigern Ergebnissen geführt haben, als die an sich unbedeutenden adoptianischen Händel.

Kaum hatte Karl die Sachsen von neuem unterworfen, so trat er in Uebereinstimmung mit den Wünschen des Papstes seinen Römerzug an; wie es heißt hauptsächlich in der Absicht wegen der neuerlichen blutigen Auftritte die nöthigen Maßregeln zu treffen; wahrscheinlich riefen ihn indessen Dinge von weit größerem Belange herbei. Leo war dem Könige bis nach Nomentum im sabinischen Gebiete entgegen gereist, hatte hier mit ihm eine geheime Unterredung gehabt und zurückgekehrt nach Rom empfing er an der Spitze seiner Geistlichkeit den hohen Gast bald darauf am Eingange des Vatican, führte ihn dann in die Kirche, wo Danklieder unter dem Zujauchzen der

entfernten Menge das Glück verkündigten, dessen die Römer sich erfreuten. Sieben Tage hindurch beschäftigte sich Karl rastlos mit dem Zustande der öffentlichen Angelegenheiten und dem Thatbestande des mehrmals erwähnten Verbrechens. Auf seinen Befehl versammelten sich die anwesenden Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, ingleichen der römische und fränkische Adel in der Peterskirche, wo Karl sich mit Leo und den Prälaten niedersetzte, alle übrigen aber standen. Leo reinigte sich durch einen Eid, welchen er auf das Evangelienbuch ablegte, von der ihm aufgebürdeten Schuld; die überführten Missethäter wurden milde genug auf dessen Fürbitte bloß mit der Verbannung bestraft.

Karl brachte den Winter in Rom zu, sagt ein anonymer Annalist. Sein längerer Aufenthalt mochte zum Theil aus der großsinnigen Vorliebe herrühren, mit welcher er an einer Stadt hing, die so lange das Auge der Welt gewesen war, wie er denn auch seinem geliebten Alkuin die Herrlichkeit Roms laut anpries. Es mußte ihm ferner daran liegen, sich über die örtlichen Verhältnisse durch den Augenschein zu unterrichten, da Rom noch immer in vielfacher Hinsicht für Italien den Heerd eines gemeinschaftlichen Lebens darstellte, wenn dasselbe auch mehr unter der Asche als in Flammen glühte; allein dieser Beweggrund wie jener dürfte nicht ausreichen, um Karls Bleiben zu erklären, wenn wir an die bewundernswürdige Schnellkraft denken, mit welcher er zu handeln gewohnt war. Je mehr er sich in Rom gefiel, desto mehr mußte ihn auch der stille Gedanke an die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums beschleichen; die Ruinen der alten

Größe sagten ihm mehr zu als er laut gestehen mochte, und wahrscheinlich war seine Erhebung auf den Thron der Cäsarn einer von den Gegenständen, die er insgeheim am liebsten mit Leo besprach, wenn es zwischen beiden nicht schon bei ihrem Zusammentreffen in Deutschland darüber zu vorläufigen Winken gekommen war. Die Würde eines römischen Patriciers konnte Karln nicht genügen; sie erinnerte ihn nur lebhafter an das nächsthöhere Ziel. Die römische Kirche bedurfte der kaiserlichen Glorie und Macht, einmal um sich selbst darin zu spiegeln und dann auch um dem griechischen Kaiserthume wirksamer die Spitze zu bieten. Die außerordentliche Theilnahme und Großmuth, mit welcher Karl die Sache der Religion als seine eigene behandelte, und als das festeste Tragband des Staates ansah, erstickte gewöhnliche Besorgnisse und nährte dagegen freudige Hoffnungen. Die Idee des Kaiserthums, wie sie Karl sogleich nach seiner Krönung andeutete, und wie sie ihm also auch schon früher vorgeschwebt haben mochte, war endlich eine so reizende Versuchung, daß eine Seele wie die seinige ihr unmöglich widerstehn konnte. Und gerade, weil der Papst Leo ihn mit der Kaiserkrone überraschte, und der ganzen Scene das Ansehn einer unmittelbaren göttlichen Eingebung zu verleihen suchte, darf man annehmen, daß beide deshalb einverstanden waren.

Als nämlich Karl am ersten Weihnachtstage nicht in seinem gewöhnlichen Waffenrock, sondern in der prachtvollen Kleidung eines römischen Patriciers erschien, vielleicht aus Artigkeit gegen das Volk, vielleicht auch aus Gefälligkeit

gegen sich selbst, nahete unversehens der Papst dem Altar des Petrus, kniete, wo der König kniend seine Andacht verrichtete, und setzte ihm eine Krone auf, indem das Chor der Musiker und die versammelte Menge einmüthig den Preisgesang anstimmte: Leben und Sieg dem von Gott gekrönten Augustus Karl, dem großen und friedfertigen Kaiser der Römer! Sein Haupt und Körper wurden hierauf von Leo gesalbt, der dabei auch die Ceremonie der Adoration nicht versäumte, das heißt, er berührte unter Verbeugung mit der einen Hand Karls Lippen mit der andern die Hand des Gekrönten.

Wie Eginhard, einer von den angesehensten Geheimschreibern Karls erzählt, so soll der Letztere erklärt haben, er würde nicht in die Kirche gegangen seyn, hätte er gewußt, was ihm dort bevorstehe. Karl konnte politische Gründe haben, über den eigentlichen Hergang den Schleier des Geheimnisses zu werfen, und wenn er diesen auch im Vertrauen gegen Eginhard gelüftet hätte, wozu er wohl zu klug war, so durfte er von dem Letztern nicht leicht einen unbescheidenen Mißbrauch befürchten *).

Für die römische Kirche war die Krönung Karls zum römischen Kaiser von nicht minder umfassender Bedeutung, als für ihn selbst. Mochte das Volk von der Ceremonie denken, was es wollte, so konnte es doch nicht umhin, in dem

*) Gibbon bemerkt treffend, daß die Vorbereitungen zur Krönungsfeierlichkeit unmöglich der fränkischen und zumal der königlichen Aufmerksamkeit hätten entgehn können.

Papste ein höheres Wesen zu erblicken, das im Namen Gottes einen Act heiligender Gewalt ausüben könne, welcher zur vollständigen Gültigkeit der übertragenen Würde gehöre. Es war zwar eigentlich nicht der Papst, sondern nach dem andächtigen Sinne jener Zeit Gott selbst, der durch einen der Nachfolger des Petrus Karln die Krone aufsetzte; ein so außerordentliches Geschäft aber aus der Hand Gottes übernehmen und unter seinen allsehenden Augen öffentlich verrichten zu dürfen, war für den Papst die lauteste Empfehlung von oben herab; sie sprach zu den Sinnen, regte die Phantasie zu geheimnißvoller Ehrfurcht auf, und bereitete so eine Salbung des öffentlichen Glaubens vor, in der sich die Salbung des Kaisers gleichsam mit religiöser Bedeutsamkeit wiederholte, wie hätte auch Leo mit dem Ansehn eines Inspirirten, welcher der Gewalt des Augenblicks folgt, die Krönung vollziehen können, wenn er sich nicht eine ihm vom Himmel verliehene Machtvollkommenheit beilegte? Er nahm seine Befugniß lediglich aus dem Schooße der göttlichen Gnade, wo sie auch die Zeitgenossen allein suchten, wenn wir annehmen dürfen, daß sie überhaupt auch auf eine solche Nachfrage eingingen. Kurz und gut, das höchste Priester- und Herrscherthum wurde durch die Krönungsfeierlichkeit in eine unmittelbare Verbindung hineingezogen, aus welcher die folgenden Päpste einen überraschenden Zufluß geistlicher Majestät schöpften.

Leo warf sich nach der Salbung des Kaisers und seines Sohnes vor dem Erstern nieder, und verehrte in ihm die Macht dessen, der die Herzen der Könige leitet wie Wasserbäche. Diese Ver-

einigung von Demuth und Selbsterhöhung weist deutlich genug auf die Doppelgestalt hin, in welcher Himmel und Erde unter dem Bilde der Krönung sich zu umarmen schienen.

Die Obliegenheiten und Rechte, die Karln bisher als römischen Patricier zugekommen waren, erhielten durch die Kaiserkrönung offenbar ein größeres Gewicht; in welchem Verhältniß ihm der Papst als weltlicher Fürst unterworfen war, in wieweit er die irdische Gewalt über Rom mit Karln theilte, und wie es um die etwanigen Gränzen dieser Theilung stand, wird wohl nie mit Sicherheit ausgemittelt werden. Die unmündigen Papisten läugnen jede Art der päpstlichen Abhängigkeit; die befangenen Antipapisten drücken den Papst in eine Lage herab, die mit dem Zustande der römischen Angelegenheiten schlechthin unverträglich seyn dürfte. Am besten mögen es diejenigen treffen, die auch hier eine gewisse Wechselwirkung zwischen Kirche und Staat erkennen, so daß der Papst in der öffentlichen Verwaltung Roms die unbestimmten Gerechtsame beibehielt, zu welchen ihn die Gunst der Zeit und das Streben seiner Vorfahren verholfen hatte, unbeschadet der kaiserlichen Oberherrlichkeit, die er darum nicht weniger anerkennen mußte, und gewiß auch vor der Hand gern anerkannte, weil sie meistens nur in außerordentlichen Fällen sichtbar wurde, und in diesen dem apostolischen Stuhle nicht selten günstig zu Statten kam. In einem seiner spätern Schreiben nannte Leo den Kaiser Karl mit dürren Worten seinen durchlauchtigsten Herrn (Dominus serenissimus), sprach auch anderswo unverhohlen von dessen kaiserlicher Gnade und em-

pfing die Gesetze des Reichs mit bereitwilliger Ergebenheit. So ist es auch nicht minder gewiß, daß die kaiserlichen Commissarien (Missi) im Gebiete Leos Gericht gehalten haben; um aber daraus auf den Umfang ihrer Gewalt mit Sicherheit schließen zu können, müßte der abgesteckte Wirkungskreis derselben genauer bestimmt seyn, als er es ist. In den Angelegenheiten der kaiserlichen Commissarien kam es zwischen dem Papste und Karln mehrmals zu verdrießlichen vorübergehenden Reibungen, aus welchen erhellt, daß Leo diese Art der Abhängigkeit ungern ertrug; entweder war sie seinem römi chen und kirchlichen Se bstgefühl an und für sich zuwider oder der Widerwille entsprang aus dem ungebührlichen Verhalten der Beauftragten, oder was am wahrscheinlichsten ist, die ungemessene Willkür derselben verstärkte die natürliche Empfindlichkeit des Papstes. In einem seiner Briefe sagt Leo z. B. den kaiserlichen Abgeordneten nach, daß sie bei Einsetzung der Richter in den Städten starke Gelderpressungen begangen und dadurch die Thätigkeit seines Befehlshabers (Dux) gelähmt und durch ihre Entscheidungen den Besitzstand des apostolischen Stuhles hart angegriffen hätten. Bei einer andern Gelegenheit verwandte er sich dagegen im Tone demüthiger Bitte für einen seiner Abgeordneten, dem der Kaiser wegen verletzter Pflicht zürnte. Die Landeshoheit des Kaisers über Rom geht endlich auch aus der Versicherung Eginhards hervor, daß Karl das gesammte Italien von dem heutigen Aosta an bis in das untere Calabrien besaß, wo seine Herrschaft mit der griechisch-kaiserlichen zusammengränzte. Da aber Karl dieß weit ent-

fernte römische Gebiet der Kraft seiner Regierung, so umfassend sie auch war, nicht auf gleiche Weise unterwerfen konnte, als seine näher liegenden Staaten, so war er auch wohl genöthigt und nicht blos geneigt dem Papste eine mitwirkende Gewalt zu überlassen, besonders in solchen Sachen, die sein kaiserliches Ansehn nicht unmittelbar und laut beeinträchtigten.

Die bisherige Abhängigkeit der Römer von dem griechischen Hofe, die bisher noch immer in einigen schwachen ruinenhaften Ueberbleibseln fortgedauert hatte, hörte durch die Krönung Karls völlig auf. Die griechischen Kaiser gaben zwar ihre Ansprüche nicht sogleich auf, konnten sie aber nicht durchsetzen und verriethen durch ihre Protestation bloß die Ohnmacht ihrer Eifersucht.

In Frankreich erhob man um diese Zeit von neuem die Frage: ob der heilige Geist vom Vater und Sohn zugleich oder nur allein vom Vater ausgehe? Die Verschiedenheit der Ansicht hing, tiefer betrachtet, mit dem Kampfe zwischen Arianismus und Orthodoxie zusammen; es war die letzte Zuckung des alten Zwistes, die, wunderbar genug, in der Folgezeit die lateinische und griechische Kirche für immer, wie es scheint, auseinander riß. An und für sich mußte jene Frage schlechthin bejaht werden, wenn die Gleichheit und Einheit der drei Personen in der Gottheit behauptet werden sollte. Schon auf dem Concilium zu Gentilly war zur Zeit des Königs Pipin dieser Gegenstand auf einem Concilium verhandelt und wahrscheinlich dahin entschieden worden, daß der heilige Geist vom Vater und Sohn ausgehe. Da die Acten jenes Concils nicht mehr vorhanden

sind, so läßt sich jenes Endurtheil füglich aus der herrschend gewordenen Praxis der fränkischen Kirche folgern. Was und wie die Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte über diesen Lehrpunktt gedacht haben, ist nicht mit Sicherheit auszumachen; hätten sie sich bereits darüber vereinigt gehabt, oder auch nur überhaupt tiefere Untersuchungen deshalb angestellt; so wäre die gegenwärtige Erörterung unterblieben oder doch in einer ganz andern Form erschienen.

Der Kaiser Karl hatte von seinen drei Söhnen Karl und Pipin durch den Tod verloren; gerade der unfähigste unter ihnen, Ludwig, König von Aquitanien, war noch als einziger Erbe der gewaltigen Monarchie am Leben. In einer Hinsicht waren jene beiden Todesfälle ein Glück zu nennen, denn da Karl nach der gefährlichen Sitte seiner Vorfahren seinen drei Söhnen besondere Landestheile angewiesen hatte, ohne deshalb der Regierung des Ganzen zu entsagen, so würden unfehlbar, wenn sie ihn sämmtlich überlebt hätten, feindselige Bewegungen und blutige Kriege zwischen ihnen unausbleiblich erfolgt seyn. Muß man auch Karln wegen jener Theilung vor dem Richterstuhl der Politik anklagen, durch welchen er seinen schwachen Nachkommen ein höchst verderbliches Beispiel gab, so ist doch auch zu bedenken, daß es um das fränkische Gesammtreich in der Hand eines einzelnen Herrschers immer mißlich gestanden haben würde, wenn auf diesem nicht Karls Geist und Kraft ruhte, wie seines Sohnes Ludwig Jammergeschick sattsam beweist. Die fränkische Monarchie war ein Koloß, dessen Zusammenstürzen auch

nur durch eine kolossale Tragkraft verhindert werden konnte, wie sie Karl besaß.

So viele Ergebenheit er auch gegen die römische Kirche bewiesen hatte, und so gern er seinen öffentlichen Machthandlungen eine religiöse Weihe zu ertheilen suchte, so wußte er doch auch darin das rechte Maß zu halten; dieß zeigte sich unter andern, als er ohne Zuziehung des Papstes auf einem Reichstage zu Aachen (813) die Krönung selbst besorgte. Nachdem er Ludwig unter den eindringlichsten Ermahnungen an seine Pflichten gegen Gott, die Kirche, das Reich, und die Mitglieder des kaiserlichen Hauses erinnert hatte, fragte er ihn: Willst du dies alles erfüllen, mein lieber Sohn? Dieser bejahte es und wurde nun von dem Vater aufgefordert, sich eigenhändig die Krone aufzusetzen. Karl schickte ihn hierauf nach Aquitanien. Es war die letzte Zusammenkunft, denn im Januar 814 ergriff den 72jährigen Heldenfürsten ein heftiges Fieber, dem seine sonst starke Natur am 28. desselben Monats erlag. Auch von ihm gilt, was Johannes Müller in der trefflichen Gedächtnißrede auf Friedrich den Großen sagt: daß er keinen Augenblick verloren hatte, als den, wo er starb; noch einen Tag vor seinem Tode lag er der Verbesserung einer biblischen Handschrift ob. Er wurde in der Kirche zu Aachen, einem Werke seiner Kunstliebe, beerdigt; der allgemeine Schmerz verkündigte es laut, wie Vieles und Herrliches mit ihm dahingegangen war. Die griechischen Geschichtschreiber haben die Geburt Alexanders des Großen mit kunstreichen, wohl auch etwas erkünsteltem Bildungstriebe mit mehrern außerordentlichen Bege-

benheiten in Verbindung gesetzt; etwas Aehnliches geschah auch bei dem Tode Karls des Großen. Eginhard, sein tüchtiger Biograph, entzündet von dem klassischen Alterthume, dem er in seiner Darstellung nicht unglücklich nachstrebte, betrachtet die häufigen Finsternisse, den Einsturz des bedeckten Ganges zwischen dem Schlosse und der Kirche zu Aachen, das Abbrennen der neuen Rheinbrücke bei Mainz als sichtbare Vorboten seines nahen Endes. Sein Tod diene auch uns zum Ruhepunkte in der Geschichte des Papstthums und die weltgeschichtliche Wichtigkeit des Hintritts eines bei allen seinen Schwächen und Flecken nicht genug zu preisenden Kaisers, rechtfertige es zugleich, wenn wir erst mit ihm statt mit seinem großen Vater Pipin, als eigentlichem Gründer des Kirchenstaats die zweite Periode unsrer Geschichte schließen.

Dritte Periode.

Von Karl des Großen Tode bis auf Gregor.

Ganz Europa fühlte den Schlag, der das erste Haupt in den Reihen seiner Fürsten getroffen hatte; bis nach Asien erscholl die beflügelte Kunde; denn Karls Ruhm verband die damals bekannte Welt; kaum wurde aber wohl der gewaltige Riß irgendwo tiefer empfunden, als in der Stadt, die ihn mit der Krone des abendländischen Kaiserthums geschmückt hatte. Namentlich war Karls Tod für das Papstthum ein höchst empfindlicher Verlust. Seine allumfassende Wirksamkeit, sein gebietendes Ansehn hatte der gesammten Kirche einen engern Zusammenhang verliehen und dadurch dem Inhaber des apostolischen Stuhles höher gerückt, wenn auch nicht durch übereilte Bevorrechtungen, doch durch den sorgsamen Schutz der Majestät. Karl begriff die nothwendige Verschränkung zwischen Staat und Kirche; und er stärkte die letztere um den erstern zu sichern. Sein Verfahren rief in der Folge ungeschickte Nachahmer hervor, die auf demselben Wege weiter gingen, wo er wahrscheinlich mit seinem hellen Blick stehen geblieben wäre; auch fehlte ihnen das Ge=

wicht der Persönlichkeit, durch welche er das Unebne ausglich und die aufstrebende Anmaßung niederdrückte. Sein gewaltsamer Bekehrungseifer, wieviel man auch dagegen im Sinne der freiern und edlern Menschlichkeit einwenden muß, eroberte dem apostolischem Stuhl neue Glaubensprovinzen, und erweiterte dadurch den äußern Umfang des Papstthums sehr beträchtlich. Seine aufrichtige Frömmigkeit, die er mit kaiserlicher Großmuth wiederholt an dem Sitze des Petrus bethätigte, gewöhnte die Fürsten zur Nachfolge, und verknüpfte sie fester mit den Päpsten. Seine künftige Einwirkung auf die religiöse und geistige Bildung seines Volkes zog die Aufmerksamkeit der bessern Köpfe und Gemüther von dem gemeinen Treiben der Erde ab, führte sie zum Himmel empor, und dadurch auch in die Arme des Papstthums, denn Petrus verwahrte ja gleichsam den Eingang zu demselben. Man darf also wohl sagen, daß Karl der Große ein Hort der römischen Kirche war, wie es vor und nach ihm nicht leicht einen andern gegeben hat. Die umsichtige Einschränkung, mit welcher er zu Werke ging, nützte den Päpsten, anstatt ihnen zu schaden; es kam darüber nicht zu verkehrten Rückschritten und verwirrenden Schwankungen.

Leo merkte es an seinen unruhigen Römern gar bald, daß Karl nicht mehr lebte. Die Anverwandten des vorigen Papstes Hadrian, bisher im Zaume gehalten durch die Furcht vor Karln, dem erklärten Beschützer Leos, traten jetzt von neuem gegen diesen in eine Verschwörung zusammen: hatte derselbe nun wirklich durch sein Betragen den Stoff ihrer leidenschaftlichen Unzufrie-

denheit gemehrt, oder waren sie dergestalt Meister in der traurigen Kunst der Rache, daß die Gewalt eines finstern Augenblicks sich auch in einer Reihe von Jahren nicht abstumpfte. Es galt nicht blos der Absetzung, sondern auch dem Leben Leos. Das Unternehmen scheiterte, und Leo, früher milde gesinnt, jetzt durch wiederholte Erfahrung von der Nothwendigkeit der Strenge belehrt, ließ die ihrer Schuld eingeständigen Theilnehmer hinrichten. Der Papst griff durch diese Bestrafung aus eigner Macht, noch dazu in einer reinpersönlichen Sache, allerdings dem Kaiser Ludwig, Karls Sohn und Nachfolger, unziemlich vor; der Letztere konnte darüber seine Empfindlichkeit nicht verbergen, so sehr er sonst mit ungemessener Vorliebe der Geistlichkeit huldigte; er sandte seinen Neffen Bernhard, den König von Italien, nach Rom, mit dem Auftrage, eine Untersuchung des Thatbestandes zu verfügen. Dieses Einschreiten Ludwigs auf dem früher von Karl betretenem Wege setzt eine anmaßliche Uebereilung oder schwache Selbstvergessenheit Leos außer allem Zweifel, und sticht auffallend gegen die Unterwürfigkeit ab, die er ehedem in gleichem Falle gegen seinen weltlichen Oberherrn bewies. Es ist an und für sich nicht unmöglich, daß er die richterliche Dazwischenkunft des jetzigen Kaisers deshalb für überflüßig hielt, weil er bei der vollkommenen Gewißheit des Verbrechens auf das früher ausgesprochene Strafurtheil Karls fußte, dasselbe gewissermaßen nur wiederholte; dessen ungeachtet stand ihm die vollziehende Macht nicht zu; es ist daher wahrscheinlicher, daß er mit der Nachsicht Ludwigs bei so guter Gelegenheit einen Versuch anstellen wollte.

Bernhard meldete Ludwigen durch einen Abgeordneten das für Leo günstig ausgefallene Erkenntniß. Der Letztere suchte sein Verhalten beim Kaiser noch eigens durch eine besondere Gesandtschaft zu rechtfertigen, und zugleich die Vergehen von sich abzuwälzen, deren man ihn von verschiedenen Seiten her schuldig oder doch fähig glaubte. Ludwig war vollkommen zufrieden gestellt, er hatte in einem Anfall von Herrscherwürde sein Recht behauptet; dieser Schimmer von Hoheit genügte ihm, in den tiefern Grund der Sache ging wahrscheinlich seine Gesandtschaft eben so wenig ein, als er selbst. Soviel ist gewiß, Leo hatte zahlreiche Widersacher, selbst ein Theil des Volks war leidenschaftlich gegen ihn gestimmt; ob er mehr durch dunkle Gerüchte als durch bestimmte Anklagen verfolgt wurde, bleibt dahin gestellt. Die Gegenpartei mochte durch Verläumdungen und Uebertreibung unausgesetzt seinen Ruf untergraben, und die öffentliche Meinung mit listiger Betriebsamkeit auf solche angebliche, vielleicht auch wirkliche Mängel hingerichtet haben, die darum dem großen Haufen am leichtesten in die Sinne fallen, weil sie ihm den begehrten Genuß des Lebens schmälern. Dafür sprechen die lauten Zeichen der Empörung, welche bald darauf während einer Krankheit des Papstes ausbrach; die Unruhstifter rissen die von Leo angelegten Zollhäuser nieder, um, wie sie sagten, den ihnen abgepreßten Tribut wieder zurückzunehmen; glücklicherweise unterdrückte die Erscheinung des Herzogs von Spoleto, auf Geheiß des Königs Bernhard, durch Waffengewalt die Fortdauer und Ausbreitung der aufrührerischen Bewegungen. Leo hatte für die

Verschönerung seines geliebten Roms außerordentlich viel gethan, und zur Bestreitung der nöthigen Ausgaben troß der vielen ihm zugekommenen Geschenke von Seiten Karls noch besondre Steuern erhoben, die das Volk als eine gehässige Neuerung betrachtete, weil sie entweder das frühere Maaß überschritten, oder wirklich erst vom Papste eingeführt worden waren. Die beträchtliche Erweiterung der römischen Besitzungen, der Glanz weltlicher Größe, der davon auf den Stuhl des Petrus zurückstrahlte, das Bedürfniß einer angemessenen, durchgreifenden Organisation, die Neigung zu einer wundervollen, selbst prächtigen Einrichtung des Lebens, wozu unter andern die Erbauung des vielbesprochenen Speisesaals einen merkwürdigen Beleg liefert, erklären die Unzufriedenheit der Römer, ohne daß man deshalb befugt ist, in Ermangelung anschaulicher Aufschlüsse über Leo streng abzusprechen. Im Jahr 816 überfiel ihn eine langwierige Krankheit, welche er mit christlicher Ergebung männlich ertrug, und die ihn am 11. Julius dahin raffte, nachdem er der Kirche zwanzig Jahr, 5 Monate und 16 Tage vorgestanden hatte.

Zehn Tage nach Leos Tode wählten die Römer zu seinem Nachfolger Stephanus V., ihren Landsmann, Sprößling einer vornehmen Familie, unter dem Schutze des Papstes Hadrian im Lateran erzogen, von Leo zum Subdiaconus geweiht und später zum Diaconat befördert, einen Mann, der die Erwartungen der Kirche und des Volks in gleichem Grade für sich hatte. Er wurde sogleich geweiht, ohne Einholung der kaiserlichen Bestätigung; ein pflichtwidriges Versäumniß, das

Stephan V. (816-17)

ziemlich deutlich das geheime Ziel verrathen würde, wonach die römische Geistlichkeit schon damals strebte, wenn die angeführte Thatsache über allen Zweifel hinaus wäre oder nicht eine ganz einfache Erklärung verstattete *). Seitdem Rom von der Oberhoheit der griechischen Kaiser thatsächlich, wenn auch noch nicht in vollkommner Form losgerissen war, verging begreiflicher Weise

*) Schröckh (Kirchengesch. 22. Theil S. 38) giebt zu verstehen, die kaiserliche Bestätigung der Wahl sey von den Römern absichtlich umgangen worden; er nennt diese Vernachlässigung einen Eingriff in die Rechte Ludwigs. Planck (Gesch. der chr. kirchl. Gesellschl. 2. Th. S. 779) behauptet dagegen, die Wahl Stephans sey in Gegenwart der kaiserlichen Bevollmächtigten vollzogen worden. Wer von Beiden hat Recht? Vielleicht Keiner. Planck scheint den Umstand übersehn zu haben, daß Stephan bereits 10 Tage nach dem Tode Leo's den päpstlichen Stuhl bestieg; während einer so kurzen Zwischenzeit konnte die Meldung vom Ableben Leo's allenfalls nach dem fränkischen Reiche gelangen, unmöglich aber auch schon die Herreise der kaiserlichen Abgeordneten nach Rom bewerkstelligt seyn, wenn man sich nicht die wunderliche Voraussetzung erlauben will, daß noch in den letzten Tagen Leo's, als jede Aussicht seiner Wiederherstellung verschwand, bereits eine Botschaft wegen seines nahen unvermeidlichen Todes an Ludwig abgegangen sey. Eine solche Vorschnelligkeit ist nicht ganz so schlimm, als das Begräbniß eines Scheintodten, würde aber immer eine häßliche Unsitte seyn, die man den Römern aufs Gerathewohl nicht nachsagen soll. Planck hat keinen Gewährsmann für seine Meinung angeführt; Schröckh beruft sich auf das Zeugniß des Anastasius, aus dessen unabgewogenen Ausdruck er leicht zu viel gefolgert haben dürfte.

eine gewisse Zeit, ehe sich an der Stelle des alten Verhältnisses ein neues festsetzte; das abendländische Reich überkam in Absicht auf Rom die Rechte und überhaupt die Rolle des morgenländischen erst allmälig; der gebietende Einfluß Karls des Großen übte an und für sich die Kraft eines stillschweigend anerkannten Gesetzes und machte vor der Hand genauere Bestimmungen entbehrlich, zumal während der langen Regierung Hadrians und bei der gegenseitigen Zuneigung des weltlichen und kirchlichen Oberhauptes. Obgleich Karl unmittelbar nach der vollzogenen Wahl Leo's sein Ansehen als römischer Patricier und Kaiser unverdächtig genug an den Tag gelegt hatte; so war doch vorher seinerseits nichts geschehn, was einer nachgesuchten oder aufgedrungenen Bestätigung ähnlich sah; Karl überließ damals im Bewußtseyn seiner Macht das Wahlgeschäft unbesorgt den Römern, und schritt später auch nur da ein, wo das Bedürfniß der Ruhe und Ordnung, der Drang des allgemeinen Interesse, seine Dazwischenkunft erforderte. So kann es denn nicht befremden, daß Stephanus ohne weitere Zuziehung Ludwigs gewählt wurde; es fehlte noch an einem geregelten Verfahren, und was unter Karln erlaubt gewesen war, das schien den Römern somit auch unter Ludwig unbedenklich freizustehn, ohne alle Gefahr der Anmaßung. Man bürdet ihnen jedoch nicht zu viel auf, wenn man annimmt, daß sich in ihnen dabei zugleich der Kitzel der Eigenmächtigkeit regte; sie glichen den Kindern, die zuweilen etwas gegen den väterlichen Willen wagen, mehr aus lüsternem Leichtsinn als aus klarem Vorsatz, und dann gleich hinterdrein wieder demüthig Buße

thun. Gleichsam als hätte Stephanus geahnet, es sey bei seiner Erwählung Verfassungswidriges hergegangen, eilte er den etwanigen Fehler wieder gut zu machen; er ließ die Römer unverzüglich Ludwig den Huldigungseid schwören, wie er früher Karl dem Großen geleistet worden war. Das war nicht Alles: er meldete dem Kaiser auch durch Abgeordnete seine Erhebung und bezeigte ihm durch diese das sehnliche Verlangen nach einer persönlichen Zusammenkunft. Der gutmüthige Ludwig, fromm bis zur Schwachheit, ein Nachäffer seines Vaters bis zum Puppenspiel des Aberglaubens in den Dingen, welche sein Verhältniß zur Kirche betrafen, ergriff den Wunsch des Papstes mit der herzlichsten Freude, bezeichnete ihm Rheims als Ort des Besuchs, und sandte seinen Neffen Bernhard, den König von Italien, dem tiefverehrten Gaste als Reisegefährte und zum Willkommen entgegen. In einiger Entfernung von Rheims fand Stephan bereits mehrere vornehme und auch schlichte Geistliche in vollem Amtsschmuck zu seinem Empfange bereit, und kurz vor dem Eingange in die Stadt traf er auf den König und dessen glänzendes Gefolge. Als der Papst sich dem Könige näherte, warf sich dieser jenem dreimal zu Füßen, indem er rief: Gesegnet sey, der da kommt im Namen des Herrn! Stephan stieg vom Pferde und hob den Kaiser auf mit der Antwort: Gesegnet sey der Herr, unser Gott, der unsre Augen den zweiten König David sehen läßt. Das Impromptu war nicht übel, wenigstens eben so viel werth und wohl auch eben so vorher ausgedacht als manches andere, was während unsrer Tage in diesem oder

jenem monarchischen Munde übermäßig bewundert worden ist. Nach den freundschaftlichsten Umarmungen gingen beide mit ihrer zahlreichen Umgebung in die Kirche, wo zur Verherrlichung des seltenen Glücks ein feierliches Te Deum angestimmt wurde. Hierauf brach der Papst mit seiner Geistlichkeit gegen Ludwig in einen förmlichen Lobgesang aus, und dann folgte ein Gebet für die Gesundheit und Wohlfahrt des Kaisers. In der nächsten vertrauten Unterredung stellte Stephan seine Anliegen, ingleichen den Zustand Roms, der Kirche, und ihres Gebietes vor. Am folgenden Tage erfüllte Ludwig die Pflichten eines prächtigen Wirths; der Papst erwiederte das Gastmahl und blieb dabei dem Kaiser nichts schuldig.

Stephan mochte die Reise aus mehrern Gründen unternommen haben, vornämlich in der Absicht den Kaiser zu krönen. Den Päpsten konnte es schon damals nicht entgehen, welchen ungemeinen Zuwachs von Ansehn sie durch diese majestätische Ceremonie in den Augen der staunenden Menge erhielten. Die Kaiser gaben sich geraume Zeit nicht minder aus irdischem Ehrgeiz, als aus religiöser Demuth freudig dazu her; sie suchten diese Weihe aus den Händen der Nachfolger Petri später sogar eifrig nach; endlich merkten sie den gewaltigen Vorsprung, den die apostolischen Machthaber in der Stille über sie gewonnen hatten; da war die Zeit zum Umkehren, zum Einlenken vorüber, und für nothwendig galt nun, was anfänglich in unbewachten Augenblicken ein Zugeständniß der kaiserlichen Nachgiebigkeit gewesen war. Stephan setzte am ersten Sonntage nach seiner Ankunft in

Rheims dem Kaiser eine sehr kostbare, eigens von Rom mitgebrachte Krone auf, eine andere von ähnlichem Werthe der Kaiserin Irmengard; jene wie diese glühte im reichen Glanze der Edelsteine. Der gesammte Hof empfing vom Papste Geschenke, die ausgesuchtesten und werthvollsten der Kaiser selbst, dessen Freigebigkeit eine großmüthige Rache nahm, wie sie dem Erben Karls des Großen ziemte. Wären die Folgen der gemüthlichen Annäherung zwischen den Päpsten und Herrschern der Erde nachmals durch den geistlichen Mißbrauch und weltlichen Schwachsinn nicht so verderblich geworden, so könnten wir uns darüber ohne Rückhalt freuen, wie über ein treues Bündniß zwischen der Kirche und dem Staate, wo das gegenseitige Bewußtseyn des Rechten und Guten selbst solche Zeichen der Hingebung und scheinbaren Selbstvergessenheit adelt, die unsern heutigen Begriffen aufs bitterste widerstehen. Schlagen wir aber die Blätter der spätern Geschichte auf, und nehmen wir all das Unheil wahr, wohin die unzeitige Demuth der Fürsten und der eben so unzeitige Uebermuth der Päpste geführt hat, so müssen wir darüber seufzen, daß es je einem Monarchen in den Sinn kam, vor einem Papste niederzufallen.

Nach dem Berichte des Anastasius erhielt Stephanus von Ludwig Alles was er wünschte; er muß denn doch nicht so gar viel gewünscht haben, sonst würden wir es wissen. Wahrscheinlich suchte Stephanus das Band zwischen Rom und dem fränkischen Herrscherhause noch fester zu knüpfen; vielleicht betrieb er auch die wiederholte Sicherstellung der römischen Besitzungen mit eini-

gen argwöhnischen Seitenblicken auf den griechischen Hof. Das an den Grenzen des Frankenlandes gelegene Kammergut, welches Ludwig dem Papste geschenkt haben soll, kommt beinah wie ein Scherz heraus, wenn man es mit dem vorhergegangenen Vermächtniß des Exarchats vergleicht; im Ernste konnte es Ludwig höchstens darum zu thun seyn, dem genügsamen Stephan eine öffentliche Aufmersamkeit mehr zu erweisen. Vor seiner Abreise aus Frankreich ertheilte der Papst dem Bischof Theodulph von Orleans das Pallium; dieser führte von nun an den Titel eines Erzbischofs. Drei Monate nach seiner Rückkehr aus dem fränkischen Reiche starb Stephan V. den 24. Januar 817.

Noch am Begräbnißtage Stephans, am 25. Januar sprachen die Römer den erledigten päpstlichen Stuhl ihrem Landsmann Paschalis, den Abt am Kloster des heiligen Stephan zu. Die schnell vollzogenen Wahlen, deren jetzt Erwähnung geschieht, waren entweder das Werk entschiedener Einmüthigkeit oder der Furcht vor möglichen Gegenwirkungen, die man in ihrem Entstehen zu unterdrücken suchte, oder sie gingen aus dem stillen Bemühen hervor, die kaiserliche Mitwirkung soviel als möglich abzuhalten und zu verkürzen. Die letztere Annahme ist die wahrscheinlichste; sie eignet sich in mancher Hinsicht zu einem geschichtlichen Schlüssel. Paschalis, (817 = 24)

Es will von Paschalis, wie von seinem Vorgänger verlauten, er sey ohne Genehmigung Ludwigs Papst geworden. Es heißt ferner, er habe sich bei dem Kaiser eiligst entschuldigt wegen der Unregelmäßigkeiten, die bei seiner Erhebung vor-

gefallen seyen; worin diese aber bestanden haben sollen, darüber giebt es verschiedene Meinungen. Einige setzten die Entschuldigung mit dem Beseitigen der kaiserlichen Willenserklärung in Zusammenhang, andere sagen dagegen, sie sey blos gegen den Vorwurf gerichtet gewesen, als habe Paschalis die Tiare durch gewaltsamen Ehrgeiz an sich gerissen. Sobald die Entschuldigung thatsächlich feststeht, kommt für die kaiserlichen Gerechtsame wenig darauf an, in welchem Wege sie hervorgerufen wurde. Sie beweist in dem einen wie in dem andern Falle die unläugbare Abhängigkeit des Papstes von der Oberhoheit Ludwigs, und es kann höchstens nur noch über die Form derselben gestritten werden. Die Protestanten neigen sich zu der ersten Behauptung *) und stützen dieselbe auf den Umstand, daß das Bestätigungsrecht, welches die morgenländischen Kaiser bei den Papstwahlen auszuüben pflegten, auch auf die neuen abendländischen ungeschmälert übergegangen sey. Außer der oben beigebrachten Bemerkung ist hierbei nicht zu vergessen, daß die Uebertragung jeder Befugniß, besonders im Verkehre der Mächtigen, sich nach dem Grade der Giltigkeit richtet, den sie in der letzten Zeit erhalten hat. Nun griffen aber die griechischen Kaiser schon viel früher, ehe sie den Karolingern Platz machten, nur matt, linkisch, oft gar nicht in die italienischen Angelegenheiten ein; mehr als einmal kamen sie bei der Erhebung der Päpste gar nicht ins Spiel, wie dieß gehörigen Orts angemerkt worden ist; daher sieht es mit der besagten Pa-

---

*) Schröckh's Kirchengeschichte, 22. Theil, S. 40.

rallele etwas mißlich aus, und man kann leicht zuviel auf dieselbe bauen. Die Katholiken lieben es, die Entschuldigung des Paschalis auf die Umtriebe der Herrschsucht zu beziehen, durch welche er nach dem Vorgeben seiner Feinde und Verläumder sich auf den Sitz des Petrus emporgeschwungen habe. Paschalis vertheidigte seine Erhebung, bei der nicht Alles in der Ordnung gewesen seyn mag, mit dem Ungestüm der Wähler, die ihm die päpstliche Würde wider Willen aufgedrungen hätten. Die Kenner des menschlichen Herzens und des breiten Weltlaufs wissen, was es mit solchem vermeinten Zwang für eine Bewandniß hat. Man möchte fast vermuthen, daß Paschalis die eine Ungebühr, die tumultuarische Wahl, geflissentlich hervorhob, um über die andere, die Hintansetzung der kaiserlichen Beistimmung desto bequemer hinweggleiten zu können. Beide flossen zuletzt aus einer Quelle, vorausgesetzt, daß jede historisch gleich statthaft ist, aus dem plötzlichen Brausen nämlich der öffentlichen Stimmung. Dem römischen Stolze war jede Einmischung der Fremden unerträglich; sie bückten sich wohl in Zeiten gefahrvoller Bedrängniß, warfen das Haupt aber immer wieder empor, sobald sie einigermaßen wieder freier athmeten. Wie verächtlich sie von den germanischen Völkern dachten, ist aus der spätern Geschichte bekannt genug; auch früher hegten sie schwerlich eine andere und bessere Meinung. So wäre es denn allerdings möglich, daß sie, um den auswärtigen Einfluß abzuschneiden, die Erhebung des Paschalis mit unruhiger Anstrengung beschleunigt und ihn gezwungen hätten, dasjenige zu thun, was er ohnehin gern wollte. Die folgende Er-

zählung deutet sehr vernehmlich darauf hin, daß Paschalis als geborner Römer, wo nicht an der Spitze einer Opposition gegen die Ausländer stand, doch ihr kräftiger Beschützer war. Was in den Römern bei der Erwählung Stephans noch unentwickelt schlummerte, und halb instinktmäßig ausbrach: der Gedanke, die Papstwahl frei zu machen von der Wirkung der kaiserlichen Gewalt, das konnte jetzt, nachdem der erste scheue, unklare Versuch durch die Milde Ludwigs so glücklich abgelaufen war, leicht in einer bestimmtern Haltung hervortreten, die man aber dem Auge der Ferne klüglich verhüllte. Mehrere Bewegungen und Versuche der Römer deuten um diese Zeit darauf hin, daß sie damit umgingen, die Papstwahlen der kaiserlichen Theilnahme zu entziehn. Die Verfügung, welche deshalb unter dem nächsten Pontificate getroffen wurde, beweist es augenscheinlich. Auf diese Weise ist es vielleicht möglich, die verschiedenen Meinungen der Gegner und Gönner der Päpste zu vereinigen, ohne der Sache der Wahrheit etwas zu vergeben.

Dieselbe Gesandschaft, deren Wortführer Theodorus den Papst gegen den möglichen Argwohn der fränkischen Regierung entschuldigen sollte, oder eine spätere, die indessen weniger Glaubwürdigkeit hat, drang bei dem Kaiser Ludwig auf Erneuung der mit den frühern Päpsten geschlossenen Verträge und erreichte glücklich ihre Absicht. Die wiederholten Bemühungen der Päpste in dieser ihrer höchsten Staats- und Herzensangelegenheit verrathen deutlich die lebhafteste Besorgniß vor den Gefahren einer Beeinträchtigung, vielleicht auch eine geheime Unruhe we-

gen der nicht ganz rechtmäßigen Erwerbung des Exarchats, wenn anders der Gedanke an die gottgefällige Beschenkung des Petrus ihr Gewissen nicht fest einwiegte. Der ruhmvolle Empfang Stephans im fränkischen Reiche, die bekannte, auch bei dieser Gelegenheit erprobte Willfährigkeit Ludwigs gegen die Wünsche der Geistlichkeit, sobald dieselben nicht die Forderungen seiner ängstlichen Andacht und die Strenge der kirchlichen Sitten zu gefährden schienen *), konnten Paschalis gar leicht zu dem besagten Schritt vermögen.

Die Unächtheit des Diploms, durch welches Ludwig die Schenkung seiner Vorfahren beträchtlich erweitert und unter andern auch die völlige Freiheit der Papstwahl festgesetzt haben soll, ist vollkommen ausgemacht durch innere und äußere Gründe; erst im Anfange des 12ten Jahrhunderts geschieht der untergeschobenen Sudelei Erwähnung, auch haben es die Päpste verschmäht, sich je darauf zu berufen, was ein großes Zeugniß für die anerkannte Nichtigkeit der trüglichen Urkunde abgiebt.

Im Jahre 823 trug Ludwig seinem Sohne Lothar auf, die Krone als gegenwärtiger Mitkaiser und künftiges Oberhaupt der Gesammtmonarchie in Rom aus den Händen des Papstes entgegen zu nehmen. Es scheint, als ob die dortigen Unruhen, die einen Aufseher in der Nähe nöthig

---

*) Aus Sorge für den öffentlichen Anstand untersagte Ludwig dem Clerus kostbare Kleider, Wehrgehänge, Dolche und Sporen zu tragen, was ihm die beleidigten Miethlinge nicht vergaßen.

machte, nicht geringen Theil an dem Entschlusse Ludwigs hatten, so daß es der besondern Einladung des Paschalis gar nicht bedurfte, worin es dieser übrigens aus gewichtigen Gründen nicht fehlen ließ. Eine Krönungsfeierlichkeit gehörte nun schon anerkanntermaßen zum Fischzuge des Petrus, Paschalis hielt sein Netz nicht umsonst bereit. In Rom standen sich damals zwei Parteien gegenüber, die kaiserliche und päpstliche. Darauf weisen die frühern und spätern Vorgänge unzweideutig hin, wie dieß denn auch die Aussagen der Geschichte bestätigen. Lothar sollte als gekrönter Mitkaiser und König von Italien — die bedeutungsvolle Weihe war an ihm während des Osterfestes vollzogen worden — vermuthlich durch seine Nähe die Römer in den Schranken der Ordnung und des Gehorsams halten; als er sich bald darauf entfernte, erst nach Pavia und dann nach Deutschland, schoß der ausgestreute Saame der Zwietracht, wie es heißt, plötzlich in das üppigste Unkraut auf. Der Decan Theodorus, oberster Schreiber (Primicerius) und dessen Schwiegersohn, der Nomenclator Leo, so genannt, als angestellter Einlader der päpstlichen Gäste, wollten, wie es heißt, die kaiserlichen Gerechtsame gegen die päpstlichen oder vielmehr römischgesinnten Meuterer wahren. Wie und wodurch sie zu diesem Versuch gebracht wurden, der wenigstens gegen den vorherrschenden Patriotismus stark abstach, bleibt ein Räthsel, sie mußten das gewagte Unternehmen, überwältigt vom Sturme des Aufruhrs, mit dem Verluste ihrer Augen und bald darauf auch mit ihrem Kopfe büßen; auf Antrieb des Papstes, setzen diejenigen hinzu, die der

römischen Kirche mit Vergnügen Böses nachreden. Hier stoßen wir auf einen neuen Beweis der oberrichterlichen Gewalt, welche die Kaiser über Rom ausübten; denn Ludwig sandte sogleich Bevollmächtigte ab, welche den eigentlichen Hergang des häßlichen Handels untersuchen, und die überführten Urheber und Theilnehmer derselben im Namen des Kaisers bestrafen sollten. Der Abt Adalong von St. Vaast und der Graf Humfried von Chur waren mit diesem Geschäft beauftragt; ehe sie noch abgereist waren, erschienen schon die Abgeordneten des Papstes. Paschalis wollte durch seine Gesandten den unwillkommenen Besuch, wo nicht abwenden, doch wenigstens den übeln Eindruck vertilgen, den seine angebliche Mitverwickelung in jenen Mord hervorgebracht haben konnte. Ludwig hörte sie an, nahm jedoch die angeordnete Untersuchung nicht zurück. In Gegenwart vieler versammelten Bischöfe reinigte sich Paschalis noch vor der Ankunft der kaiserlichen Bevollmächtigten durch einen Eid von dem Verdachte und Vorwurfe einer verbrecherischen Mitwirkung, fügte jedoch hinzu, und zwar höchst unbesonnen, auch wenn er reines Herzens war, daß Theodorus und Leo mit gutem Fug als Verräther ihres Vaterlandes und als Majestätsverbrecher seyen umgebracht worden, weshalb er denn auch keinen Anstand nahm, den Mördern die Absolution zu ertheilen, und sie als Angehörige der Familie des Petrus, mit andern Worten als Mitglieder der päpstlichen Dienerschaft, in seinen offenen Schutz zu nehmen. Verschiedene Bischöfe erhärteten gleichfalls die Unschuld des Paschalis eidlich. Man begreift nicht, wie sie mit Gewiß-

heit in seine Seele hineinschwören konnten; vielleicht thaten sie es als verdächtige Personen in ihrer eigenen Angelegenheit. Die päpstlichen Gesandten gingen mit den zurückkehrenden kaiserlichen zugleich an Ludwig ab; diesem genügte die Vertheidigung des Paschalis. Die Untersuchungscommission konnte oder wollte vielleicht den tiefverschlungenen Knoten des Geheimnisses nicht lösen. Die eigentlichen Werkzeuge der Unthat blieben im Dunkeln, mithin auch unbestraft.

Aus den vorliegenden, mangelhaften, unsichern Nachrichten ein vorgreifendes Urtheil zu bilden über die Schuld oder Unschuld des Paschalis, ist weder schicklich noch rathsam. Zwei hart entgegengesetzte Annahmen kämpfen mit einander; entweder Paschalis bewährte sich bei diesem finstern Vorfall wie Gold im Feuer, und konnte so getrost den Himmel zum Zeugen seines ungetrübten Bewußtseyns aufrufen, oder er war ein heilloser Sünder, der hinter den Deckmantel der gemißbrauchten Religion den begangenen Frevel verstekken wollte. Seine Freisprechung der Mörder, ist sie anders historisch begründet, läßt ebenfalls eine doppelte Deutung zu; entweder er sah wirklich ihr Verfahren gegen die verschwornen Feinde des Vaterlandes als durchaus untadelhaft an und entband sie deshalb nach seiner vollen Ueberzeugung von jeder Rückwirkung des strafenden Gesetzes, oder er wollte durch gewaltsame Selbstbetäubung, durch ein Unmaß furchtbarer Consequenz den beabsichtigten Erfolg des falschen Eides vervollständigen. Darüber kann er jedoch nicht einmal vor dem Tribunal der menschlichen, geschweige der göttlichen Gesetzgebung gerechtfertigt werden,

daß er die blutigen Werkzeuge einer sträflichen Volksbewegung, wofern jene nicht gar die Rädelsführer der Verschwörung waren, für unschuldig erklärte, in der Absicht nämlich die Anwendung eines pflichtwidrigen Mittels zu heiligen, als dürfe Christus mit Belial Hand in Hand gehn. Hier fiel Paschalis offenbar aus der Rolle, mag er nun eine wahre oder unwahre gespielt haben, hier ist ein Anfall hoher Verstandesschwäche unverkennbar, wenn sich nämlich Alles so verhält, wie es ihm nachgesagt wird. Damit ist denn auch ein Wink gegeben, unter dessen Leitung der bisher berührte schroffe Gegensatz verschwindet und der zwischen den beiden Extremen in der Mitte schwebende Punkt hervorgeht, welcher der Wahrheit am nächsten kommen dürfte. Paschalis sah, wie es scheint, in der ganzen Sache nicht klar; er war dabei mehr oder weniger betheiligt: dies verräth das überlebhafte Interesse, welches er an den Mördern nahm, so wie überhaupt seine unkluge, sich überstürzende Einmischung. Die Hinrichtung des Theodorus und Leo ist ohne nähern Erweis, der ganz abgeht, nicht geradezu auf seine Rechnung zu setzen; möglicherweise konnte sie aber doch seinen stillen Wünschen dienen. Bei dem offenen Kampfe zweier Parteien pflegt in der Regel Recht und Unrecht zwischen sie getheilt zu seyn. Die genaue Ausmittelung des bestimmten Maßes ist schon bei Ereignissen der Gegenwart überaus schwer, und vollends auf dem Felde einer weit entwichenen Vergangenheit, rein unmöglich. Anastasius, derselbe Anastasius, der in seiner Biographie des Paschalis so viele kleinliche Nachrichten betriebsam zusammenträgt, schweigt

über die wichtigste Begebenheit, die erzählte Mordgeschichte. Sein Schweigen würde noch verfänglicher seyn, wenn er nicht nach der Weise einer übelverstandenen Andacht, auch über viele andere beherzigenswerthe Gegenstände hinwegginge, für welche man bei ihm vergeblich Aufschluß sucht, während er z. B. mit innigem Wohlgefallen der Wolke gedenkt, die den Papst Zacharias auf seiner Reise zu Pipin gegen die Hitze geschützt haben soll. Dessenungeachtet bleibt seine historische Zurückhaltung auffallend und veranlaßt einiges Mistrauen. Die fränkischen Geschichtschreiber gehn gerade heraus, weil sie aber in der Angelegenheit einer nationalen Spannung mit dem ausländischen Rom leicht versucht werden konnten, als Franken zu reden, ist ihr Zeugniß mit Umsicht zu gebrauchen. Wo weitere Belege fehlen, da dient bei obschwebenden Anklagen füglich der gesammte Lebensinhalt eines Mannes zum Maßstabe der Wahrscheinlichkeit. Paschalis wird von einem und dem andern Schriftsteller wegen seiner apostolischen Tugenden gerühmt *), ohne daß man eben erfährt, worin sie bestanden haben; denn seine Sorge für die Aufführung und Ausschmückung kirchlicher Gebäude, seine Ehrfurcht vor der Religion und ähnliche Gemüthsrichtungen begründen jenes Lob keineswegs. Die Stimme der Römer erhob sich nach seinem Tode sehr laut gegen ihn; sie beschuldigten ihn, wie es heißt, trotz des geleisteten Reinigungseides, einer schweren Theilnahme an der Ermor-

---

*) Kurze Geschichte der Päpste von Smets. Zweites Bändchen. Seite 23.

dung des Theodorus und Leo *). Und doch ist Paschalis — so eng verschränkt steht in der Geschichte dieses Papstes Widerspruch neben Widerspruch — den Heiligen beigezählt worden, und nochmals thun sich hier entgegengesetzte Ansichten auf. Entweder er besaß wirklich ausgezeichnete Vorzüge der Gottseligkeit und ist bloß von bösen Zungen unter den Flammen der bürgerlichen Zwietracht verlästert worden, oder es stand mit seinem sittlichen Rufe schlecht. Die Kirche rechnete ihm dann den Eifer für das Ansehn und die Unabhängigkeit ihres geliebten Roms hoch an, nahm es mit der Heiligsprechung nicht zu genau, und half der gebrechlichen Menschennatur wohlwollend nach. Der Name eines Heiligen ist nicht immer der höchste Titel eines katholischen Christen; einige führen ihn, die ihn billig andern abtreten könnten. Die Kirche verehrt in einem solchen Falle — dieß kann man zu ihrer Entschuldigung sagen — die geglaubten Tugenden, sollten diese auch nicht in dem rechten, erwünschten Maße mit den wirklichen übereinstimmen. Die Kritik des menschlichen Verdienstes ist unter allen die schwerste.

In Konstantinopel hatte um diese Zeit die Bilderstürmerei von neuem ihr Haupt erhoben. Ihre traurigen Wirkungen trieben eine Menge Hülfe suchender Flüchtlinge bis nach Italien und besonders nach dem gastlichen Rom hinüber. Der Kaiser Leo ist von den Bilderfreunden schwer verlästert worden und doch muß man ihn beinahe

*) So erzählt Brower; es ist aber nicht gewiß, ob die Abneigung der Römer gerade von der Seite herkam.

bedauern, wenn man die Art und Weise erwägt, wie er gegen seinen Willen durch die Gewalt der Umstände zu Maßregeln der Strenge gezwungen wurde.

Paschalis starb am 10. Februar 824, nach einer Regierung von sieben Jahren und siebzehn Tagen. Die unzufriednen Römer verweigerten ihm das Begräbniß im Vatikan; sein Leichnam blieb mehrere Tage unbeerdigt liegen und wurde erst auf Anregung seines Nachfolgers in der Kirche von St. Praxedes beigesetzt.

Eugenius II. (824 - 27) Nach dem Tode des Paschalis traten die Parteiungen bestimmter hervor, die bisher mehr im Dunkeln gebrütet hatten, und bloß in einzelnen Augenblicken mit leidenschaftlicher Heftigkeit hervorgebrochen waren. An die Reibungen zwischen den Fränkisch- und Römischgesinnten schlossen sich die herrschsüchtigen Bestrebungen einzelner Familien, wovon uns schon zur Zeit des Leo deutliche Anzeichen begegnet sind; auch zwischen dem Volke und dem Adel fehlte es nicht an Spaltungen, wie sich eben jetzt zeigte. Die Mehrzahl des Adels hatte nach einer Vacanz von vier Tagen am 14. Februar (824) die Erwählung Eugens, eines gebornen Römers und Erzpriesters zu St. Sabina, durchgesetzt. Das Volk stellte diesem einen Nebenbuhler entgegen in der Person eines nicht näher bezeichneten Mannes, den erst einige spätere Schriftsteller Zinzinnus nennen. Die päpstliche Würde hatte durch die neuerlichen Schenkungen einen höhern Reiz und Werth erhalten; kein Wunder, wenn sich der Zuwachs an Macht und Bedeutung auch in heftigern Bewegungen kund gab, die den Eintritt der neuern größern

Verhältnisse öffentlich ankündigten. Die der zwiespaltigen Wahl vorausgegangene Gährung war mit derselben keineswegs beseitigt; die Zerrüttungen griffen vielmehr noch immer dergestalt um sich, daß der Kaiser Ludwig seinen Sohn Lothar beauftragen mußte, dem eingerissenen Uebel durch seine persönliche Dazwischenkunft Einhalt zu thun. Wieder ein unwiderleglicher Beweis der kaiserlichen Oberherrlichkeit, die selbst der sonst so ohnmächtige, ungeschickte, und der Geistlichkeit blind ergebne Ludwig nicht aus der Hand geben wollte. Eugenius, ein gemäßigter und überaus wohlgesinnter Mann, hatte dem Kaiser durch den römischen Subdiaconus Quirinus seine Erhebung gemeldet und bei dieser Gelegenheit zugleich um kräftigen Schutz gegen die Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung gebeten. Lothar fand bei seiner Ankunft die Partei des Eugenius im vollen Besitze ihres Sieges, und begnügte sich, verschiedene Mißbräuche abzustellen. Er klagte gegen Eugenius darüber, daß bisher mehrere dem Kaiser und den Franken ergebene Personen theils hingerichtet, theils schändlich mißhandelt worden seien. Einige Steitsachen zog er aufs neue in gerichtliche Untersuchung, und drang nachdrücklich auf Wiedererstattung der ihren rechtmäßigen Besitzern unter dem Vorwande kirchlicher Ansprüche entrissenen Grundstücke. Es scheint, daß der Name des Petrus, welcher neuerlich durch die andächtige Großmuth der Fürsten so einträglich geworden, auch für ungesetzliche Erwerbungen hatte zum Stempel dienen müssen. Um dem herrschenden Unwesen zu steuern, stellte Lothar folgende Verfügungen auf: Bei Lebensstrafe sollen alle, welche unter

der Obhut des Kaisers und des apostolischen Stuhles stehn, gegen alle Angriffe gesichert seyn; dem Papste, seinen Befehlshabern und Richtern ist der schuldige Gehorsam zu beweisen. Alles Rauben und Plündern, sowohl bei Lebzeiten des Papstes als nach seinem Tode — wo der große Haufe unter wildem Tumulte über die Verlassenschaft des Verstorbenen herzufallen pflegte — wird streng untersagt und geahndet. Außer den Römern darf Niemand an der Papstwahl Theil nehmen. Der Kaiser und der Papst werden Geschäftsführer aufstellen, welche alljährlich dem Kaiser über die Pflege der Gerechtigkeit und die Vollstreckung seines höchsten Willens Bericht erstatten; alle deshalb erhobenen Beschwerden sollen zuerst durch den Papst beigelegt oder dem Kaiser gemeldet werden, damit dessen Geschäftsführer dagegen die nöthigen Maßregeln ergreifen können. Der Senat und das Volk zu Rom sind zu befragen, unter welchen Gesetzen sie leben wollen, ob unter altrömischen, lombardischen oder fränkischen. Alles was der Kirche entzogen worden ist, sey es auch unter Bezugnahme auf päpstliche Bewilligung geschehen, soll durch die kaiserlichen Abgeordneten zurückgegeben werden. Alle Befehlshaber und Richter des römischen Gebiets müssen vor dem Kaiser zu Rom erscheinen, damit er sie nach Zahl und Namen kennen lerne, und ihnen ihre Pflicht einschärfe.

Diese Verordnungen lassen mit ziemlicher Gewißheit auf den allgemeinen Stand der Dinge zurückschließen; man kann daraus abnehmen, daß die Herrschaft über Rom zwischen den Kaiser und Papst getheilt war, so zwar, daß jener die ent-

scheidende Vorhand hatte. Die bisherigen, im Gefolge der Papstwahl entstandenen Unordnungen hatten dringend die Nothwendigkeit gezeigt, selben bei künftigen Vacanzen vorzubeugen. Eugenius vereinigte sich mit Ludwig deshalb zu einem eidlich von den Großen, der Geistlichkeit und dem Volke Roms beschworenen Gesetz, das eine sehr empfindliche Lücke heilsam ausfüllte und nach seinem Inhalt also lautete: Ich gelobe — diese Erklärung sollte jeder ausstellen, der als einer von den verpflichteten Bürgen des Gesetzes angesehen wurde — ich gelobe bei dem allmächtigen Gott, bei den vier heiligen Evangelien, bei dem Kreuze Christi und bei dem Leichnam des heiligen Petrus, des Fürsten der Apostel, daß ich von dieser Zeit an und forthin unsern Herren, den Kaisern Ludwig und Lothar aufrichtige Treue und Unterwürfigkeit beweisen will, der dem Papste versprochnen Treue unbeschadet; daß ich in keine unkanonische Wahl eins Papstes willigen werde, und daß der neugewählte nicht geweiht werden soll, wenn er nicht vorher in Gegenwart der kaiserlichen Bevollmächtigten und des Volks einen solchen Eid abgelegt, wie ihn Eugenius aus eigner Bewegung und zur allgemeinen Sicherheit und Wohlfahrt abgefaßt hat.

Eins der wichtigsten Ereignisse unter der Regierung des Papstes Eugenius ist der Fortgang der Bilderstreitigkeit, welche nicht nur das griechische, sondern auch das fränkische Reich mit dem apostolischen Stuhle in nähere Berührung brachte. Die nächste Aufmerksamkeit zieht Konstantinopel auf sich, wo jetzt nach der Ermordung Leo's des Armeniers Michael II. der Stammler herrschte. Es fehlte ihm als einem Emporkömmling aus den

untern Classen des Volks, (sein Geburtsort war eine Landstadt) an Feinheit der Bildung; seine Gegner unter den Bilderfreunden können seine Unwissenheit nicht schimpflich genug vorstellen. Dessenungeachtet besaß er natürlichen Verstand und jene oberflächliche Aufklärung, die das Leben im Lager, überhaupt die Macht der Verhältnisse, verleiht; in seinen religiösen Ansichten näherte er sich der modernen Freigeisterei, und trug sie nicht ungern zur Schau. Auch seine Toleranz hatte diesen Zuschnitt, und beruhte weit mehr auf einem herzlosen Indifferentismus als auf weiser Mäßigung. So sagte er z. B. laut, daß er nur einen Gott kenne, der seine Macht nicht theile; er zog die Auferstehung Christi in Zweifel und leugnete das Daseyn des Teufels, weil dessen in den mosaischen Schriften nicht gedacht werde.

Kurz nach seiner Thronbesteigung hatte er alle diejenigen zurückgerufen, die um ihrer Ueberzeugung willen unter der vorigen Regierung verbannt worden waren; unter ihnen befand sich auch Theodorus Studita, der jetzt wieder an der Spitze seines berühmten Klosters lebte. Dem abgesetzten Patriarchen Nicephorus antwortete der Kaiser auf seine Bitte um Wiederherstellung und um die Einführung der alten Lehre, daß er eine vollkommene Toleranz beabsichtige, die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Synoden auf sich beruhen lassen und die Kirche in dem vorgefundenen Zustande erhalten wolle. Niemand solle künftighin für oder gegen die Bilder reden, und eben so wenig über die Synode des Tarasius, das Concil Constantins und die letzte Versammlung unter Leo; sey Nicephorus gesonnen, diesen Befeh-

len nachzukommen, so solle er den Patriarchenstuhl zurück erhalten. Bald darauf beschied der Kaiser die Freunde und Feinde der Bilder zu einer Versammlung; Theodorus und sein Freund Nicolaus holten jetzt Nicephorus nach Konstantinopel und traten mit mehreren gleichgesinnten Bischöfen in einen engern Verein zusammen, um den Kaiser von seinem Vorhaben abzumahnen. Dieser trieb seine Gleichgültigkeit bis zum Spott, entfernte sie aus der Stadt, ohne sich nun weiter um ihr Beistimmung zu kümmern, und stellte in der von ihm ausgegangenen Versammlung die Erklärung auf, daß er von kirchlichen Zänkereien nichts verstehe, daß es bei den ältern kirchlichen Beschlüssen sein Bewenden haben solle, womit übrigens die Freiheit des Privatglaubens keineswegs ausgeschlossen sey, nur dürfe Niemand die öffentliche Ruhe stören. Michael betrachtete die Religion und was mit ihr zusammenhängt, als eine Angelegenheit der Politik und Polizei; eine Meinung, die auch noch in unsern Tagen unter den sogenannten starken Geistern zahlreiche Anhänger findet.

Er nahm die unter Nicephorus enger geknüpfte, seither aber etwas loser gewordene Verbindung mit den Franken wieder auf, um durch sie dem Papste leichter beizukommen, und auf diesem Umwege in der Sache der Bilder das Ansehn des apostolischen Stuhles in die Wagschale zu legen. Da er die Bilder nicht geradezu vertilgt wissen wollte, dabei überhaupt mehr auf die Würde seiner Krone als auf das religiöse Interesse sah; so mochte er sich um so mehr mit der Hoffnung schmeicheln, über den fraglichen

Punkt ein bequemes Abkommen zu treffen. Fortunatus, ein Bischof aus dem Venetianischen, stand an der Spitze der Gesandtschaft, die Michael an Ludwig abschickte; als Begleiter waren ihm zugegeben Theodor, der Oberschwertträger, Nicetas der Metropolit von Myrum in Lycien, Theodor, Domherr und erster Prälat bei der St. Sophienkirche und Leo, der Candidat; sie hatten für Ludwig und den Papst, welchem Letztern sie gleichfalls aufwarten sollten, ansehnliche Geschenke bei sich. Die Aufschrift des zu überreichenden Briefs lautete: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Eines Gottes, Michaels und Theophilus *), Kaiser der Römer, an ihren geliebtesten und geehrtesten Bruder Ludwig, den berühmten König der Franken und Lombarden, der sich selbst ihren Kaiser nennt. Dieser Zusatz beweist, daß Michael, so sehr es ihm auch um die Verwendung Ludwigs zu thun war, dennoch anstand ihn als römischen Kaiser anzuerkennen.

In dem Briefe selbst bittet er Ludwig, durch sein Fürwort den Papst dahin zu vermögen, daß die nach Rom geflüchteten griechischen Bilderfreunde dort nicht mehr Schutz fänden, da sie bloß in der Absicht ankämen, den Frieden der abend- und morgenländischen Kirche zu stören.

Ludwig griff den Antrag der griechischen Abgeordneten mit Vergnügen auf, wollte aber, wo nicht gerade die Einwilligung, doch vorher die Meinung des Papstes einholen **). Vermuthlich

*) Theophilus war von seinem Vater als Mitkaiser angenommen worden.

**) Der Ausdruck ist hier mit Absicht etwas schwan-

befragte Ludwig den Papst, ohne sich deutlich Rechenschaft von seinem Verfahren abzulegen; seine Liebe zum allgemeinen Kirchenfrieden, verbunden mit seiner tiefen Achtung vor dem apostolischen Stuhle, lassen nicht daran zweifeln, daß er die vorläufige Rücksprache mit dem Papste wenigstens für eine Pflicht der Artigkeit ansah. Nachdem die griechischen Gesandten unter fränkischer Begleitung wieder von Rom an den Ort ihrer nächsten Bestimmung zurückgeführt waren, wurde den Wünschen Michaels gemäß ein fränkisches Concil 825 in einem Saale des pariser Palastes eröffnet.

Das Concil begann mit der Vorlesung des

---

kend gehalten. Brower (Th. 5. S. 542) sagt geradezu, Ludwig habe angestanden, ohne Genehmigung des Papstes ein Concil anzuordnen; diese besorgte Aufmerksamkeit stimmt mit der ängstlichen Frömmigkeit Ludwigs vollkommen überein. Schlosser (S. 464) scheint Zweifel dagegen zu erheben; zum Behufe der Vergleichung und einer tiefern Untersuchung folgt hier, was er in einer Anmerkung sagt: „daß Pagi ad Baron. Tom. XIV. pag. 66. No. 12. eine Sache, die hier wesentlich, oberflächlich berührt und Ludwig den Papst um Erlaubniß bitten läßt, die Sache zu erörtern, ist in der Ordnung, daß aber Sirmond die Acten verstümmelt und selbst sagt, er lasse (in einer Sammlung aller Concilien Galliens) die Stücke, die nach einer Ketzerei röchen, welche die Franzosen längst abgelegt hätten, weg, daran sieht man, daß er Jesuit war." Daß die katholischen Theologen über diese ganze Sache mit sichtbarer Verlegenheit hinweggleiten, ist natürlich; noch offener als Schlosser redet Schröckh darüber (Kirchengesch. 23r. Th. S. 406).

von Hadrian an den Kaiser Constantin und Irene geschriebenen Briefs, er wurde gemißbilligt, insofern er der Anbetung der Bilder das Wort sprach, und nebenher nahm man auch die unpassenden päpstlichen Citate etwas unsanft mit. Eine noch strengere Kritik erging über das zweite nicäische Concilium, weil es sich für die Anbetung der Bilder ausgesprochen hatte. Dasselbe Verwerfungsurtheil fällte man über das konstantinopolitanische Concil (754) des Kaisers Constantin. Hierauf kam die Reihe an die karolingischen Bücher, die bekanntlich gegen das nicäische Concil gerichtet waren; sie erhielten vollkommenen Beifall. Ueber den Brief des Papstes Hadrian ließ sich die Versammlung folgendermaßen aus: Da der Papst die Acten dieses zweiten nicäischen Concils billigt, und alle von Karl dem Großen dagegen angeführten Gründe übersieht, so ist es kein Wunder, wenn er auch dasjenige hartnäckig vertheidigt, was von den Vätern dieses Conciliums bis zur Ungereimtheit ist getrieben worden; er wirft zusammen, was ihm in den Weg kommt, ohne auf eine geziemende Entschuldigung bedacht zu seyn. Seine Antwort enthält Vieles, was mit der Wahrheit und dem Ansehn der Kirche streitet. Und dennoch sagt er am Schlusse seiner Schutzschrift, daß er in der Hauptsache mit dem Papste Gregorius dem Großen einig sey, da dieser doch gelehrt, daß man die Bilder weder anbeten noch zerbrechen soll. Er zeigt damit an, daß er sich zwar nicht aus bösem Vorsatz, aber doch aus Unwissenheit vom Wege der Wahrheit entfernt hat, und daß er gänzlich in den Abgrund des Aberglaubens würde versunken seyn, wäre er nicht

einigermaßen durch die Lehre Gregors zurückgehalten worden.

Außer dem Schreiben Michaels kamen auch die Unterhandlungen der fränkischen Abgeordneten mit dem Papste und andern römischen Bischöfen zur Sprache; man könne daraus abnehmen, so hieß es, wie sehr aus Nichtkenntniß der Wahrheit und übler Gewohnheit die Pest dieses Aberglaubens in Italien überhand genommen habe. Ludwig wird gelobt, weil er zwischen den Abwegen der Griechen und Römer auf rechter Bahn wandle; eine neue Erörterung des schon oft erwogenen Gegenstandes sey ersprießlich, damit endlich jener, der den abergläubischen Irrthum wider die Schrift und die Kirchenväter verfechte, er möge wollen oder nicht, zum Eingeständniß der Wahrheit gezwungen werde. Darunter ist offenbar Niemand als der Papst zu verstehn. Das Endurtheil des Concils lautete dahin, daß zwar die Bilder weder zerbrochen noch aus der Kirche weggeschafft, auch nicht so hoch gestellt werden sollten, daß sie vom Volke nicht erreicht werden könnten, dagegen seyen sie aber auch nach der Lehre des heiligen Papstes Gregor nicht zu verehren und anzubeten.

Bei aller ihrer Entschiedenheit ließen es die Mitglieder des Concils doch auch nicht an Kunstgriffen der Feinheit fehlen. Sie machten Ludwig bemerklich, daß die im Interesse der Wahrheit unvermeidlichen Angriffe lediglich gegen die Griechen gerichtet werden müßten, wenn sie auch im Grunde eben so gut dem Papst gälten. Sie dictiren ferner den wesentlichen Inhalt des Briefs, welchen Ludwig an den Papst schreiben sollte;

eine Freiheit, die wohl Uebermuth heißen kann. Nach ihrer Meinung war der Papst mit der Miene der Ehrfurcht als Schiedsrichter in der Streitsache der Griechen aufzurufen. Der Kaiser solle die eben gehaltene Versammlung keine Synode nennen, sondern eine freundschaftliche Berathschlagung. Die Absicht blickt klar durch; man wollte den Papst gängeln, und dabei die hergebrachten Formen nicht verletzen.

Eine Synode im feststehenden Sinne war jene fränkische Versammlung auch wohl nicht, sie mag zu den unbestimmten Mitteldingen gehört haben, die eben darum ungebundener hervortreten, weil sie auf keiner ganz haltbaren Basis ruhen. So wissen wir z. B. nicht, in welcher Art sie zusammengesetzt war, ob sie für eine vollständige Repräsentation der fränkischen Kirche oder blos für einen engern Ausschuß derselben gelten kann. Endlich nahmen es sich die Mitglieder derselben auch noch heraus, was in der That Erstaunen erregt, nach ihrem Sinn ein Schreiben zu entwerfen, das der Papst an den Kaiser Michael und dessen Sohn Theophilus absenden sollte. Wie hoch auch eine unabhängige Gesinnung zu ehren ist, so darf sie doch nie, soll sie anders ihren Werth behalten, der fremden Selbstständigkeit zu nahe treten. Es wurde nämlich dem Papste gerathen, als stände er unter fränkischer Vormundschaft, er solle auf einen dreifachen Wege zur Beilegung des langwierigen Zwistes einschreiten, (ratione, auctoritate, consilio) einmal durch Berufung auf das Herkommen, in Folge dessen dem apostolischen Stuhle die Schlichtung solcher Spaltungen zustehe, dann durch Hinweisung auf die

bereits angeführte Lehrmeinung Gregors des Großen, endlich durch Bezugnahme auf den Willen Gottes, dessen Reich Liebe und Friede sey.

Ludwig, völlig einverstanden mit seinen geistlichen Rathgebern, sandte die Bischöfe, Jeremias von Sens und Jonas von Orleans, beide nächst Agobard von Lyon, die heftigsten Bilderfeinde, zum Papst Eugen; ihre Verhaltungsmaßregeln waren den Umständen mit Klugheit angepaßt worden. Die Abgeordneten sollten so schonend als möglich in der Sache vorgehn, damit der Papst nicht zu einem unheilbaren Widerstande gereizt werde *). Ludwig ließ den Papst zugleich ausdrücklich ersuchen, seinen ganzen Einfluß zur endlichen Beruhigung der griechischen Kirche zu verwenden.

Von dem Erfolge der Gesandtschaft wissen wir nichts mit Bestimmtheit; die Lücke läßt sich indeß durch ziemlich sichere Vermuthungen ausfüllen. Dem Papste waren natürlich die künstlich und weit hergeholten Vorbereitungen, ihn zu gewinnen oder vielmehr zu beschleichen, nicht entgangen: er wehrte sich dagegen vermuthlich wie ein Mann von Kopf, der listigen Gegnern alle ihre angewandte Mühe verdirbt, indem er mit scheinbarem Phlegma von keiner Seite auf ihr halb verstecktes Anliegen eingeht.

Die Behauptung eines unsrer tüchtigsten Historiker **) dürfte zweifelhaft seyn, daß nämlich der Papst nicht gewagt habe, das Verfahren Lud-

---

*) Ne nimis resistendo eum in aliquam irrevocabilem pertinaciam incidere compellatis.

**) Schlosser in seiner Geschichte der bilderstürmenden Kaiser. S. 466.

wigs und seiner Geistlichen öffentlich zu mißbilligen. Sein Schweigen läßt sich, wie wir meinen, einfacher erklären: Eugen schwieg, weil er sich und seinem Ansehn durch unnützes Reden nichts vergeben wollte. Daß er den von den Franken vorgeschriebenen Brief nicht an den griechischen Hof schickte, begreift sich und bedarf wahrlich keiner Entschuldigung, denn wer läßt sich gern von fremden Händen abrichten, wenn er auf eignen Füßen stehn kann? Eugen blieb dem Beispiele seiner Vorgänger getreu, das heißt: er hing mit voller Seele an der Sache der verfolgten Bilder, wenn er auch, wie wir zu seiner Ehre annehmen wollen, die mit ihnen getriebenen Mißbräuche nicht billigte; denn da in der letzten Zeit der abergläubische Bilderdienst heftig und zuweilen auch mit Geschick bekämpft worden war, so blieb auch wohl Eugen nicht unempfindlich gegen die laute Stimme der Zeit.

Wie es sich auch mit der Aechtheit der besprochenen Verhandlungen, und überhaupt mit dem Ansehn des von den Katholiken verdächtigten Concils verhalten mag *), so ist doch nicht zu läugnen, daß die fränkische Kirche dem Papste einen Geist der Freiheit entgegensetzte, der als eine überraschende Erscheinung hervortritt. Die Beschlüsse des frankfurter Concils, befestigt durch den Namen Karls des Großen, hatten unfehlbar in der fränkischen Kirche dem Gefühl der Selbstständigkeit einen frischen und anhaltenden Aufschwung

*) Bellarmin hat die Akten dieser Synoden zuerst für untergeschoben erklärt, ihm ist in unsern Tagen noch Barruel gefolgt.

gegeben. Von der andern Seite verräth aber auch das emsige und politische Werben um die Beistimmung des Papstes den hohen Nachdruck, welchen selbst Andersdenkende auf die römische Meinung legten. Eugen schlug nicht mit Bannblitzen drein; er war ein gehaltener Charakter, der sich nicht leicht übereilte. Vielleicht floß seine rühmliche Fassung noch aus einer andern Quelle; es kann seyn, daß er die Bilderverehrung wie Theodorus Studita nicht als ein unmittelbares Erzeugniß des biblischen Christenthums ansah, sondern als eine Oekonomie, das heißt als eine Einrichtung, die mit dem Wesen der Kirche, wie selbe nun einmal bestand, unauflöslich verwebt sey. Auch handelte es sich, streng genommen, nicht um ein eigentliches Dogma. Der Gegenstand betraf eine sinnliche Ausschmückung des religiösen Gefühls, und hier wäre weise Nachgiebigkeit gegen die Schwächen der Menschennatur von jeher an ihrem Platze gewesen, gälte dem Lahmen die Krücke nicht mehr, als dem Gesunden der Stab.

Valentinus, ein Römer bestieg einige Tage nach dem Tode Eugenius des zweiten den apostolischen Stuhl, starb aber schon am vierzigsten Tage nach seiner Erwählung, nach einer andern Angabe bereits vor Verlaufe eines Monats. Valentinus 827

Gregor IV. ein Römer und Priester seiner Vaterstadt, Mitglied des Benedictinerordens, wurde bald nach dem Tode des Valentinus zu dessen Nachfolger erwählt, aber erst gegen das Ende des laufenden Jahres geweiht, weil zu diesem Behufe die kaiserliche Bestätigung abzuwarten war. Gregor IV. (827-844)

Ludwig der Fromme hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlin († 818) wieder geheira-

thet, und zwar Judith, die Tochter des Herzogs von Baiern aus dem glänzenden Geschlechte der Welfen, wie man sagt, auf Anrathen seiner Großen, die ihn durch eine neue Verbindung von seiner einsiedlerischen, dem Throne entfremdeten Richtung abziehen wollten. Judith gebar dem Kaiser im Jahre 823 einen Sohn, später Karl der Kahle genannt, der eine Reihe von Jahren hindurch alle Schrecken der Zwietracht in die kaiserliche Familie einführte, denn um des Letztern willen stieß der unbesonnene Ludwig die obenerwähnte voreilig unternommene Theilung wieder um und verkürzte durch die Begünstigung seines Lieblings, wahrscheinlich zugleich auf Betrieb der Kaiserin, einer ehrgeizigen, unruhigen Frau, die in Aachen festgesetzten erblichen Rechte der ältern Brüder.

Gregor IV. betrachtete den Familienzwist des Kaiserhauses aus dem Gesichtspunkte der Kirche, das heißt, er hielt es für seine Pflicht, als ein Bote des Friedens an dem Werke der Versöhnung zu arbeiten; er hatte durch sein Ansehn und die Verwickelung der Dinge, die vielfach in das Gebiet des religiösen Gewissens hinübergriff, einen natürlichen Beruf dazu, wenn man natürlich nennen will, was von selbst aus dem Geiste der Zeit hervorgeht. Er mag indessen nicht ganz unbefangen gewesen seyn, und scheint sich gleich so vielen andern Geistlichen mehr auf die Seite der Söhne als des Vaters geneigt zu haben; besonders war er mit Lothar näher einverstanden, von dem er vielleicht für sich und das allgemeine Beste das Meiste hoffte; es kann auch seyn, daß ihn dieser durch eine falsche Dar-

stellung der Verhältnisse berückte. Welche Mittel übrigens auch Gregor anwenden mochte, sie mußten früher oder später scheitern an der Gewalt der unheilvollen, unauflöslichen Spannung. Das Auflehnen der Söhne gegen ihren Vater ist nach sittlichen Grundsätzen strenger zu beurtheilen, als nach rechtlichen; die wiederholten Fehltritte Ludwigs, die mit seinem Misgeschicke zunahmen, troß aller Lehren der bittersten Erfahrung, als hätte ihn ein schadenfroher Dämon verblendet, warfen auf das Unternehmen der Söhne, so unkindlich es an und für sich war, einen Schein von gerechter Nothwehr, und erweckten ihnen zahlreiche Anhänger. Lothar brach in Begleitung des von ihm gewonnenen Papstes mit einem Heere nach Frankreich auf. Seine vertraute Verbindung mit dem anerkannten Oberhaupte der Christenheit stimmte die öffentliche Meinung nicht wenig zu seinem Vortheile; er wußte es listig einzuleiten oder hatte wenigstens nichts dagegen, daß sich das Gerücht verbreitete, Gregor komme in der Absicht, den Kaiser und die mit demselben verbundenen Bischöfe zu bannen, wenn sie nicht insgesammt von ihrer strafbaren Verfolgung der Söhne abließen, da diese, wie es hieß, nichts weiter verlangten, als die Aufrechthaltung des von dem Vater beschworenen ersten Theilungsvertrags. Auf die Nachricht von der Ankunft des Papstes in Frankreich und in Erwägung der Absichten, die sie ihm beimaßen, faßten jene Bischöfe ein gemeinschaftliches, verloren gegangenes Schreiben ab, in welchem sie unter andern auch die Drohung ausstießen, daß Gregor mit dem Banne beladen zurückkehren würde, wenn er es sich einfallen ließe, mit dem

Banne zu erscheinen, da die alten Kirchengesetze ein ganz anderes Verhalten vorzeichneten. Diese kühne Erklärung, die einer förmlichen Herausforderung nicht unähnlich sah, zeigt sonnenklar, wie weit das Supremat des Papstes in Frankreich noch hinter dessen Wünschen zurückstand, wenn man auch zugeben muß, daß ein Theil des entwickelten Widerstandes auf Rechnung der politischen Unruhen zu setzen ist. Gregor verwies es den Bischöfen in seinem hochfahrenden Antwortschreiben, daß sie ihn in ihrer Zuschrift nicht durchgängig Vater, sondern mitunter auch Bruder genannt hatten, weil solcher Wechsel der Bezeichnung als Mangel an schuldiger Achtung durchaus unstatthaft sey. Er rückt es ihnen hierauf mit Empfindlichkeit vor, daß sie sich durch das kaiserliche Verbot hätten abhalten lassen, ihm entgegen zu kommen. Die Würde des apostolischen Stuhles sey dadurch von ihnen pflichtwidrig hintangesetzt worden; sie möchten doch bedenken, daß die Herrschaft über die Seele der irdischen Gewalt billig vorgehe; daran hätten sie den Kaiser aus den Schriften des Gregorius von Nazianz erinnern sollen. Seine Ankunft sey von ihnen mit ziemlich wetterwendischen Gesinnungen der Freude und Traurigkeit aufgenommen worden; ganz verkehrt sey aber ihr Vorwurf, daß er sein Hirtenamt vergessen habe. Sie sollten erröthen über ihre Aeußerung, als erscheine er wegen einer übermüthigen und unvernünftigen Excommunication, und ihre Ermahnung, damit nicht aufzutreten, weil sie den Kaiser beschimpfen und das päpstliche Ansehn mindere, schmecke noch mehr nach Unverstand. Er fragt sie bei dieser Gelegenheit,

was die kaiserliche Gewalt mehr entehre, des Bannes würdige Handlungen oder der Bann selbst? und wie die Würde des apostolischen Stuhls sich mit einem Tadel des gegenwärtigen Inhabers vertrage? — Dieser Stuhl und derjenige, der auf ihm sitze, seyen in gleichem Maße hochzuachten, wie ehemals selbst der gottlose Kaiphas seines Amts wegen geehrt worden sey. In Betreff des dem Kaiser geleisteten Eides, an den ihn jene Bischöfe gemahnt hatten, erwiederte er, er weiche gerade dem Meineide aus, indem er dem Kaiser Alles vorhalte, was derselbe gegen die Einheit der Kirche unternehme; sie selbst wären dagegen unwürdig, weil sie ihn ihrem Versprechen gemäß nicht dem Verderben entrissen, dem er entgegeneile. Die erste Theilung der fränkischen Monarchie sey wider Gottes Willen umgestoßen worden: das gehe sichtbarlich aus den zerstörenden Folgen des gethanen Schrittes hervor. Ihre Erklärung, er könne durch seine eigenwilligen, abweichenden Gesinnungen den Widerstand ihrer Gemeinden dergestalt gegen sich reizen, daß sie ihm die Anwendung des Bannes nicht verstatteten, wies er mit der Bemerkung zurück, er sey ein Gesandter des Friedens; sie aber vermöchten keineswegs die gallische und deutsche Kirche von ihrem Verbande mit Rom zu trennen; denn der heilige Geist selbst wache über dessen Unverletzlichkeit. Ihre hingeworfene Drohung, daß er durch sein Betragen die Sicherheit seiner Würde gefährde, fand er endlich ganz abgeschmackt, da sie ihm nicht Verbrechen, sondern bloß einen Unterschied der Meinungen vorrückten, zwar gedächten sie auch seines Eides, aber Meineidige könnten einen Meineidigen nicht absetzen,

wenn er auch ein solcher wäre. Wollten sie endlich seinen mitverbündeten Bischöfen ein gleiches Schicksal androhen, so vergäßen sie, daß ihr Urtheil von der allgemeinen Kirche verbessert werden könne.

Die Bischöfe waren offenbar in ihrer Polemik zu weit gegangen; sie hatten auf leichten Verdacht schwere Beschuldigungen und übermüthige Behauptungen gebaut, wie es bei Parteiungen fast immer geschieht, ohne daß man ihnen deshalb geradezu bösliche Absichten aufbürden darf. Gregor vergriff sich in seinem entschiedenen, mitunter stolzem und im Ganzen unangemessenem Tone, vielleicht noch stärker; er wollte seinem Ansehn nicht das Mindeste vergeben und zeigte eben dadurch Blößen; er mochte von der Reinheit seines Willens aufrichtig überzeugt seyn, dieß läßt sich muthmaßlich aus der kühnen Zuversicht schließen, mit welcher er von sich selbst und den obschwebenden Angelegenheiten sprach, aber er zog das Schwerdt wie ein hitziger Streiter zu früh aus der Scheide, und da er es bald darauf ohne irgend einen errungenen Vortheil wieder einstecken mußte, so diente die leere, etwas großprahlerische Plänkelei nur dazu, seine Schwäche aufzudecken.

Für die Fortschritte der Geistlichkeit war Ludwig eine Art von kaiserlichem Popanz, wie ihn jene sich nicht besser wünschen konnte, so laut sie auch über ihn klagte. Karl der Große hatte durch seine kraftvolle Persönlichkeit eine und die andere übereilte Begünstigung der Hierarchie wieder gut gemacht; er durfte wagen, was nur ihm bei seinen umfassenden Entwürfen freistand; auf Ludwigs Schultern lag dagegen das Vermächtniß

der väterlichen Einrichtungen wie der Druck der Weltkugel; unbekannt mit dem eigentlichen Zweck derselben, verehrte er zumal die geistlichen ihm überlieferten Formen als eine heilige Reliquie und wurde ein Sklave seiner Andacht, wie seiner Umgebung. Gregors Einmischung in den Familienstreit Ludwigs bezeichnete die neue glänzende Bahn, welche die Päpste von nun an durchliefen; er selbst zeigte noch das Ungeschick eines Lehrlings, die Meisterschaft blieb seinen Nachfolgern vorbehalten.

Die beiden Heere des Vaters und der wider ihn vereinigten Söhne standen zwischen Strasburg und Basel, bereit eine Schlacht zu liefern. Gregor begab sich aus dem Lager der Söhne als abgeschickter Vermittler zu Ludwig, der ihn ziemlich hart anließ, den Mißbrauch seines geistlichen Ansehns tadelte, besonders in der Sache einer so unnatürlichen Empörung. Ludwig vergaß über dem verletzten Gefühl des Vaters die ruhige Besonnenheit, welche ihm als Kaiser ziemte, er nannte Empörung, was großentheils sein eignes Werk war; wie sehr ihn auch der Mangel an bestimmten Reichsgrundgesetzen, zumal über die Thronfolge und die Unvollkommenheit der ständischen Ordnung entschuldigen mag, so hätte er doch mehr Achtung vor seinem eignen frühern Willen, vor der Verbindlichkeit des geleisteten Eides und vor der verlangten und erhaltnen Beistimmung der fränkischen Großen haben sollen; dieß legte ihm auch Agobard in einem besondern Schreiben scharf ans Herz, ein Mann, der durch Einsicht und Frömmigkeit unter der damaligen Geistlichkeit mächtig hervorragte. Hege der Papst friedliche Gesinnun=

gen, suche er den unseligen Zwist im Wege christlicher Klugheit und Liebe beizulegen, so solle der Kaiser ihn billig hören: so behauptete er laut; was unter Genehmigung des Papstes im Namen der Religion früher in Aachen festgesetzt worden sey, das dürfe vernünftigerweise auch nur in demselben Sinne bei der eingetretenen Zwietracht geschlichtet werden. Gregor hatte alle Vorwürfe Ludwigs durch die ausgeführte Bemerkung niederzuschlagen versucht, daß er nichts weiter beabsichtige, als die Wiederherstellung der gesetzlichen Ruhe zum Segen des Staats und der Kirche.

Seit der Rückkehr des Papstes in das Lager der Brüder wurde der Abfall im Heere des Vaters immer merklicher; das Beispiel Gregors, der die Partei der Söhne ergriffen zu haben oder ihr doch den Vorzug zu geben schien, konnte auch die Misstimmung der Soldaten vermehren, die wohl schon früher nicht mit ganzer Seele an Ludwigs zweifelhaftem Rechte hingen, und nun im Augenblicke der Entscheidung um so lieber ihrem natürllchen Gefühl folgten, vielleicht auch der Furcht vor dem Ausgange der Schlacht etwas nachgaben. Verlassen von seiner Kriegsmannschaft und fast ganz auf die Hülfsmittel seines eigenen, rathlosen Geistes beschränkt, gab er sich in die Gewalt seiner Söhne. Sie behandelten ihn als einen Gefangenen und beschworen die erste Theilung unter sich. Ludwig und Pipin verfügten sich in die ihnen so eben wieder zugefallenen Lande, jener nach Baiern, dieser nach Aquitanien. Lothar, neuerdings als Kaiser und Haupt der Familie anerkannt, bewachte dagegen in Soissons die Schritte seines Vaters und wollte ihm durch an-

gestiftete Mönche den nöthigen Geschmack am Klosterleben beibringen.

Auf dem Reichstage zu Compiegne (833) wurde mit arglistiger Erfindsamkeit eine öffentliche Herabwürdignng Ludwigs beliebt, die ihm den Weg zum Throne auf immer verschließen sollte. Mehrere Bischöfe, unter ihnen auch Agobard und Ebbo von Rheims, den Ludwig früher mit vielfältigen Beweisen seiner Gunst überhäuft hatte, setzten ihm um die Wette mit Bußermahnungen zu, damit er nicht eben so die Gnade des Himmels verlieren möge wie die irdische Macht; sie überreichten ihm zur handschriftlichen Beglaubigung einen förmlich Catalog seiner Sünden. Ludwig demüthigte sich vor ihnen bis zum Fußfalle, er, der Sohn Karls des Großen, der den schönsten Theil Europas sein genannt, und dessen Wille der gewitzigten Geistlichkeit beinah als Gesetz gedient hatte. Nachdem Ludwig mit zerknirschtem Herzen seine Bereitwilligkeit zu dem feierlichen Büßungsact erklärt hatte, wurde er zu Soissons in die Kirche des heiligen Medardus geführt, und in Gegenwart Lothars, des Hofes und des zahlreichen Clerus vor den Altar gestellt. Hier warf er sich auf eine härene Decke nieder, stammelte reumüthig seine Vergehungen gegen Gott, die Kirche Christi und sein Volk her, und flehte um die Zulassung zur Kirchenbuße, wie um den Genuß einer unschätzbaren Gnade. Nochmals drangen die Bischöfe auf das offenste Bekenntniß seiner Sünden, und damit er aus Gedächtnißschwäche ja nicht eine und die andere unterschlage, mußte er das eingetragene Register derselben von einem Zettel ablesen. Er klagte sich des Kirchenraubes und Mordes

an in Betracht des seinem Vater vor dem Altare geleisteten und nachher gebrochnen Versprechens und der von ihm anbefohlenen Blendung seines Neffen Bernhard, der an den Folgen derselben gestorben war. Er führte den Umsturz des ersten eidlich bekräftigten Theilungsvertrags als einen Meineid an, dem als solchen die schlimmste Rückwirkung der Strafe nachgefolgt sey. Während der Fastenzeit habe er das Christenthum unnöthigerweise durch einen unternommenen Feldzug geschändet, auf den grünen Donnerstag eine Reichsversammlung angesetzt, mehrere treue Diener, Priester und Mönche gewaltthätig verfolgt und gemißhandelt und über sein ganzes Reich die volle Schale des tiefsten Elends ausgegossen. Er entledigte sich der vorgeschriebenen, grausam ausgesuchten Demüthigung unter vielen Thränen, stellte dann den Bischöfen das schriftliche Zeugniß seiner gehäuften Schuld wieder zu, legte seinen Kriegsgürtel nebst der kaiserlichen Kleidung ab, kroch in den schwarzen Rock eines Büßenden und hierauf in die Klosterzelle.

Die Nachwelt könnte dem tiefgesunkenen Manne eine mitleidige Theilnahme schenken, wie er sie bald darauf bei den Zeitgenossen fand, hätte er sie nicht so gröblich verwirkt durch die nichtswürdigste Schwäche, und wäre er endlich von seinem alten Fehler, der unvernünftigen, elenden Parteilichkeit für Karl gründlich geheilt worden. Seine Schmach war ein Vorbote der ähnlichen spätern Scene zu Canossa, nur mit dem Unterschiede, daß Gregor durch seine großartige Festigkeit die kleinlichen Machinationen der fränkischen Geistlichkeit tief unter sich ließ.

Mittlerweile war Gregor, verdrießlich über seine fehlgeschlagenen Entwürfe, nach Rom zurückgekehrt; worin diese eigentlich bestanden, läßt sich mehr errathen als genau angeben; er wollte wahrscheinlich durch ruhige Aufhebung des kriegerischen Familienzwistes den tief herabgekommenen Ländern eine Wohlthat und dem Ansehn seines Stuhls einen Dienst erweisen, der diesen in der allgemeinen Achtung eine Stufe höher rücken konnte; er mochte an den Nimbus von Herrlichkeit gedacht haben, der sich um das Haupt seiner Vorgänger bei ähnlich glücklich beendigten Reisen gelegt hatte.

Gregor war gar bald nach seinem verunglückten schiedsrichterlichen Versuche mit dem Kaiser Ludwig wieder in freundschaftliche Berührung getreten; dürfte man auf das Betragen eines so charakterlosen Fürsten eine Vermuthung stützen, so würde es diese seyn, daß der Papst in jener Angelegenheit keine Schuld auf sich geladen, höchstens als seynwollender Friedensstifter etwas zudringlich und vorlaut gewesen war. Dem Befehlshaber seines Sohnes Lothar, des Königs von Italien, ließ der Kaiser, benachrichtigt von einigen auf dem Grundeigenthume der römischen Kirche verübten Räubereien, ernstlich durch eine eigne Gesandtschaft andeuten, den apostol. Stuhl gegen dergleichen Gewaltthätigkeit kräftig zu wahren.

Die Kaiser pflegten, wie bereits angemerkt wurde, als oberste Beherrscher Roms Bevollmächtigte dahin abzusenden, um daselbst die Gerechtigkeit zu verwalten, die Beschwerden des Volks zu vernehmen und wo möglich abzustellen. Einst saßen in einer nicht näher bezeichneten Zeit zwei solcher Bevoll=

vollmächtigter, ein Bischof und ein Graf, im lateranischen Palast unter den Augen des Papstes und vieler Großen zu Gericht über die Anklage des Abtes im Kloster zu Farfa, der mehrere unter den Päpsten Adrian und Leo **III.** denselben entrissenen Ländereien zurück verlangte. Die kaiserlichen Geschäftsführer, überzeugt von der Gültigkeit der vorgebrachten Beweise, sprachen zu Gunsten des Klosters. Gregor wandte sich an die Entscheidung des Kaisers; der Erfolg dieses Schrittes ist unbekannt.

Eine neue Gefahr stieg seit kurzer Zeit gegen Rom auf, welche für das vielfach verflochtene System der italienischen und zumal der päpstlichen Politik nicht ohne Folgen blieb. Durch eine merkwürdige, fast romanhafte Wendung der Dinge hatten die Araber auch auf Sicilien und in Calabrien Fuß gefaßt. Unglückliche Liebe soll den ersten Anstoß zu dieser Eroberung gegeben haben. Ein von dem griechischen Kaiser Michael dem Stammler, dem damaligen Beherrscher Siciliens in den Verlust seiner Zunge verurtheilter Jüngling, weil er eine Nonne entführt hatte, wandte sich angeblich zu den Sarazenen des nördlichen Afrika, erregte durch seinen Durst nach Rache ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme, und als ein willkommnes Werkzeug ihrer Absichten kräftig unterstützt, erschien er mit 100 Schiffen, 700 Pferden und 10,000 Mann Fußvolk bei Mazara unweit der Ruinen des alten Selinus. Sein anfängliches Glück verließ ihn später, die Griechen retteten das belagerte Syracus und erschlugen den kühnen Abenteurer, den verhaßten Ueberläufer zu dem Glauben des Koran vor den Wällen ihrer

Stadt. Seine afrikanischen Kampfgenossen mußten ihren reißenden Hunger durch das Fleisch ihrer Pferde stillen. Eine mächtige, aus Andalusien angekommene Verstärkung nahm den gescheiterten Entwurf der Vorgänger und Brüder wieder auf, bezwang nach und nach den westlichen Theil der Insel und erhob den bequemen Hafen von Palermo zum Haltpunkt seemännischer und kriegerischer Unternehmungen *). Syrakus hatte ungefähr 50 Jahre dem griechischen Scepter gehört, als es nach einer zwanzigtägigen ruhmvollen Vertheidigung in die Gewalt der Saracenen fiel. Die Religion und Sprache der Griechen wich

*) So lautet die gewöhnliche Erzählung, die auch Gibbon aufgenommen hat. Sie leidet an innern Widersprüchen, die selbst dieser berühmte Geschichtschreiber nicht hat verbergen können, wie er denn bekanntlich in der spätern Geschichte des griechischen Reichs nicht immer mit strenger Kritik verfährt. Schlossers Darstellung ist offenbar vorzuziehen. Dessen Berichte zufolge hatten die Araber aus Afrika und Spanien schon seit längerer Zeit die Küsten von Sicilien und Unteritalien geängstigt; eine Niederlage der spanischen und ein Friede der afrikanischen Saracenen, geschlossen unter Leo dem Armenier, sicherte jene Länder auf einige Zeit. Unter dem Kaiser Michael kehrten (840) die afrikanischen Araber zurück, überfielen Palermo, wurden aber durch den Angriff des Bonifacius, Grafen von Corsika zur Vertheidigung ihres bedrohten Vaterlandes zurückgerufen. Der obenerwähnte Abenteurer, Euphemius genannt, mag ein angesehener Syrakusaner gewesen seyn, den seine mit der griechischen Regierung unzufriedenen Landsleute vermuthlich als Herzog an die Spitze der Unternehmungen stellten. —

fortan der aufgepflanzten Fahne des Propheten; an einem Tage wurden 15,000 Kinder unter Vollziehung der Beschneidung dem Mahomedanismus geweiht. Die arabischen Schaaren drangen von Palermo und andern ältern Sitzen ihrer Macht gegen Unteritalien vor; 150 Ortschaften in Calabrien und Campanien litten von ihren Angriffen und Plünderungen. Die Saracenen hätten, wohl und dauerhaft vereinigt, ganz Italien an sich gerissen; allein das Ansehn der Kaliphen von Bagdad war in Westen gesunken, die Herrscherfamilien der Aglabiten und Fatimiten griffen in Afrika um sich, und die Fürsten Siciliens strebten nach Unabhängigkeit; so blieb es denn bei einzelnen wiederholten Raubzügen.

Gegen diese traf der gegenwärtige Papst, da sich die Saracenen bis unter die Mauern Roms heranwagten, reiflich überlegte Vorkehrungen; er verbesserte und befestigte den Hafen von Ostia am Ausflusse der Tiber, führte neben der erwähnten Stadt eine neue auf, umgab sie mit hohen Mauern, festen Thoren, tiefen Gräben und mehrern Thürmen, auf welchen Kriegsmaschinen zur Abwehr der etwa wiederkehrenden Saracenen angebracht waren. Die Peterskirche lag damals noch außerhalb des eigentlichen Rom, den feindlichen Angriffen gefährlicher ausgesetzt, als die Stadt selbst. Seine Ruhmliebe verrieth der Papst durch den Befehl, die Anlage jener Stadt zur Verewigung seines Andenkens Gregoriopolis zu nennen; sie ist indessen neben Ostia wieder in Vergessenheit gesunken. Die musterhafte Sorge des Papstes für die Sicherheit Roms fand in den zugeflossenen Hülfsquellen der karolingischen Schenkungen einen

heilsamen Vorschub; in dem vorliegenden Falle und noch mehr unter der Regierung des folgenden Papstes, Leos IV. springt es klar in die Augen, wie die Verbindung der weltlichen und geistlichen Macht unter dem Schirme des Petrus auch von Zeit zu Zeit die wohlthätigsten Wirkungen hervorbrachte, so viele Nachtheile jenes gewagte Amalgama, nicht sowohl an und für sich, als von andern schwer zu umgehenden Seiten mit sich führte. Hätten die Saracenen Italien unterjocht, so war es um das Papstthum, vielleicht auch um den weitern Fortgang des Christenthums geschehn, da dieses mit jenem damals inniger zusammenhing, als Viele heut zu Tage glauben wollen. Gregor starb nach der wahrscheinlichsten Meinung am 25. Januar 844 nach einer angeblichen Regierung von 16 Jahren, einigen Monaten und Tagen.

Kurz vor dem Tode Gregors war endlich auch unter den hinterlassenen Söhnen des Kaisers Ludwig nach einigen wieder ausgebrochenen Stürmen auf Jahrhunderte hinaus der Grund zu neuen abgesonderten Staatsverhältnissen gelegt worden.

Es wurden nämlich durch den Vertrag zu Verdun (843) die Länder folgendermaßen getheilt: Lothar erhielt das Kaiserthum, und damit auch die Herrschaft über Rom (das sogenannte Imperium romanum) das Königreich Italien und das zwischen der Rhône, Saone, Maas und Schelde gelegene Gebiet. Deutschland (Ostfranken) fiel an Ludwig den Deutschen, bis an den Rhein und jenseits desselben gehörten ihm auch noch die Städte Mainz, Speier und Worms (propter vini copiam) mit ihrem Zubehör. Westfranken zwischen dem Weltmeere, der Rhône, Maas und

Schelde machte das Eigenthum Karls aus. Die politische Verbindung, welche die versöhnten Brüder unter sich abschlossen, wenn sie sich ja darüber vereinigten, ist nicht näher bekannt. Für die Entwickelung der Völker, die sich jetzt bestimmter von einander schieden *), war diese Theilung von Wichtigkeit, nicht minder für den Gang des Papstthums. Das große Theater der fränkischen Monarchie verwandelte sich nun in kleinere; was hier dem römischen Stuhle nicht gelang, konnte anderswo versucht werden; die Masse des ehemaligen Ganzen drückte auf denselben nicht mehr mit derselben Schwere des Ansehens; selbst die von Zeit zu Zeit eintretende Verschmelzung der getrennten Bestandtheile reizte die Päpste zur vielfältigen Einmischung; hierzu kam, daß die Spannung der karolingischen Familie unter allem Wechsel der äußern Formen fortdauerte, die Machtsprüche des Vaticans begünstigte, sie mitunter sogar laut aufrief.

Sergius II. (844-47) Sergius II., ein geborner Römer und dortiger Archipresbyter, wurde, wie es heißt, am 10. Februar 844 gewählt und geweiht, nicht ohne heftigen Widerspruch; denn eine zahlreiche Gegenpartei aus der Mitte des Volks wollte Johannes, einen römischen Diaconus zur Tiare verhelfen, nahm den lateranischen Palast mit Gewalt und vertrieb den Gegenpapst aus demselben, mußte aber zuletzt doch weichen, vorzüglich durch den Widerstand des mit Sergius verbundenen Adels.

*) Eigentlich doch erst um 888, wie K. F. Eichhorn in seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte treffend bemerkt.

Der unterdrückte Johannes entging der Strafe der Hinrichtung, wie erzählt wird, kaum durch die eingelegte Fürbitte des Sergius. Unter den obwaltenden Unruhen des Schisma war keine Zeit übrig geblieben, an die kaiserliche Bestätigung zu denken; die Doppelwahl hatte den Parteien die Besinnung geraubt, auch bot die Alternative dem Kaiser eine zu lockende Gelegenheit dar, mit seinem oberherrlichen Einfluß dazwischen zu treten, als daß die Römer, auf ihren Vortheil bedacht, sich hätten eilfertig an Lothar wenden mögen. Die vorhergegangene Spaltung der karolingischen Familie, nebst der daraus entsprungenen Zerrüttung, hatte unstreitig auch in Rom die Achtung vor dem kaiserlichen Willen vermindert; es war der Mühe werth zu versuchen, ob die Wahlangelegenheit nicht unter dem wirklichen Hinderniß und dem scheinbaren Vorwande der beigelegten Fehde der Beistimmung Lothars unterschlagen werden könne. Dieser, eifersüchtig auf das ihm zustehende Recht der Bestätigung, wie er denn überhaupt gern zugriff, auch da wo er nicht sollte, zürnte über das Versäumniß der pflichtmäßigen Aufmerksamkeit, und schickte seinen Sohn Ludwig, den von ihm ernannten König der Lombarden, mit einem Heere ab, um das Land auf den Punkten zu besetzen, wo sich Spuren des Widerwillens gegen die fränkische Regierung zeigen dürften und dann auch, um allenfalls mit dem Nachdruck der Waffen gegen den vergeßlichen Uebermuth der Römer einzuschreiten, damit die geschärfte Erinnerung an ihre Abhängigkeit desto fester hafte. Das anrückende Kriegsvolk jagte von Bologna bis in die Nähe Roms durch Scenen des Mords die

geschreckten Bewohner in verborgene Zufluchtstätten; schon in einer Entfernung von 9 Meilen kam den unaufhaltsamen Rächern der beleidigten Majestät, auf Veranstaltung des Papstes, die gesammte Obrigkeit und etwas später auch die vorhandene Besatzung, der Adel und ein Theil der Geistlichkeit Roms entgegen, unter Preisgesängen und zum Zeichen des friedlichen Empfanges auch mit den Kreuzen und Fahnen der zitternden Stadt. Sergius, umgeben von seinem Clerus, erwartete den König Ludwig am Eingange der Peterskirche, gewährte ihm aber nicht eher den Eintritt, als bis derselbe die aufgeworfene Frage, ob er als redlicher Freund der Kirche und der Stadt komme? mit erwünschter Bestimmtheit bejaht hatte. Hierauf betrat Sergius mit dem Könige die Kirche, deren früher verschlossene Thüren sich nun auf den Wink des Papstes öffneten und es begann ein feierlicher Gottesdienst, nach dessen Beendigung Ludwig, begleitet von dem Adel, in sein Lager zurückging. Kaum waren einige Tage verflossen, so salbte und krönte Sergius Ludwig auf dessen Verlangen zum Könige der Longobarden.

So lautet die etwas verfängliche Erzählung des Anastasius. Die angeführten Nachrichten von blutiger Feindseligkeit auf der einen und von gränzenloser Furcht auf der andern Seite, wollen nicht recht zu dem entschlossenen, fast verwegnen Betragen des Papstes und dem kleinlauten Wesen des Königs passen; eben so wenig schicken sie sich zu den spätern Vorgängen; die Farben sind einmal zu dunkel und dann wieder zu hell und verlieren sich dadurch in das unangenehme Grau der historischen Zweideutigkeit. In den Umgegen-

den Roms richtete das fränkische Heer arge Verwüstungen an, das braucht nicht gerade auf Geheiß des Königs, und konnte auch aus Mangel an Disciplin geschehen; gleiche Gefahr soll auch Rom selbst bedroht haben; der Papst, so heißt es, wandte selbe ab durch Verschließung der Thore und Aufstellung bewaffneter Wachen. Wenn die Feinde durch so mäßige Gegenanstalten abgehalten werden konnten, so waren die Römer in ihrer demüthigen Fügsamkeit offenbar zu weit gegangen, und es ist nicht wohl begreiflich, woher ihnen beim Anblicke der Verheerungen eine so plötzliche kraftvolle Geistesgegenwart gekommen seyn soll und weshalb umgekehrt die zerstörenden Franken gerade vor den Thoren Roms, das schwerlich wie Babylon befestigt war, auf einmal so zahm wurden. Kurz und gut, die oben aufgenommene Darstellung ist einer starken, vielleicht auch geflissentlichen Uebertreibung verdächtig, die an Anastasius nicht sonderlich befremdet *).

Man darf unbedenklich als gewiß annehmen, daß Ludwig die Zuziehung der kaiserlichen Mit-

*) Die fränkischen Jahrbücher des Klosters vom heiligen Bertin berühren bloß die Hauptsache, auf die es uns hier ankommt, und sind in ihrer Enthaltsamkeit glaubwürdiger als der breite Anastasius, der über jene hinweggeht; sie sagen, Lothar habe durch seinen Sohn Ludwig darauf bestanden, daß künftig kein erwählter Papst ohne die vorhergegangene Bestätigung des Kaisers geweiht werden dürfe, und zwar nicht anders als in Gegenwart der kaiserlichen Bevollmächtigten. Uebrigens habe Ludwig mit seiner Aufnahme und dem Ausgange des ihm übertragenen Geschäfts zufrieden seyn können.

wirkung nach getroffener Wahl vor Vollziehung der Weihe als unabänderliches Grundgesetz für die vollkommene Giltigkeit eines rechtmäßigen Papstes aufgestellt habe. Es mag darüber zu manchen lebhaften Erörterungen gekommen seyn, an welche sich auch die Beschwerden verschiedner italienischer Bischöfe reihten, die im Vertrauen auf die Spannung zwischen Ludwig und Sergius dem Letztern mit ungewöhnlicher Thätigkeit zusetzten. An der Spitze dieser unzufriedenen Bischöfe, die sich von der kirchlichen Oberhoheit des Papstes, welche sie ein Joch schalten, wo nicht völlig losreißen, doch bis auf einen gewissen Punkt frei machen wollten, standen die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna. Der von ihnen angegangene König, auf dessen Unterstützung sie rechneten, hörte auch ihre Klagen willig an, und verordnete zum Behufe eines förmlichen Verhörs ein Concilium an, auf welchem der Papst seine Sache in Person zu vertheidigen hatte. Dieser that es mit einer so wohlangebrachten Wirksamkeit, daß seinen Gegnern nichts übrig blieb, als ein schamvoller Rückzug. Dem Könige von Italien war es schwerlich mit dieser Untersuchung harter Ernst gewesen; er wollte den Papst allem Vermuthen nach blos etwas vernehmlich auf seine Pflicht der Abhängigkeit hinweisen. Auf demselben Concil, das vielleicht aus weltlichen und geistlichen Theilnehmern zusammengesetzt war, wie dieß auch die starke Sprache der Gegner des Papstes anzudeuten scheint, wurde die Forderung aufgestellt, — man sagt, von dem schon früher erwähnten Drogo — Sergius solle mit seinen Römern dem Könige Ludwig den Huldigungseid leisten. Der Papst wi-

versetzte sich dem Antrage aus dem Grunde, weil die herkömmliche Sitte dagegen streite, vermöge welcher die Huldigung einzig und allein dem Kaiser dargebracht werden könne, dem er sie dann auch mit Einschluß des römischen Adels und Volkes keinen Augenblick verweigern wolle. Das Ansinnen der Fremden ging vielleicht blos darauf hin, daß Ludwig die verlangte Huldigung im Namen des Kaisers entgegen nehmen solle, wenn man darüber nicht absichtlich eine nähere Erklärung vermied, um die Römer desto sicherer mit den Banden der Abhängigkeit zu umstricken. Sergius merkte die Falle, wenn hier eine aufgestellt war; oder verhielt sich die Sache einfacher, so wollte er doch für die Zukunft einer möglichen Misdeutung vorbeugen und überhaupt dem päpstlichen Ansehn gegen das königliche nichts vergeben. Die vorhergegangenen Zerwürfnisse zwischen den Mitgliedern des karolingischen Herrscherstammes lehrten den Papst Umsicht; er handelte im Sinne der Vorzeit und des römischen Interesse, wenn er dem Kaiser eine Anerkennung der Oberhoheit aufbewahrte, die diesem allein gebührte. Wo nur immer zwischen Römern und Franken Misverhältnisse hervortreten, sind auch die Rückwirkungen derselben den schwankenden abweichenden Aussagen der Geschichte eingedrückt; eine Bemerkung, die sich auch hier wieder entgegendrängt.

Drogo, durch Verwandtschaft und persönliche Verdienste ein vielgeltender Geistlicher an den Höfen Lothars und seines Sohnes Ludwig, der auch in Rom einen bedeutenden Einfluß auf die erwähnten Verhandlungen ausgeübt hatte, erschien dem Papste in dem Lichte einer überaus brauch-

baren Mittelsperson zwischen sich, den entferntern Kirchen und den einzelnen Mitgliedern der karolingischen Familien; es kann auch seyn, daß er den tüchtigen Mann zugleich deshalb an sich fesseln wollte, weil er aus Erfahrung gelernt hatte, wie sehr dessen Entschiedenheit und Anhang zu fürchten sey. Im Jahr 844, also ziemlich unmittelbar nach den beigelegten Unruhen Roms, bestellte er ihn zu seinem Vicar jenseits der Alpen, und unterwarf ihm als solchen alle fränkische und deutsche Kirchen; er winkte zugleich den transalpinischen Bischöfen unter der Hand zu, sie möchten wie er, die hohen Verbindungen Drogo's nicht übersehn *). Die Bischöfe beseitigten den angeregten Punkt der politischen Rücksicht völlig, wenn sie ihm nicht gar aus vorschauender Besorgniß mit durchdachter Planmäßigkeit auswichen; auf der Synode zu Verneuil sprachen sie sich dahin aus, daß zur Anerkennung Drogo's in der besagten Eigenschaft eines päpstlichen Vicars innerhalb der angewiesenen Gränzen der einstimmige Beschluß einer größern Kirchenversammlung, zusammengetreten aus Deutschland und Gallien, unumgänglich nothwendig sey **). Dieselben Bischöfe waren sechs Jahre später außer sich vor Entrüstung über den

*) „Quia gloriosi Imperatoris Caroli filius et magni Imperatoris Lotharii, fratrumque ejus avunculus est.“

**) Concil. Vernens II. ann. 844. c. 2 „De praelatione reverendis simi Drogonis definire, aliud non audemus, nisi expectandum, quam maximus cogi potest, Galliae Germaniaeque conventum.“

Grafen Nomenoy von Bretagne, weil dieser ein Schreiben des folgenden Papstes, Leo IV. dem von Gott der Primat über die ganze Welt aufgetragen sey, mit der Miene der Verachtung aufgenommen hatte *). Dieser auffallende Widerspruch in kirchlicher Theorie und Praxis erschwert das Urtheil über die eigentliche Stellung des Papstes zu jenen Bischöfen; man weiß nicht, ob sie es mit ihrem Ungehorsam oder mit ihrer Gelehrigkeit aufrichtiger meinten; soviel ist ausgemacht, daß der Ausführung des römischen Supremats unter Sergius jenseits der Alpen große Hindernisse im Wege standen. Die zweifelhafte Lage der Dinge zwingt zu Vermuthungen. Der Widerstand der fränkischen Bischöfe gegen die Schritte Gregors IV., die sie als völlig unstatthafte Eingriffe bezeichnet hatten, wurde für die Nachahmung als einladendes Beispiel begierig aufgegriffen. Es war damals für das Papstthum eine scheinbar unbegreifliche und doch sehr natürliche Krisis eingetreten, die demselben entweder höhere Reife versprach, oder schnellen Rückgang drohte. Der Erfolg hing davon ab, ob die getheilte Geistlichkeit bei dem großen zwischen Staat und Kirche anhängigen Rechtshandel, dem die nebenlaufenden Kriege gleichsam als Termine dienten, auf die Länge in dem streitenden verwickelten Interesse der Tiare und der weltlichen Kronen mehr oder weniger das ihrige wahrnahm, und in welchem Wege sie dasselbe am meisten befördern konnte und wollte. Gelang es dem

---

*) „Cui primatus totius mundi a Deo datus est." S. das Synodalschreiben Concil. T. VIII. p. 58.

Päpste, seinen bisherigen Vorsprung zu behaupten, verstand er die Kunst, auch die untergeordneten und vornehmern Geistlichen als Glieder eines und desselben Körpers troz ihrer einzelnen Gegenbewegungen dem Staate als geordnete Masse gegenüber zu stellen; so war sein Sieg gewiß und verkündigte desto raschere Fortschritte, sobald die einstweilige Hemmung glücklich überwunden war. Unter Karl dem Großen wußte die Kirche eigentlich nicht, wie sie mit ihm daran war, so großmüthig beschützte er sie, so ehrfurchtsvoll kam sie ihm aus dankbarer Ergebenheit entgegen. Sie erwachte unter Ludwig dem Frommen zu einem schärfern Selbstbewußtseyn, beging aber, ungewohnt des neuen Gleises mannichfaltige Mißgriffe, weil sie auf einmal ihre Hand in den verschiedenartigsten Richtungen ausstreckte; aufgeklärt über sich selbst, durch die Lehre der schwierigsten Zeitumstände, fing sie wieder an, sich innerlich und äußerlich zu sammeln; wie weit sie es darin in kurzer Zeit unter dem Vortritte der Päpste gebracht hatte, wird die starke Regierung Nicolaus I. zeigen. So dürften sich die durcheinander geworfenen Stoffe des Unfriedens, die uns unter Sergius aufstoßen, im Allgemeinen einigermaßen genetisch erklären lassen.

Im Jahre 846 erschienen die Saracenen wieder vor Rom, plünderten die durch ihre Lage preisgegebne Peterskirche, und führten den silbernen Altar über den Gräbern der beiden Apostel Petrus und Paulus räuberisch mit sich fort; die Römer zu schwach für offenen Widerstand, sahen von den Mauern ihrer Stadt, dem heillosen Beginnen ihrer ungläubigen Feinde mit einem Ge-

misch von Zorn und Ohnmacht zu. Die Saracenen sollen auf ihrer Rückkehr durch einen heftigen Sturm mit ihren geraubten Schätzen größtentheils in den Fluthen des Meeres, welches nach der andächtigen Meinung der Zeitgenossen das Strafgericht Gottes vollziehen half, begraben worden seyn. Nichts desto weniger brachen bald darauf frische Schaaren von Benevent her gegen Rom auf. Vergeblich rief die geängstigte Stadt ihren weltlichen Oberherrn Lothar zu Hülfe; er versuchte damals seine Waffen gegen andere ihm gefährlichere Feinde. Die Verzweiflung spiegelte sogar Gedanken der Hoffnung an das griechische Kaiserthum vor; allein der Versuch einer Verbindung mit ihm schien ein Bruch der Treue gegen das fränkische Haus, obenein war auf Rettung aus so weiter Ferne kaum zu rechnen. Der Tod des Sergius, der am 27. Januar 847 starb, verfinsterte den Horizont noch mehr; da ging den Römern in seinem Nachfolger ein Licht des Heils auf, das selbst die kühnsten Wünsche übertraf.

In des Sergius Regierung fällt die Wiederherstellung des Bilderdienstes in der griechischen Kirche (19. Febr. 842), welche noch jetzt unter dem Namen des Festes der Orthodoxie jährlich gefeiert wird.

Noch vor der Bestattung des Sergius, so mächtig drängte die Gewalt des Augenblicks, wurde Leo IV. ein Römer und Priester seiner Vaterstadt einmüthig gewählt, unter Bewegungen der innigsten Theilnahme in den lateranischen Palast geführt und dann auf den apostolischen Stuhl erhoben. Seine Ernennung unter so

Leo IV. (847-855)

schwierigen Zeitumständen, gleichsam im Angesichte der Saracenen, beweist die hohe Meinung, welche die Römer von dem Werthe des seltenen Mannes gefaßt hatten; er entsprach derselben während seines ganzen, leider nur zu kurzen Pontificats so vollkommen, daß er für alle Zeiten als eine der edelsten Zierden der Kirche dasteht, in welchem sich altrömische Charakterkraft mit christlichem Sinne wunderbar vereinigte. Erst am 11. April wurde er geweiht, etwa drittehalb Monate nach seiner Wahl, da die Römer im Andenken an die Weisung, die ihnen neulich die Ankunft des Königs Ludwig gegeben hatte, nicht wieder durch Voreiligkeit den strafenden Unwillen des Kaisers Lothars erregen wollten. Das lange Ausbleiben der kaiserlichen Abgeordneten, deren Gegenwart und Beistimmung nach geschehener Anzeige der Wahl und der letzthin bekräftigten Verordnung zur Vollziehung der Weihe durchaus nothwendig war, so wie die steigende Gefahr von Seiten der Saracenen, hatten die Römer für den gegenwärtigen außerordentlichen Fall zu einer Abweichung von der vorgeschriebenen Regel vermocht, wobei sie sich übrigens gegen mögliche Misdeutungen ihres unfreiwilligen Verfahrens durch die öffentlich ausgestellte Erklärung verwahrten, daß sie durch die ohne ausdrückliche Genehmigung des Kaisers unternommene Ordination keineswegs dem Rechte der Krone, welcher sie nächst Gott den größten Gehorsam schuldig seyen, irgend einen Abbruch hätten thun wollen. Lothar konnte mit dieser Entschuldigung zufrieden seyn, und war es auch, wie es scheint, da er darüber schwieg.

Leo traf beim Antritte seiner Regierung *) sogleich die kräftigsten Vertheidigungsanstalten gegen die räuberischen Besuche der Saracenen; die Kirche öffnete diesmal zur rechten Stunde ihren wohlgefüllten Schatz, wetteifernd mit der Freigebigkeit des Adels und der reichern Bürger. Die hinfälligen Mauern erstanden durch Leos kräftige und thätige Fürsorge zu der gehörigen Festigkeit; die Thore wurden gegen Angriffe gesichert, die schadhaften Thürme wieder hergestellt, großentheils unter den Augen des Papstes, der die allbelebende Seele dieser Unternehmungen war. Am Ausflusse der Tiber legte er vermittelst zweier an den Ufern aufgeführten Thürme eine Kettensperre an, undurchdringlich selbst für die kleinsten Schiffe. Die Saracenen, zahlreicher als je, drohten, wie ihre Vorbereitungen bewiesen, diesmal nicht mit einer räuberischen Streiferei, sondern vielmehr mit einer bleibenden Besitznahme, einer festen Gründung ihrer Macht; sie waren aus den Höhen Sardiniens herübergekommen, wo sie sich etwas von den Beschwerden der Fahrt erholt und gesammelt hatten, und warfen die Anker vor der Mündung der Tiber aus. Zwischen Rom, den Seestaaten von Gaeta, Neapel und Amalfi war durch Leos kluge Thätigkeit ein Bündniß zu Stande gekommen; ihre Galeeren erschienen unter dem Oberbefehl des ritterlichen Cäsarius, eines Sohns des neapolitanischen Herzogs, im Ha-

---

*) Brower Gesch. d. Päpste, fünfter Theil, S. 580, läßt ihn ziemlich unwahrscheinlich schon um diese Zeit Hand an seine später umfassenden Bauten legen.

fen von Ostia. Dahin begab sich auch Leo, theilte hier den Trost und Segen der Religion aus, während er zugleich das kriegerische Feuer der Seinigen und der Fremden durch frische Flammen mehrte. Mit dem ganzen Eifer eines kindlichen Glaubens drängten sich die begeisterten Kampfgenossen in seine Nähe, sie küßten ihm die Füße, empfingen aus seiner Hand das Sacrament des Abendmahls, hielten sich für unüberwindlich, als sie ihn beten hörten, daß derselbe Gott, welcher Petrus und Paulus auf den Fluthen des Meeres geschützt habe, den Arm seiner Vertheidiger stärken möge gegen die Feinde seines heiligen Namens. Unter ähnlichen Wünschen und nicht weniger wohlgemuth schritten die Saracenen zum Angriffe der christlichen Fahrzeuge, die längs der Küste ihre vortheilhafte Richtung behaupteten. Der Sieg erklärte sich für die Verbündeten und wurde durch einen plötzlichen Sturm noch mehr beschleunigt. Die Christen schirmte die Nähe der Küste, die Schiffe der zerstreuten Sarazenen trieben an Felsen und feindlichen Eilanden herum. Diejenigen, welche dem Schiffbruch und Hunger entgingen, kamen unter den Händen ihrer erbitterten Verfolger um; Schwerdt und Galgen opferten noch später eine Unzahl von Gefangenen hin; wer unter diesen das Leben rettete, mußte an dem Aufbau der heiligen Stätten arbeiten, deren völligen Untergang sie kurz vorher beschworen hatten.

Rom war glücklich vertheidigt worden; jetzt dachte Leo auch an die Verschönerung der Stadt und andere damit verwandte Schöpfungen des nützlichen und bildenden Fleißes. Die Kirchen

wurden erneuet, prachtvoll ausgeschmückt, gegen 4000 Pf. Silber namentlich auf die Peterskirche verwendet, die in der letzten Zeit viel verloren hatte. Der Geschmack an den Werken einer gottgeweihten Kunst, in welcher sich die große welthistorische Bestimmung Roms gewissermaßen mit symbolischer Figürlichkeit nicht minder darstellt, als in dem Doppelgestirn seines durchlebten Geschicks in der alten und neuen Welt, hinderte Leo keineswegs, auch die ernstern Geschäfte würdig zu bedenken. Schon Leo III. war damit umgegangen, die Vorstadt, in welcher die Peterskirche stand, der größern Sicherheit wegen, mit dem eigentlichen Rom zu verbinden. Leo IV. fühlte sich berufen, auf der seither wieder vernachlässigten Grundlage seines Vorgängers fortzubauen und zu vollenden, was dieser begonnen hatte. Der Kaiser, hocherfreut über ein so ersprießliches Unternehmen, unterstützte es nebst seinen Brüdern durch reichliche Spenden; aus den Städten des römischen Herzogthums, aus den mehr oder weniger entfernten Landgütern und Klöstern zog man Arbeiter herbei. Die Gegenwart des unermüdeten Leo befeuerte den Fortgang des Geschäfts; noch vor dem Verlaufe von vier Jahren war es beendigt (852). Leo nannte die neue Stadt nach sich; er war, wie man sieht, nicht unempfindlich gegen den Ruhm bei der Nachwelt. Wer sich, wie er, Verdienste um die Mitwelt erwirbt, ist über den Vorwurf kleinlicher Eitelkeit erhaben. Die Einweihung ging unter den größten Förmlichkeiten vor sich; sie verknüpfte Irdisches und Himmlisches mit dem Bande der Religion. Leo umschritt barfuß, das Haupt mit Asche bestreut,

die Mauern der Stadt, begleitet in gleichem Aufzuge von dem gesammten römischen Clerus und mehreren benachbarten Bischöfen; demüthige Psalmen und Litaneien entfernten jeden Uebermuth der Freude. Leo beschloß die Ceremonie mit dem in allen Herzen wiedertönenden Gebete, daß unter dem Schutze der Apostel und des Himmels das alte und das neue jetzt vereinigte Rom, unbefleckt glücklich und unüberwindlich fortbestehn möge. Haufenweise waren die Korsen geflohen, bei der wiederholten Annäherung saracenischer Seeräuber, um an der Schwelle des Petrus Sicherheit zu finden. Leo versetzte sie in die entvölkerte und verfallene Stadt Portus am Ausflusse der Tiber und erleichterte ihnen Selbstvertheidigung und Unterhalt durch das Geschenk von Weinbergen, Aeckern, Wiesen und Vieh, indem er sie zur unauflöslichen Treue gegen die Römer und den apostolischen Stuhl verpflichtete. So stellte er auch mehrere Städte wieder her; unter andern auch die Mauern von Horta und Ameria; die umherirrenden Einwohner von Centumcellä, vertrieben von den Saracenen, sammelte er nicht gar weit von der Küste in einer neuen Stadt, die von und nach ihm den Namen Leopolis erhielt. Sie ist in der Folge wieder spurlos verschwunden, und vielleicht durch die erneuerte Aufnahme von Centumcillä verdrängt worden, woraus das heutige Civita Vecchia hervorgegangen seyn mag. Wenn ein Papst das ihm anvertraute Hirtenamt mit der Sorge für das irdische Wohlbefinden seiner Heerde geschickt und kräftig, wie Leo, zu vereinigen weiß, da kann

man wohl nicht über die Gebrechen einer Zwitterschaft klagen.

Lothar hatte mittlerweile seinen Sohn Ludwig, den König von Italien, zum Mitkaiser angenommen; er selbst ging später lebenssatt (855) ins Kloster Prum; sein zweiter Sohn Lothar erhielt die Länder am linken Rheinufer, die von ihm den Namen Lothringen erhielten, das aber damals einen größern Umfang hatte, als nach der heutigen Bedeutung. Karl, der dritte Sohn, wurde König von Provence; sein Gebiet ist ebenfalls nicht nach den Gränzen der jetzigen Provence abzuschätzen; es erstreckte sich vorzüglich nach Norden ziemlich weit über dieselben hinaus. Dieß im Vorbeigehn des genealogischen und politischen Zusammenhangs wegen. Leo krönte Ludwig II. im Jahre 850 zum Kaiser; zwischen beiden herrschte das beste Einverständniß; die Ordinationsangelegenheit, welche den Römern einige Besorgniß erregt zu haben scheint, veranlaßte von Seiten Ludwigs keine Beschwerde.

Ueber der Sorge für Roms Sicherheit und Verschönerung vernachlässigte Leo IV. keineswegs sein geistliches Hirtenamt; er war einer von den seltenen Männern, die innerhalb ihres pflichtmäßigen Berufs nichts Wesentliches übersehn, und Alles zu umfassen scheinen, weil sie Jedes in der rechten Weise ergreifen und ausführen. Im Jahre 853 *) versammelte Leo in Rom ein Con-

*) Dieses Datum ist aus der Histoire des Papes gezogen, die 1732 im Haag ohne Namen des Verfassers erschienen ist. Brower giebt ein offenbar falsches an, nämlich das Jahr 838, welches nicht

cil, auf dem 67 Bischöfe erschienen; vier unter ihnen hatte der Kaiser Lothar abgesandt. Es bestätigte theils verschiedene früher getroffene Anordnungen, theils faßte es auch einige neue Beschlüsse ab, die sich besonders auf Wiederherstellung der verfallenen Kirchenzucht bezogen. So oft auch schon den Geistlichen der gesetzwidrige Umgang mit dem zweiten Geschlecht untersagt worden war, so nothwendig blieb fortwährend die Wiederholung des vielfach umgangnen Verbots; auch das gegenwärtige Concil schärfte es mit erhöhterm Nachdruck ein, kam aber auch jetzt dem vorgesteckten Ziele nicht näher; der Ungestüm des physischen Triebes sprengte nach wie vor die schwachen Bande, womit die Kirche drohte. Es wurden ferner, mit Ausnahme des Ehebruchs, alle Ehescheidungen für unstatthaft erklärt. Verheirathete Personen sollten nicht ohne Einwilligung des Bischofs das Klosterleben erwählen, und diesem Letztern wurde aufgegeben, dahin zu sehen, ob Mann und Frau mit der Trennung zufrieden seyen; widrigenfalls hatte er das Gesuch abzuweisen.

Dasselbe Concil setzte den Anastasius, Cardinalpriester an der Kirche des heiligen Marcellus zu Rom einmüthig ab; er hatte seit fünf Jahren seine Gemeine verlassen, und während dieser Zeit eben nicht das erbaulichste Leben geführt; weder der vom Papst erlassene Befehl zur Rückkehr, noch der von ebendemselben über ihn ausgesprochene Bann war von der geringsten Wir-

---

einmal zu den Regierungsjahren des Papstes paßte.

kung gewesen; wie sein fortdauernder Aufenthalt in der Diöces Aquileja bewies, den er mit unerhörter Frechheit für ein unantastbares Asyl ausgab. Sein hartnäckiger Ungehorsam scheint zu den schlimmsten Vermuthungen über seine Sitten zu berechtigen; die Absetzung war für einen solchen Sünder eher eine zu gelinde als zu strenge Strafe; er verdiente eingesperrt zu werden. Das Concil sagte von sich selbst, daß es im siebenten Jahre des Pontificats des allerheiligsten und allgemeinen Papstes Leo IV. gehalten worden sey; eine urkundliche Angabe, die in Beziehung auf die Regierungszeit der Päpste, wie es heißt, hier zum ersten Mal vorkommt.

Um diese Zeit erschien auch der als König so berühmt und unsterblich gewordene Alfred in Rom, damals noch Knabe, abgeschickt von seinem Vater, dem Könige Ethelwolf von Westsachsen. Wahrscheinlich lag seiner Ankunft mehr eine religiöse Triebfeder als Sorge für seine Bildung zum Grunde, die er lediglich, wie sein späteres glorreiches Auftreten besagt, aus den Händen der Natur empfangen hatte. Leo nahm Alfred an Kindesstatt an; eine Feierlichkeit, die weiter nichts bezeichnete, als den väterlichen Schutz der Kirche, aber von der Andacht jener Zeit als ein sichtbares Unterpfand himmlischer Segnungen betrachtet wurde. In einem ähnlichen Sinne ist auch die Salbung zu verstehen, durch welche Leo Alfred für seinen künftigen königlichen Beruf einweihte. Alfred hatte mehrere ältere Brüder, die ihm in der Regierung vorangingen, Athelstan, der Mitregent des Vaters, starb noch vor diesem; ihm folgten Ethelbald, Ethelbert und Ethelred;

der erste verließ die Welt und den Thron 860, der zweite 866, der dritte 871. Nun erst wurde der zwei und zwanzigjährige Alfred König. Leo konnte ihn also bloß für den möglichen Fall im Voraus salben, daß er einst König würde, wenn er nicht der ganzen Handlung bloß eine symbolische Bedeutung unterlegte, ohne alle Rücksicht auf etwanige politische Folgen.

Unter Leo IV. warf der Mönch Gottschalk die Streitfrage über die Gnade, die Prädestination und die Freiheit des Willens auf, welche die Kirche in nicht geringe Unruhe versetzte. Leo nahm keinen Theil an diesem Kampfe und deshalb kann hier füglich davon geschwiegen werden.

Nach einer Regierung von acht Jahren, drei Monaten und sechs Tagen starb dieser vortreffliche Papst am 17. Juli 855. Er vereinigte nach dem Zeugnisse des Anastasius, der Lob hier wohl nicht verschwendete, wie er sonst gern thut, die achtungswürdigsten Eigenschaften, ohne sie durch irgend einen herrschenden Fehler zu trüben; ein Urtheil, das natürlich nur so weit gilt, als es die menschliche Schwäche überhaupt zuläßt. Auch andre Schriftsteller rühmen die Reinheit seiner Sitten, seine aufrichtige Frömmigkeit, seine Freigebigkeit, sein ausgezeichnetes Wissen. Einige leidenschaftliche Gegner, die ihre Befangenheit sichtbar verrathen, wie der Abt Lapus von Ferrières, haben ihm Geiz vorwerfen wollen, der sich besonders in der Freude an dargebrachten Geschenken gezeigt haben soll. Leo bedurfte des Geldes, um seine außerordentlichen Ausgaben für das allgemeine Beste zu bestreiten; er war vielleicht auch empfänglich für die Beweise eines

thätigen Wohlwollens; darauf hat die Verkleinerungssucht, wie es scheint, die Anklage des Geizes zu gründen gesucht. Leo behauptet in der katholischen Kirche den Rang eines Heiligen, der wenigen Päpsten mit größerm oder auch nur mit gleichem Rechte zukommt. Er wird auch von Einigen als Verfasser der Homilie über die geistliche Seelsorge (de cura pastorali) aufgeführt; Andere sprechen ihm dagegen diese Schrift ab. Mit einem höhern Grade von Wahrscheinlichkeit legt man ihm vier Briefe in den Conciliensammlungen bei.

Nach Leo IV. pflegt die Fabel von der sogenannten Päpstin Johanna eingeschaltet zu werden, eine Ausgeburt der satyrischen Phantasie, die freilich in keine ernsthafte Geschichte des Papstthums gehört, aber der Nachfrage wegen nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden darf. Die angebliche Geschichte dieses wunderbaren Anomalon, wie sie lange Zeit unangefochten von Munde zu Munde, und von einem Buche ins andre fortgepflanzt wurde, ist kürzlich diese: Ein englischer Missionair machte sich mit mehrern seiner Landsgenossen auf den Weg, um an der Bekehrung der von Karl dem Großen überwundenen Sachsen zu arbeiten. Seine Frau, die wahrscheinlich die Weiber bekehren wollte, wie er seines Theils die Männer, wenn das unzertrennliche Ehepaar nicht gar die Absicht hatte, die Rollen gelegentlich zu wechseln, kam in Mainz mit einer Tochter nieder, die gleich den Göttern der Mythologie, mehrere Namen trägt, unter keinem aber bekannter geworden ist, als unter dem der Johanna. Den Liebhabern von Pleonasmen sey hiermit gesagt, daß

sie Johanna auch Agnes, Geraerta, Isabella, Margaretha, Dorothea und Jutta nennen können, ohne ihr an der Richtigkeit ihres Taufzeugnisses etwas zu verderben; die vielen Namen mögen von den vielen Pathen herkommen, deren Großmuth die Armuth der Aeltern in Requisition setzte. Johanna hatte das reichste Angebinde unmittelbar von der Natur selbst empfangen, bewundernswürdige Geistesgaben, seltene Schönheit, und ein Feuer des Temperaments, welches bei so großen Vorzügen die gefährlichste Mitgift war. Der Vater ließ sich die Bildung des vielversprechenden Mädchens ernstlich angelegen seyn, und versäumte darüber vermuthlich die Sachsen ein wenig; binnen kurzer Zeit erregte Johanna durch ungemeine Kenntnisse und persönliche Anmuth die lauteste Aufmerksamkeit; man erstaunte in ihr Minerva und Venus vereinigt zu sehen. In der geheimsten und populairsten aller Wissenschaften, in der Kunst zu lieben, verdankte sie ihrem Vater nichts, darin war sie ganz Autodidact, wie es dem schöpferischen Genie ziemt. In dem Paradiese ihrer stillen Gefühle fing sie allmälig an, sich nach einem Herzen zu sehnen, in dem sich das ihrige abdrücken könne. Ein junger Mönch aus dem Kloster Fulda verstand die Sprache der Sympathie und erwiederte selbe mit glühender Leidenschaft; er trat mit Johannen in ein Noviziat, worin beide die schnellsten Fortschritte machten; er fehlte in keiner kanonischen Hora, die ihm die Geliebte zur gegenseitigen Erbauung angesetzt hatte; und sie pflegte anstatt der Psalmodie das hohe Lied anzustimmen und es nach ihrer Weise mit pantomimischen Variationen zu begleiten. Der Abt schlief

zuweilen, wie der gute Homer; deshalb blieben die amobaischen Andachtsübungen unbemerkt. Johanna wünschte sich in dieser mystischen Lebenspoesie zu vervollkommnen; jede Pause dünkte ihr ein unersetzlicher Verlust; der Mönch war keine von den einsiedlerischen Naturen, wie Paulus von Theben, Antonius, Pachomius; er hätte das Klosterleben nimmermehr erfunden, wäre es nicht schon dagewesen. In der Absicht, eine gewisse fortwährende Gemeinschaft der Güter zu stiften, entfloh Johanna ihrem Vater, während dieser mit den Sachsen eine Catechisation anstellte, warf sich in das Gewand eines Jünglings oder vielmehr eines Knaben, denn sie soll damals nur erst 12 Jahr gezählt haben — so frühreif war diese seltene Traube — bat den Abt um Aufnahme in sein Kloster, und täuschte ihn durch den Schein der Frömmigkeit und ihr züchtiges Wesen dergestalt, daß er sie freudig umarmte und ihren Wunsch erhörte. Jetzt hatte Johanna in der That den Himmel auf Erden, eigentlich einen doppelten, wenn man den Klosterhimmel mit einrechnet; sie führte wie es weiter heißt, mit ihrem Mönche das beschaulichste Leben, ohne sich ihm allzuvertraulich zu nähern; es scheint jedoch, daß ihr der Zwang mißfiel: denn nach einiger Zeit entsprangen die Liebenden aus dem Kloster und wandten sich nach England, ihrem gemeinschaftlichen Stammsitze, wo sie beide ihre bisherigen Studien fortsetzten. Bald wurde ihnen auch England eben so eng wie die Klosterzelle; sie besuchten Frankreich, Italien, Griechenland und wählten hier besonders Athen zu ihrem Aufenthalte, wo sie eine geraume Zeit mit dem glänzendsten Erfolge den Musen dien-

ten. Johanna hatte die Verkleidung beibehalten, als fahrender Scholasticus den Weg zurückgelegt, hier und da unter dem größten Beifalle Disputatorien und Examinatorien mit den Gelehrten angestellt und auch für den ausgetretnen Fuldenser noch einige Augenblicke zu Privatissimis erübrigt. Bower läßt den Mönch in Athen sterben und die tiefbetrübte Johanna allein nach Rom reisen; er möchte seinen neugierigen Lesern gern verrathen, welche Krankheit den hoffnungsvollen Mann dahin gerafft hat, ist aber nicht kühn genug, eine kritische Conjectur zu wagen. Schröckh, so gravitätisch er sonst auftritt, spielt bei dieser Gelegenheit ein wenig den galanten Historiker; er giebt Johannen ihren Mönch mit auf den Weg nach Rom, ohne sich weiter mit indiscretem Forschungseifer darum zu kümmern, wie sie des treuen Schattens hier ledig wird. Damit wir zwischen Bower und Schröckh noch eine dritte Meinung aussprechen, die vielleicht als vermittelnde Hypothese dienen kann; nehmen wir an, daß der erschöpfte Mönch kurz nach seiner Ankunft in Rom stirbt: so bekommen wir unter der Hand für Johannen Raum zu ihrem vermeinten Emporsteigen zum apostolischen Stuhle, und erleichtern ihr auch noch den beschwerlichen Weg von Athen nach Rom, wo sie ohne männlichen Beistand auf dem Meere, das Griechenland von Italien trennt, gar leicht Schiffbruch leiden und so das Incognito ihres Geschlechts gefährden konnte. In Rom stieg ihr Ansehn schnell und mächtig; man verehrte nicht minder ihren reichen, umfassenden Geist, als die Unsträflichkeit ihres Wandels, dem die strengste Religiosität zur Seite ging. Sie

trat auch unter allgemeiner Bewunderung als öffentliche Lehrerin auf; verkleidet wie sie blieb, hieß sie hier Johannes von England (Johannes Anglicus). Nach dem Tode Leos IV. glaubten die Römer, wie es heißt, diesem Papste keinen würdigern Nachfolger geben zu können als Johannes von England, der durch eine Art von Widerspiel uns halb an Johann von Paris erinnert. Jetzt bezahlte Johanna, gerade unter den mißlichsten Verhältnissen, der Natur den schuldigen Tribut, das heißt, sie stand auf dem Punkt, Mutter zu werden. Bei Schröckh nimmt der Mönch von Fulda die Vaterschaft auf sich, bei Bower ein Hausbediente des weiblichen Papstes. Auf einem feierlichen Zuge von St. Peter zu der Kirche und dem Palaste des heiligen Johannes von Lateran, zwischen dem Coliseum und der Kirche des heiligen Clemens wurde Johanna, die ihre Entbindung nicht so nahe glaubte, und bei dem festlichen Umgange nicht wohl fehlen durfte, plötzlich von den heftigsten Schmerzen überfallen; sie gebar einen Sohn, welchem sie auf der Stelle in den Tod nachfolgte, wiewohl es darüber mehrere Versionen der Ueberlieferung giebt. Johanna soll an demselben Orte begraben worden seyn. Seit jener Zeit, so schließt der abenteuerliche Roman, vermieden die Päpste bei religiösen Umgängen jene Gegend, welche sie an einen so ehrenrührigen Auftritt erinnerte.

Um den Bodensatz der schlecht ersonnenen Fabel bis auf die letzten Hefen zu leeren, sey hier auch noch des durchlöcherten Stuhles gedacht, auf welchen man, wie die eben so boshafte als lügnerische Fama erzählte, seit jenem ärgerlichen Vor-

fall jeden neuen Papst setzte, um sich von dem männlichen Geschlechte desselben auf die handgreiflichste Weise zu überzeugen; mit dieser seltsamen Prüfung war jedesmal der jüngste Diaconus beauftragt, der, wie es heißt, die Gewißheit des erforderlichen Status quo mit den Worten angekündigt haben soll: mas est, worauf die anwesende Geistlichkeit antwortete: Deo gratias. Selbst Platina, Kanzleibediente des römischen Hofes, hat in seinem biographischen Werke über die Päpste offen eingestanden, daß dieselben nach herkömmlichem Brauche vor dem Antritte ihrer Würde auf einen solchen Stuhl gesetzt worden seyen; nur deutet er dabei auf eine ganz andere Erklärung hin, mit welcher auch der befreundende Name einer sella stercoraria, freilich nicht ohne allen Zwang zu vereinigen ist. Wie Mabillon, der berühmte Benedictiner bemerkt, so erblickte er im Jahre 1685 in einer Kammer an der lateranischen Kirche neben andern Geräthschaften auch drei Stühle. Der erste, von weißem Marmor, hatte sonst in dem Vorhofe jener Kirche gestanden, der neue Papst nahm von demselben Besitz, indem er unter ihrem Hauptbogen am Fuße des daselbst befindlichen Thrones allen Cardinälen und Bischöfen die Freiheit des Kusses verstattete, dann setzte man ihn auf den erwähnten Stuhl, und sang bei Verrichtung dieser Ceremonie den Vers des Psalms ab: Suscitat de pulvere egenum et de stercore erigit pauperem. Weil der Inhalt des besagten Verses den Papst kurz vor seiner Erhebung zur demüthigen Selbsterkenntniß bewegen sollte, wurde jener Stuhl sella stercoraria genannt. Hierauf führte man den Papst in die

Capelle des heiligen Sylvester, bei dem Lateranpalast, wo die beiden andern purpurfarbigen Stühle standen. Auf dem einen empfing er, rechts gewandt, die Schlüssel der dortigen Kirche, auf dem andern zur Linken gab er sie zurück. Der Ursprung dieser Gebräuche geht nach Mabillons Meinung nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaus; sie erhielten sich bis in den Anfang des sechzehnten, dann aber beseitigte man sie, und zwar, wie verlauten will, aus Scham wegen der so übel berüchtigten Johanna, durch welche sie, so glaubte man voreilig, für immer entweiht worden waren. Die Oeffnung jenes räthselhaften Stuhles, welche die wunderlichste Parallele veranlaßt hat, mochte ursprünglich mit dem Zweck zusammenhängen, für welchen er in den römischen Bädern bestimmt war.

Unter den historischen Zeugen würde Anastasius Bibliothekarius in jeder Hinsicht den ersten Platz einnehmen, und die Zustimmung gewissermaßen erzwingen, theils als Zeitgenosse, theils wegen seiner sattsam bekannten Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, wäre nur die Aussage, die sich bei ihm über die vermeinte Päpstin Johanna vorfindet, unbezweifelt ächt, hätte es nur nicht gar zu sehr das Ansehn, als sey sie das Einschiebsel einer fremden Hand aus einer weit spätern Zeit. Einige Handschriften enthalten dieselbe, in andern fehlt sie dagegen. Diese Abweichungen sind verdächtig, und werden es noch mehr, wenn man auf den Vortrag und Zusammenhang achtet, in welchem jene Nachricht bei Anastasius vorkommt, wenn man sie auch nur für einen Augenblick gelten lassen will. Nimmermehr konnte

er sich über die angebliche Päpstin Johanna, wenn er von ihr wußte oder an ihr Daseyn glaubte, darüber mit den Worten ausdrücken: „Es wird gesagt, daß auf Leo ein Weib gefolgt sey." So redet wohl derjenige, der als Spätling ein dunkles, unsicheres Gerücht in seine Erzählung aufnimmt, aber nicht der Zeitgenosse, der eine merkwürdige Begebenheit mit erlebt hat und dem an der Wahrheit derselben so viel gelegen war als dem Anastasius; darum erkennt auch der scharfsinnige und skeptische Bayle dem vorgebrachten Gegengrunde unbedenklich das Gewicht einer Demonstration zu. Noch mehr: Anastasius meldet, daß die Römer nach dem Tode des Leo, im Jahr 855 Benedict III. auf den päpstlichen Stuhl gesetzt, und dessen Erhebung den beiden Kaisern Lothar und Ludwig angezeigt haben. Wie paßt nun zu dieser seiner ausgemachten Angabe das Datum, in Folge dessen Johanna zwischen Leo und Benedict III. das Pontificat über zwei Jahre verwaltet haben soll? Die Ausflüchte, hinter welche man sich hat verstecken wollen, um jenen greiflichen Anstoß wegzuräumen, sind zu unerheblich, als daß sie hier angeführt werden dürften. Mit Anastasius fällt aber zugleich die Hauptstütze der ganzen Nachricht dahin, denn seit der Mitte des neunten Jahrhunderts und im Verlaufe des zehnten stoßen wir über die Päpstin Johanna von keiner Seite auf eine sichere Spur; erst im eilften gedenkt derselben flüchtig genug Marianus Skotus, in seiner Chronik *). Ein schottischer

*) Chronic. Libr. III. pag. 639. ap. Vistor. Tom I. Scriptt. Rerum Germanic.

oder irländischer Mönch wie er war, und aus einer Zeit, die mehr als 200 Jahr hinter dem angeblichen Ereigniß zurückliegt, ist ein schwacher Bürge; obenein läßt sich auch noch darüber streiten, ob die bezügliche Stelle ihm wirklich gehört und nicht vielmehr durch die unberufene Geschäftigkeit eines Abschreibers eingedrungen ist. Die Unzuverlässigkeit der Zeugnisse wächst natürlich mit der Entfernung, die zwischen ihnen und der besagten Thatsache liegt. Daher ist auf die Aussage Siegberts von Gembloners wenig und noch weniger auf die des Otto von Freisingen zu geben; da jener erst im Anfange des zwölften Jahrhunderts, und dieser um dessen Mitte von Johannen wie von einem gewesenen Papste redet. Eben so verhält es sich mit der Art und Weise, in welcher der auch sonst fabelhafte Chronikenschreiber Gottfried von Viterbo *) um das Jahr 1191 Johannen abgefertigt hat. Beim Ablaufe des dreizehnten Jahrhunderts brach der schlesische Dominikaner und Beichtvater am päpstlichen Hofe, Martinus Polonus durch seine Erzählung der Päpstin Johanna endlich offen die Bahn; nicht als ob er im Tone vollkommner Gewißheit davon geschrieben hätte; er deckt sich vielmehr vorsichtig mit den zweifelhaften Wendungen; *man sagt, wie erzählt wird, es verlautet*; da ihm aber gar bald, gestützt auf sein Ansehn, ein Schwarm von Nachbetern folgte, so kam seine Darstellung

---

*) Vergl. was Stenzel in seiner Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern (2ter Band) in der trefflichen Abhandlung (Seite 1 — 112) über diesen Schriftsteller sagt.

von nun an immer mehr in Umlauf und erschlich sich durch die fortgehende Uebereinstimmung eine Art von Authenticität. Man hat übrigens die Stelle, worin Martinus Polonus sich über Johannen ausläßt, ohne statthafte Gründe für untergeschoben erklären wollen; ihre Aechtheit ist nicht dem mindesten Zweifel ausgesetzt, wie besonders aus der Beziehung hervorgeht, in welcher sich der Dominikaner Ptolemäus de Lucca, der bald nach Martinus Polonus lebte, auf dessen Angabe beruft. — Blondel führt von Marianus Scotus bis zum Jahr 1610 gegen 66 Schriftsteller an, welche die Erzählung von der Päpstin Johanna wiederholen. Sponheim, in Verbindung mit seinem Uebersetzer Lenfant, vom Jahre 1261 bis zum Jahre 1600 gegen 150, die aber alle zusammen für die Sichtung der Kritik nur Spreu sind. Es giebt unter den gläubigen Nachsprechern sehr berühmte Männer, wie z. B. im vierzehnten Jahrhunderte Occam, Petrarca, Boccaccio. Sogar Bildsäulen sind Johannen, im Sinne von Warnungstafeln errichtet worden. Eine solche wollte z. B. in Rom selbst Dietrich von Niem erblickt haben, päpstlicher Secretair im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts; sie wurde, wie es heißt, am Ende des sechzehnten Jahrhunderts auf päpstlichen Befehl vernichtet. Gewiß ist es, daß eine Bildsäule der Johanna in Siena stand; man wandelte sie auf Betrieb Clemens VIII. in den Papst Zacharias um; die Metamorphose ist beinahe eben so lächerlich als der Gegenstand, an welchem sie vorgenommen wurde. Alexander VII. ließ die Schandsäule endlich ganz

wegschaffen, und zeigte darin einen bessern Takt als Clemens VIII.

Um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts äußerte zuerst der geistreiche Aeneas Sylvius laute Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit der gangbaren Erzählung; der baiersche Geschichtsschreiber Aventinus ging um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch weiter; er sah in der letztern nichts weiter als eine reine Fabel. Leo Allatius schritt in dieser Richtung auf dem Wege der Untersuchung glücklich fort, und legte das Ergebniß seiner Prüfung (im J. 1630) in einer eignen Schrift nieder. Alle Versuche dieser Art hat Blondel, obwohl ein Glaubensgenosse reformirter Confession, durch Gediegenheit und Unbestechlichkeit des Urtheils verdunkelt *); er ist für die spätere Zeit eine Leuchte geworden, von der mehrere Schriftsteller sich Strahlen geborgt haben. Die entgegengesetzte Meinung vertheidigte mit einem Aufwande großer Gelehrsamkeit, wenn auch nicht mit besonderm Scharfsinn, der jüngere Friedrich Spanheim **), aus dem ebenfalls nicht Wenige später-

*) Seine erste Schrift führt den Titel: Familier éclaircissement de la question, si une femme a été assise au siège papal de Rome, entre Leon IV. et Bénoit III. Amsterdam 1647. Die zweite, weiter ausgeführte, die erst nach seinem Tode erschien: Joanna Papissa, sive famosae quaestionis: an femina ulla inter Leonem IV. et Benedictum III. Rom. Pontif. media sederit, ἀνάκρισις. Amstel. 1657. 8.

**) Disquisitio historica de Papa femina inter Leonem IV. et Benedictum III. Lugd. Batav. 1691. 8. et in Opp. Tom. II. p. 577.

hin geschöpft haben. Minder wichtige Schriftsteller übergehn wir billig; ihnen ist auf keine Weise Bayle beizugesellen, der auf der Seite Blondels steht.

Man hat sich in mannichfaltigen Vermuthungen über die Entstehungsweise dieser berühmten Fabel erschöpft. Sie greifen um so mehr fehl, je sichtbarer sie einen bestimmten geschichtlichen Haltpunkt suchen. Die Katholiken thun sehr Unrecht, wenn sie die Protestanten als Urheber jener Fabel schelten: sie haben vielmehr Ursache dafür dankbar zu seyn, daß durch deren eifrige Bemühungen der Ungrund der lange geglaubten Sage nachgewiesen worden ist. Wir pflichten denjenigen bei, die in der mitgetheilten Erzählung eine spottende Allegorie auf jene tief gesunkenen Päpste erkennen, die im neunten Jahrhundert von Weibern erhoben und beherrscht wurden. Der Name Johannens ist in dieser Hinsicht nicht zufällig gewählt; er scheint auf Johann den Neunten anzuspielen, der als Liebhaber der berüchtigten Theodora in so bösem Ruf steht. Der Unterschied der Zeit thut nichts zur Sache, er verbreitet vielmehr Licht über den Ursprung jener Allegorie. Dahin geht im Wesentlichen auch die Meinung des schon angeführten Aventinus, die sich neben allen übrigen bis jetzt noch als die haltbarste erwiesen hat *).

Benedict III. (855-858) Nach dem Tode Leos IV. wählten die Römer in der besten Eintracht zu dessen Nachfolger

*) Eine ausführliche Abhandlung über die Päpstin Johanna liefert Schröckh, Kirchengesch. 22 Theil, Seite 75—111.

einen ihrer Landsleute und Priester an der Kirche des heiligen Callistus, der in der Reihe der Päpste Benedict III. heißt. Die Nachricht von seiner Erhebung überraschte ihn unter Uebungen kirchlicher Frömmigkeit; vergebens flehte er, bis zu Thränen bewegt, ihn mit einer Würde zu verschonen, zu der er sich untüchtig fühle; er mußte dem öffentlichen Andrange nachgeben, wurde unter den lebhaftesten Freudensbezeugungen in die Laterankirche geführt und daselbst auf den päpstlichen Thron gesetzt.

Die Abgeordneten der Römer, welche den Kaisern Lothar und Ludwig das unterzeichnete Wahldecret zur Bestätigung vorlegen sollten; ließen sich unterwegs von Arsenius, dem Bischofe zu Gubbio (Engubium) trotz ihrer übernommenen Sendung dahin vermögen, bei ihrer Rückkehr nach Rom dem von Leo IV. abgesetzten Cardinalpriester Anastasius, so weit es von ihren Anstrengungen abhing, die Tiare zuzuwenden. Es scheint, daß die lange Abwesenheit des Anastasius von seinem Kirchsprengel schon früher wenigstens zum Theil, ihren Grund in geheimen Wünschen hatte, die jetzt offener hervorbrachen. Man erfährt und begreift nicht, durch welche Mittel es einzelnen Bischöfen und militairischen Befehlshabern gelingen konnte, die kaiserlichen Gesandten, als sie auf ihrer Reise Horta erreicht hatten, für Anastasius zu stimmen, da denselben höchst wahrscheinlich ganz andere Maßregeln des Verhaltens vorgeschrieben waren. Benedict, den diese Wendung der Dinge nicht wenig beunruhigte, suchte den Schlag durch eine Botschaft an die kaiserlichen Gesandten abzuwenden. Die Sache des Anastasius

hatte aber bei diesen bereits zu tiefen Eingang gefunden; auf sein Anstiften oder doch ganz in seinem Sinn, ließen sich die Wortführer des Papstes, zwei Bischöfe, binden und verhaften. Auf ihre gebieterische Vorladung, zu der sie den kaiserlichen Namen misbrauchten, sollte der Clerus, der Senat und die Bürgerschaft Roms ihnen nächsten Tags jenseits Ponte Molle entgegen kommen. Man gehorchte der ungebürlichen Zumuthung, begleitet von den Römern, nahten sie sich der Peterskirche, wo ihr Schützling Anastasius aus Rache gegen das Andenken des Papstes Leo sich mehrere Gewaltthätigkeiten erlaubte. Von hier aus zog er nach dem lateranischen Palast, bestieg daselbst mit aller Keckheit eines Usurpators den päpstlichen Thron, ließ Benedict alle Zeichen seiner Würde abreißen, ihn sogar körperlich mishandeln und gefangen nehmen.

Diese Frevel empörten alle Bessergesinnten und vereinigten sie zum kräftigsten Widerstande. Man wandte sich in heißen Gebeten an die Hülfe des Himmels; die Bischöfe gingen darin mit ihrem erhebenden Beispiele voran. Alle Drohungen und Verheißungen, durch welche die kaiserlichen Gesandten den höhern Klerus zur Einsegnung des Anastasius bestimmen wollten, waren fruchtlos; endlich gaben sie Anastasius auf und ergriffen die Partei Benedicts, der jetzt seine Freiheit zurückerhielt und unter den gewöhnlichen Formen und Feierlichkeiten in der Peterskirche ordinirt wurde. So lautet die ziemlich verworrene Erzählung des Anastasius, der auch hier, wie so oft, bloß bei den äußern Thatsachen stehn bleibt,

ohne das Getriebe der kämpfenden Interessen näher aufzudecken.

Unter Benedict kam Ethelwolf, der König von Westsachsen mit seinem Sohne Alfred in Rom an. Der Letztere war, wenn keine chronologische Verwechselung Statt findet, schon einmal in Rom gewesen, wie dies gehörigen Orts erzählt worden ist. Der andächtige Ethelwolf hatte die weite Reise zum Heile seiner Seele unternommen. Man will wissen, daß er mit seinem Sohne ein ganzes Jahr in Rom verweilt, daselbst ansehnliche Geschenke ausgetheilt, die niedergebrannte englische Schule wieder aufgebaut, und sich zu einer regelmäßigen Abgabe von 300 Mankusen (etwa 220 Thaler) verpflichtet habe, davon ein Drittel dem Papst zufiel und das Uebrige zur Unterhaltung der Lampen in der Peters- und Paulskirche verwendet werden sollte.

Der griechische Kaiser Michael hatte dem Papst im Jahre 856 zu seiner Erhebung durch den Mönch Lazarus, einem geschickten Maler, Glück wünschen lassen; es ist wahrscheinlich derselbe, dessen auch in der Bilderstreitigkeit unter der Regierung des Theophilus gedacht wurde. Lazarus brachte zugleich verschiedene kostbare Geschenke, die, wie es scheint, den Wunsch des Kaisers ziemlich augenfällig verriethen, mit der römischen Kirche ein freundschaftliches Verhältniß zu unterhalten.

Nach einer Regierung von zwei Jahren, sechs Monaten und zehn Tagen starb Benedict am 8. April 858, um einem der merkwürdigsten Päpste Nicolaus I. Platz zu machen. In den Conciliensammlungen findet sich ein Schreiben von ihm.

Er hat zwar nichts Denkwürdiges gethan, sein Andenken aber auch auf keine Weise befleckt.

Hier dürfte der geeignetste Ort seyn, um der Decrete des falschen Isidor zu gedenken; denn jetzt sprach schon Benedicts Nachfolger, Nicolaus I. öffentlich mit großer, überlegter Feinheit zu ihren Gunsten. Eine in ihrer Art einzige Erscheinung, gegen welche die falsche Schenkungsurkunde Constantins kaum von fern in Anschlag kommt, nicht sowohl ihrer Folgen als der besondern Umstände wegen, von denen sie begleitet war. Seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts diente die Canonensammlung des römischen Abts Dionysius in den meisten abendländischen Kirchen als Hauptgrundlage des gangbaren Kirchenrechts; vor ihrer Wichtigkeit verschwanden theils andere ähnliche Arbeiten, theils flossen sie mit derselben zusammen und trugen das Ansehen, das sie bis dahin in ihrer selbständigen Gestalt genossen hatten, auf die neue Zusammenstellung über, von der sie jetzt einen Theil ausmachten. Der Codex des Dionysius erhielt vorzüglich in den gallischen Kirchen eine Art von Alleinherrschaft, in den spanischen gewann hingegen während der letztern Hälfte des sechsten und der ersten des siebenten Jahrhunderts eine Canonensammlung die Oberhand, welche späterhin mit dem Namen der Isidorschen sehr unbestimmt bezeichnet wurde. Es ist gar sehr zu bezweifeln, ob der heilige Isidor von Sevilla, ein für die damalige Zeit kenntnißreicher, und auch als Dogmatiker hochgeschätzter Schriftsteller, der 636 starb, und nach dem die angegebene Sammlung heißt, irgend Theil an ihrer ursprünglichen Verbindung gehabt hat, mag er auch Nachträge

dazu geliefert haben; sie war vor ihm bereits im Umlaufe und vielleicht schon vor der Dionysischen von einem spanischen Sammler aus verschiedenen Quellen nach und nach zusammengetragen worden. Dafür spricht eine und die andere Abweichung zwischen ihr und der Dionysischen, theils im Betreff der Uebersetzung, theils der Anordnung. Darauf deutet ferner der in dem zweiten Theil der Sammlung wörtlich aufgenommene Inhalt mehrerer Dionysischen Decrete, denen jedoch auch mehrere urkundliche Schreiben spätern Ursprungs beigefügt sind, wie denn im ersten Theile auch verschiedene neuere spanische Synodalverordnungen vorkommen, so daß die allmälige Entstehungsweise des ganzen Werks keinem Zweifel unterliegt. Diese Sammlung war zunächst für die spanischen Kirchen berechnet und genoß hier ein besonderes Ansehn, weil sie nicht nur an spanischen Synodal-Canonen reicher, sondern überhaupt vollständiger war; aus dem letztern Grunde erhielt sie bald auch außerhalb Spaniens eine vorzügliche Bedeutsamkeit, so z. B. schon während des achten Jahrhunderts in dem benachbarten Gallien; der Ruhm Isidors, dem man sie ganz oder doch größtentheils zuschrieb, mag zu ihrer günstigen Aufnahme nicht wenig beigetragen haben. Seit dieser Zeit gehen die spanischen Abschriften von den gallischen in mehrern Punkten ab, und auch darin findet die Vorstellung von ihrem allmäligen und verschiedenartigem Ursprung einen neuen Beleg.

In der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts kam nun, wie durch urplötzliche Zauberei, eine Sammlung von Canonen und Decreten un-

ter dem Namen des heiligen Isidor zum Vorschein, die mit jener ihm noch im achten Jahrhundert beigelegten auf keine Weise zusammenstimmte und dennoch troß der handgreiflichsten Spuren ihrer Unächtheit und der dagegen hier und da erhobenen Zweifel nach dem Verlaufe von mehrern Jahrzehnten bis zur gesetzlichen Beglaubigung durchdrang. Wie man selbe noch im neunten Jahrhunderte mit der Isidorschen verwechseln konnte, von welcher sich gewiß noch mehrere Exemplare vorfanden, ist bei allem damaligen Mangel an Kritik ein schwer zu erklärendes Räthsel.

Die untergeschobenen Urkunden, die mit 60 Briefen der ältesten römischen Bischöfe von Clemens bis Melchiades anfangen, und also über die ersten drei Jahrhunderte hinausgehn, verrathen ihre Unächtheit selbst dem flüchtigsten Blick *). Den echten, schon von Dionys und zur Zeit Isidors gesammelten Decreten, welche spätere Ereignisse betreffen, sind andre, etwa halb so viele beigemischt, denen es an jeder authentischen Bürgschaft fehlt, und deren Erdichtung auf der Stelle einleuchtet, sobald man sie etwas schärfer ansieht.

Der schamlose Lügenschmied hat den römischen Bischöfen aus dem ersten und zweiten Jahr-

*) Schon die magdeburgischen Centuriatoren entdeckten an ihnen die Merkmale der gröbsten Verfälschung. Als der Jesuit Torrianus tolldreist genug war, ihre Aechtheit vertheidigen zu wollen, deckte David Blondel den Trug des liederlichen Flickwerks mit unwiderleglichen Gründen auf in seiner Schrift: Pseudo-Isidorus et Torrianus vapulans. Genevae. 1628. 4.

hundert Ausdrücke untergelegt, die erst im sechsten kirchliche Geltung erhielten; er entblödet sich nicht, mehrere biblische Stellen nach der weit spätern Uebersetzung des Hieronymus anzuführen; ja er setzt sogar schriftliche Belege aus dem siebenten Jahrhundert mit frecher Stirn auf ihre Rechnung. So schreiben auch alle römische Bischöfe aus den ersten drei Jahrhunderten in dieser zusammengestoppelten Sudelei einen und denselben Styl, ohne irgend eine Farbe von Individualität; auch das barbarische Latein verräth einen und denselben Guß und strotzt besonders von rohen Germanismen. Die historischen Irrthümer drängen sich haufenweise hervor und zwar mit der lächerlichsten Naivetät. Schon eine Handvoll unächter Stücke hätte für die Absicht des Betrügers ausgereicht, wenn er sich auf vernünftige Oekonomie verstand, er treibt dagegen ganz ohne Noth die sinnloseste Verschwendung mit seinen plumpen Erfindungen. Daß er seinen Zeitgenossen ein so nichtswürdiges Brutto als reine Waare anbieten durfte, reicht uns für den damaligen Zustand der kirchlich-wissenschaftlichen Bildung den traurigsten Maßstab dar. Häufig wird Pseudo-Isidor auch Isidorus Mercator genannt; der Zusatz soll durch die Unwissenheit eines Abschreibers aus peccator (Sünder) entstanden seyn; so pflegten sich nämlich manche Bischöfe mit einer etwas erkünstelten Demuth öffentlich zu bezeichnen *).

Die Abfassung der in Rede stehenden falschen Dekretalen kann nicht weiter als bis auf das Jahr

*) Schröckhs Kirchengesch. 22r Theil. Seite 31.

829 zurückgehn, da einige erdichtete Urkunden wörtliche Stellen aus den Verhandlungen der pariser Synode enthalten, die in das angegebene Jahr hinein fallen. Der Erzbischof Riculf von Mainz läßt sich weder als Urheber noch als Mitgehilfe der untergeschobenen Sammlung ansehn, wiewohl zuweilen geschehn ist, weil er schon im Jahr 814 starb, vorausgesetzt, daß der literarische Betrug nicht allmälig durch mehrere Hände zu Tage gefördert wurde. Im Jahre 857 wurden die falschen Decretalen bereits namentlich in einem Schreiben Karls des Kahlen an die zu Chiersy versammelte Geistlichkeit erwähnt; sie müssen folglich zwischen 830 und 857 aus ihrer gebrechlichen Schale herausgekrochen und auch schon einigermaßen verbreitet worden seyn. Nach Gründen der historischen Wahrscheinlichkeitsrechnung *), mit der man sich aus Mangel an vollkommener Gewißheit begnügen muß, darf man annehmen, daß sie zuerst in Westfranken und zwar in der mainzischen Diöcese ans Licht getreten sind. Man pflegt Benedict, einen Diaconus jenes Kirchengebiets, für den Verfasser derselben zu halten. Es giebt nämlich unter dem erlogenen zusammengeschaufelten Gute auch einige Urkunden, in deren Besitz nur ein mainzer Geistlicher kommen konnte; auch einige Nebenumstände, welche die Entdeckung des angeblichen Fundes beschönigen sollen, führen nicht undeutlich auf die

*) Außer Blondel haben sich auch die Ballerini entschieden für diese Meinung erklärt. Vergl. Plancks Gesch. d. chr. kirchl. Gesellsch. 2r Bd. Seite 800 — 828.

mainzer Gegend als das Vaterland der unheimlichen Werkstätte. Die besagte Sammlung — dieß wurde nebenbei zur Empfehlung ihrer Glaubwürdigkeit gesagt — habe schon lange im Mönchsarchive gelegen, sie sey durch einen Erzbischof Rikuhl von Mainz aus Spanien dahin gebracht worden, wie Pseudo-Isidor in der Vorrede zu seiner Sammlung geradezu behauptete. Auch Hinkmar von Rheims leistete dieser Meinung Vorschub, verführt durch eine verdächtige Quelle. Hincmari (Archiepis. Rhen.) Opuscul. Cap. 24. De libro collectarum epistolarum, quem de Hispania allatum Riculfus Episcopus Moguntinus in hujusmodi sicut et in capitulis regiis studiosus, obtinuit et istas regiones ex illo repleri fecit. Die häufigen Unruhen und Kriege zwischen der Nachkommenschaft Karls des Großen und die vielfachen Rangstreitigkeiten, die darüber auch zwischen der hohen Geistlichkeit ausbrachen, begünstigten das stille Emporkommen der falschen Decretalen nicht wenig, indem die allgemeine fortdauernde Gährung die Aufmerksamkeit von einer nähern kritischen Prüfung ablenkte und die verworrenen Staatsverhältnisse auch den Zerwürfnissen der Kirche durch die neue aus der Luft gegriffene canonische Gesetzgebung mächtigen Vorschub leisteten.

Der ebenerwähnte Diaconus Benedict bediente sich zuerst um das Jahr 845 der Gelegenheit, in drei neuen Büchern der Capitularien, womit er die Arsegisische *) Sammlung vermehrte, Ver-

---

*) Der Abt Arsegisus veranstaltete im Jahre 827 eine Sammlung der Capitularien Karls des Gro-

schiedenes aus den falschen Decretalen aufzunehmen oder vielmehr einzuschwärzen. Da er sonach die falsche Münze zuerst ins Publikum zu bringen suchte, so will man daraus nicht ohne guten Fug folgern, er dürfte sie auch wohl eigenhändig geschlagen haben. Diesen Verdacht, so scheinbar er auch ist, begründet aber noch immer keine vollständige Gewißheit. Was Benedict aus den letztern in die von ihm besorgten Capitularien aufnahm, findet sich auch in den vielbesprochenen Capitulis Ingelramni *), die ebenfalls eine untergeschobene Arbeit sind, und über welche man bisher vergeblich nach befriedigenden Aufschlüssen geforscht hat. Da Benedict seine Decretalen zum Theil aus dieser unreinen Quelle schöpfte, so darf man ihn deswegen noch nicht geradezu für einen Betrüger schelten; er konnte wenigstens zum Theil auch ein Betrogener seyn. Der Verfälschungsdrang, dem die Zeitumstände eine eben so man=

ßen und Ludwigs des Frommen; sie ist in vier Bücher abgetheilt. Vergl. Eichhorn's deutsche Staats = und Rechtsgeschichte. 1. Band. Seite 332—334.

*) Die Brüder Ballerini halten den Verfasser der falschen Decretalen und der Capitula Ingelramni für eine und dieselbe Person. Eichhorn bemerkt in seinem mehrmals angeführten Werke (Band I. S. 342) gegen Planck, es stehe noch dahin, ob Benedict den Hauptinhalt der falschen Decretalen aus den Capitalis Ingelramni geschöpt habe; die Uebereinstimmung lasse sich vielleicht aus einer von beiden gemeinschaftlich gebrauchten Quelle erklären. Spittler rieth auf Hinkmar von Laon als den Verfasser der Capitula Ingelramni, auch wären sie jünger als Pseudo=Isidor.

nigfaltige als verführerische Nahrung boten, mochte sich damals von mehrern Seiten regen; der einzeine Schriftsteller, der auf gut Glück das Unkraut als Fruchtkorn sammelte, kann unter dieser Voraussetzung nicht füglich ausschließend als Schuldiger betrachtet werden. Daß noch manche Unwahrscheinlichkeiten auch bei der gewöhnlichen Annahme übrig bleiben, räumen selbst diejenigen Kirchenhistoriker ein, welche der ausgesprochenen Vermuthung am geneigtesten sind. Das Urtheil über Benedict würde gelinder ausfallen müssen, wie Planck meint, wenn wir über die Capitula Ingelramni mehr im Reinen wären. Konnte aber nicht — wenn eine freie Vermuthung erlaubt ist — Benedict auch die letzten erwähnten Capitula abgefaßt haben, um den Betrug desto leichter unter die scheinbare Duplicität der Personen zu verstekken? Man darf übrigens hierbei wohl an Spittlers Werk erinnern (Gesch. des canon. Rechts, Seite 2539: „Die Zulässigkeit frommer Betrügereien war in Theorie und Praxis so ausgemacht, daß man nur um das Verrathenwerden besorgt war: und was denn eigentlich fromme oder unfromme Betrügerei sey, wurde durch den ganzen Ton der Zeiten so bestimmt, daß es bloß davon abhing, ob es der Kirche, und das war zunächst immer die höhere Geistlichkeit, vortheilhaft sey oder nicht."

Nach dem ersten Eindrucke zu urtheilen, hat es das Ansehn, als sey die ganze Sendung und namentlich der Inbegriff der erdichteten Aktenstücke auf das Interesse der römischen Bischöfe beschränkt worden; denn die außerordentliche Prärogative derselben wird darin mit den stärksten und gewag-

testen Ausdrücken hervorgehoben. So heißt z. B. der Papst, wo sich nur irgend Gelegenheit dazu darbietet, der Bischof der allgemeinen Kirche, gegen den sich die übrigen nur wie untergeordnete Stellvertreter verhalten, als wäre er genau betrachtet nur der einzige; so soll ihm ferner das ausschließende Richteramt über alle Bischöfe zustehn, wohin denn auch die angebliche Entscheidung aller größern und verwickeltern Kirchenangelegenheiten gehört, nicht weniger das unbedingte Recht, über die verschiedensten Gegenstände Appellationen anzunehmen und darauf Bescheid zu ertheilen und die Bischöfe zu versetzen; er wird ferner als die eigentliche Angel der Concilien bezeichnet, ohne dessen Berufung, Veranstaltung und Bestätigung keins eine wahrhaft gültige Kraft habe.

Es hat deshalb lange die Meinung vorgeherrscht, die falschen Decretalen seyen in Rom selbst geschmiedet, indem man sich bei dieser Annahme auf den Schluß stützte, daß sie zuverlässig ihre Entstehung dem Einfluß der Macht zu verdanken hätten, der damit am meisten gedient war. Diese Ansicht hat durch Spittler einen starken Stoß erlitten; hören wir denn seine allerdings feinen Bemerkungen *).

Alle jene ausschweifenden Erhebungen des römischen Bischofs, jene kühnen Mishandlungen aller damals gültigen Kirchenrechte, Herabsetzung der Metropoliten-Jurisdiction und gänzliche Entkräftung der Auctorität der Provinzial-Synode können doch von keinem deutschen Geistlichen aus bloßer ganz besonderer Vorliebe zu dem ersten

*) Geschichte des canonischen Rechts. Seite 260.

Bischof Italiens unternommen worden seyen; sondern es muß seine gute Ursache gehabt haben, warum es dem Manne lieber war, wenn die Metropoliten und die Provinzialsynode, unter deren Gerichtsbarkeit er eigentlich gehörte, nichts mehr galt, und dagegen alle Sachen von größerer Wichtigkeit durch den entferntern römischen Bischof entschieden wurden. Er schrieb nun, um sich die Annahme seines neuen Gesetzbuches in Rom desto mehr zu erleichtern und seine Absicht desto leichter zu verbergen, dem römischen Stuhle manche Rechte zu, die nicht gerade für seine Absichten nothwendig waren, doch zeigt sich das immer als ein Hauptzweck gegen alle Bestrafungen des Metropoliten und der Provinzialsynode, sich in Rom eine Freistatt zu verschaffen; denn darauf deuten die Worte seiner eigenen Vorrede, und davon handeln die meisten apokryphischen Stücke, wenigstens diejenigen, welche der Betrüger wahrscheinlich selbst verfertigt und nicht aus andern zusammengesetzt hat.

Schröckh bemerkt dagegen nicht ohne Grund, daß die aufgestellte Ansicht sich eben so gut auch umkehren lasse, oder daß man mit derselben Befugniß sagen könne, die sichtbare Beschränkung der Metropoliten sey nicht an und für sich der letzte Zweck des Pseudo-Isidor gewesen, sondern habe ihm blos als untergeordnetes Mittel dienen sollen, die Erhöhung der päpstlichen Gewalt zu befördern. Auch scheint es, als seyen die Anstalten und Zurüstungen, die uns in den falschen Decretalen begegnen, viel zu sehr ins Große und Allgemeine angelegt, als daß man sie vorzugsweise auf eine specielle Nebenabsicht beziehen dürfe, deren

Wichtigkeit und Erreichung mit einem so außerordentlichen Aufwande von Mitteln keinesweges in einem natürlichen und angemessenen Verhältnisse steht. Ist man einmal überzeugt, daß es dem Pseudo-Isidor um eine durchgreifende Abänderung der kirchlichen Herrschaft zu thun war, so muß man sich auf der andern Seite auch hüten, ihm eine partielle Tendenz beizulegen; man läuft sonst Gefahr, den angeblichen Plan einer neuen Kirchenorganisation ins Kleinliche aufzulösen, wo nicht zu verzerren. Pseudo-Isidor ging ja auch nicht darauf aus, den Metropoliten ihre bisherigen Rechte zu entziehen; er wollte bloß die Ausübung derselben von der genauern Aufsicht eines höhern Obern abhängig machen, um dadurch ihrem möglichen Misbrauche vorzubeugen. — Freilich veränderte sich dadurch die Stellung der Metropoliten zu ihrem Nachtheile nicht wenig; der Papst konnte im Sinne der jetzt getroffenen Anordnungen stärker und freier in den eigenthümlichen Wirkungskreis der Metropoliten eingreifen; seine Mitwirkung erhielt durch die besondere Art und Weise, wie sie unter den festgesetzten Bedingungen eintrat und nothwendigerweise eintreten mußte, das Ansehn einer bestimmten Oberherrschaft. Hätten die Metropoliten es übrigens eben so klar eingesehn, wie es jetzt so viele Ausleger des Pseudo-Isidor mit der größten Sicherheit wissen wollen, daß die falschen Decretalen hauptsäch-

---

*) Wir schließen uns in diesem Punkte der Meinung Eichhorns an und verweisen deshalb auf sein schon mehrmals angeführtes Werk: Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 1. Bd. S. 400.

lich auf ihre Schwächung berechnet waren, so würden sie wahrscheinlich diese Ueberzeugung auch in Masse durch den offensten und nachdrücklichsten Widerstand an den Tag gelegt haben; einzelne vorübergehende Spuren ihres Widerstrebens lassen sich nicht als Gegenbeweis anführen; sie zeigten im Ganzen eine Schmiegsamkeit, die unter solchen Umständen sehr überrascht und zu der Vermuthung nöthigt, daß sie das fragliche Verhältniß in einem andern Lichte beobachteten, als die Mehrzahl der protestantischen Kirchenhistoriker, vielleicht aus einem Uebermaße von Scharfsinn, zu thun pflegt. Die Metropoliten waren so weit entfernt von einer eigentlichen Opposition gegen die Päpste, daß sie auch in den Tagen des Pseudo-Isidor und in der nächstfolgenden Zeit keine Anstrengung scheuten, um sich von Rom aus das Pallium zu verschaffen, wiewohl es jetzt nicht anders verabreicht wurde, als gegen einen von ihrer Seite vorhergegangenen eidlichen Unterwerfungsact; sie arbeiteten so den Päpsten selbst in die Hände und bekräftigten öffentlich durch die eifrigsten Werbungen die ihnen angewiesene Abhängigkeit. Ihre Fügsamkeit war zum Theil reiner Gehorsam, eingeübt durch den Subordinationsgeist der Kirche und verstärkt durch den Gedanken, daß die Einzelnen aus Rücksicht auf das Gesammtwohl ihres Standes und die Lage der Dinge, wie sie sich nun einmal im Laufe der Jahrhunderte herangebildet hatte, persönliche Aufopferungen nicht verweigern dürften; daneben blickten die Metropoliten wahrscheinlich auch mit eigennütziger Berechnung auf den Schutz hin, der ihnen, im Kampfe mit der weltlichen Macht, unter den Flügeln des

Papstthums sicherer zu seyn schien, als wenn sie lediglich auf sich selbst ruhten. Um ihr Verhalten gegen die Aussprüche des Pseudo-Isidor richtig zu würdigen, ist es endlich nothwendig, hier noch einmal im Vorübergehn an die Stufe der Macht zu erinnern, auf welcher sie standen, als die falschen Decretalen bekannt wurden. Dem Verfalle der Metropolitanverfassung war zwar durch Bonifacius und die Dazwischenkunft der fränkischen Herrscher in einem solchen Maße abgeholfen worden, daß die alte Ordnung im Wesentlichen wieder zurückkehrte; eine völlige Wiederherstellung der frühern Verhältnisse war aber doch nicht eingetreten und dasjenige, was daran fehlte, erklärt zur Genüge die Leichtigkeit, mit welcher sich die Metropoliten in das isidorische System hinein fanden. Die Bischöfe hatten sich nicht nur durch eine und die andre Maßregel gegen die Metropoliten in einen vortheilhaften Vertheidigungsstand gesetzt, sondern sie behaupteten auch in Beziehung auf den Staat mit jenen ungefähr gleiche Wirksamkeit, überboten sie wohl gar in manchen Fällen durch das Glück besonderer Verbindungen und Verdienste, seitdem die politische Bedeutsamkeit sich nicht mehr streng und lediglich nach der kirchlichen richtete. Unter solchen Umständen verloren daher die Metropoliten wenig oder nichts, wenn sich zu den bisherigen Beschränkungen ihrer Gewalt noch eine andere aus der Ferne gesellte; selbst ihren Stolz und Egoismus mochte die bedingte Unterwürfigkeit gegen den römischen Stuhl nicht halb soviel kosten, als die Nachgiebigkeit gegen die Bischöfe ihres eignen Sprengels. Wer auf eine gewisse Weise in der Mitte steht, findet

sich in der Regel lieber mit den Höhern ab, als mit den Niedern, die er unter sich erblickt, besonders wenn sie Lust und Kraft zeigen, gegen ihn in die Schranken zu treten. Endlich hatte auch noch das steigende Ansehn der Päpste, vorzüglich unter den Regierungen der Karolinger, die Metropoliten merklich auf die Seite geschoben; die letztern empfanden daher die durch Pseudo-Isidor angeregte Neuerung weniger lebhaft und bequemten sich ihr bereitwilliger an. Aus diesen Gründen dünkt uns Spittlers blendende Behauptung, so lauten Beifall sie auch gefunden hat, und noch immer erhält, nicht viel mehr als eine geistreiche Hypothese.

Worauf zielt nun aber das isidorsche Fabrikat ab, wenn wir nicht glauben wollen, daß seine eigentliche Absicht darin bestand, den Metropoliten entgegen zu arbeiten? Es wird hoffenlich vergönnt seyn, unsre Meinung in die Form einer bescheidenen Vermuthung einzukleiden. Wie es uns vorkommt, so wollte Pseudo-Isidor überhaupt die Bande der kirchlichen Monarchie, die schon damals nicht mehr so locker waren, als in früherer Zeit, noch straffer anziehn, und dadurch der gesammten Hierarchie einen stärkern Halt gegen die weltliche Macht geben. Von diesem Gesichtspunkte scheint auch die Geistlichkeit ausgegangen zu seyn, daher nahm sie das revolutionäre Beginnen des Pseudo-Isidor, wenn der Ausdruck nicht zu gewagt ist, so ruhig und stillschweigend hin; gewagt kann jener Ausdruck nämlich darum heißen, weil es noch zweifelhaft bleibt, ob die Priesterschaft die Fäden des Gewebes sogleich von allen Seiten richtig überschaute, und nicht Man-

ches aus Unkunde und Geistesträgheit als eine verjährte, nur etwas neumodisch aufgeputzte Gewohnheit ansah. Man darf hierbei nicht vergessen, daß die falschen Decretalen nur allmälig in Gang kamen und nirgends einen augenblicklichen Gesammteindruck hervorbrachten; daß selbst der Widerspruch, den Hinkmar unter Nicolaus I. dagegen einlegte, der kritischen Schärfe ermangelte, und sich darauf beschränkte, einzelne Dissonanzen auszustellen, die nach seiner Ansicht zwischen den alten und neuen Kirchensatzungen obwalteten. Die Geistlichkeit verdarb sich ferner durch eigne Schuld jeden nachdrücklichen Widerstand durch einseitigen Eigennutz, indem sie diejenigen Verordnungen des Pseudo-Isidor gelten ließ, die ihrem Interesse schmeichelten und folglich halb und halb gezwungen war, auch die übrigen, dem einzelnen Standesvortheile nicht so günstigen, in der Stille gut zu heißen, wollte sie anders sich gleichbleiben. Dies gilt namentlich von den Bischöfen in ihrer Berührung mit den Metropoliten. Da nun jede Körperschaft des Clerus in Pseudo-Isidor eine und die andere Lockspeise für sich fand, und ihr Zusammenhalten ihnen in der Richtung gegen den Staat die reizendsten Aussichten öffnete, so war ein entschiedenes Auflehnen gegen die befestigte Obmacht der Päpste an und für sich unmöglich. Das Recht einer gewissen Oberaufsicht war diesen schon seit längerer Zeit zugestanden, es hing eben so natürlich als nothwendig mit dem herrschenden Grundbegriff des römischen Primats zusammen; sollte der römische nicht ein leerer Name bleiben, was er zu keiner Zeit ganz war, so mußte er seinen Gehalt auch in der Praxis bewähren.

Mit der Erweiterung und Ausbildung der Kirche wuchs auch das Bedürfniß ihrer Einheit, und diese Einheit verlangte immer mehr einen sichtbaren Repräsentanten, d. h. den Papst, welcher durch seine Dazwischenkunft den gestörten Einklang wieder herstellte und für die Zukunft sicherte. Da er in den meisten Fällen, wo er durchgriff, streitige oder doch verwickelte Angelegenheiten zu schlichten hatte, weil seine Vermittelung für den gleichförmigen Fortbestand der Kirche überflüssig war, so konnte man seine Vollmacht nicht füglich einer strengen Prüfung unterziehn, ohne die Verwirrung, die er durch seinen Einfluß lösen sollte, ins Unendliche zu mehren. Die Geistlichkeit sah dies ein, und gesetzt, sie hatte es auch nicht vollkommen begriffen, so führte doch ihre größtentheils leidentliche Haltung in Beziehung zu dem Papst ungefähr auf dasselbe Ergebniß hin. So kann es denn nicht befremden, daß sie sich ohne sonderliches Widerstreben den Päpsten vollends in die Arme warf, und über deren Beschützer, den Pseudo-Isidor, keine weitaussehenden Händel erregte, höchstens hier und da mit Zeichen des vorübergehenden Staunens unwillig auffuhr.

Ueber die allmälige Verbreitung des falschen Isidor hat Planck schätzbare Winke mitgetheilt, die wir in dieser vielbesprochnen Sache unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. „Die falsche Sammlung" — so sagt er — „wurde vielleicht von ihrem Fabrikanten zuerst bei einem ehrlichen Bischof untergebracht, der auch gern einen Codicem Canonum haben wollte, aber sich weiter nicht genau um den Inhalt derselben kümmerte. Bei diesem blieb sie allem Anschein nach unbenutzt und

ungelesen, bis sie in die Hände eines neuen Besitzers kam, der etwas mehr wissen wollte, als der Bischof, die neue Sammlung mit einer alten verglich, und sich mächtig wunderte, daß er so manches darin anders und zugleich soviel mehr darin fand, als in der alten. Anstatt aber Verdacht daraus zu schöpfen, glaubte er einen seltenen Fund gethan zu haben, freute sich einen Schatz zu besitzen, den andere nicht hatten, und brachte ihn in seinem Cirkel, soviel er konnte, weiter herum. Nun wurden allmälig Abschriften von dem Codex genommen. Er kam in mehrere Hände. Man fing hin und wieder an, Gesetze und Canonen daraus anzuführen. Nach einem Jahrhundert brachte ihn das Unglück in die Hände eines neuen Besitzers, der auf den Einfall kam, eine neue Canonensammlung aus allen vorhandenen ältern zu verfertigen. Er excerpirte also auch diese, brachte dadurch ihre untergeschobene Waare unter ächte alte Waare hinein, machte eben dadurch das Wahrnehmen des Betrugs schwieriger, verschaffte jener mehr Autorität und setzte sie erst vollends in einen Umlauf, der ihre wachsende Wirksamkeit je länger je mehr sicherte."

Derselbe Schriftsteller setzt hinzu — und wir lassen ihn hier nicht ohne Grund selbst reden — „dies war vielleicht der einzige Weg, auf dem jene zunehmende Wirksamkeit erreicht werden konnte, aber dabei darf man auch noch behaupten, daß die neue Decretalensammlung für sich allein doch schwerlich eine Aenderung in der kirchlichen Verfassung hervorgebracht haben würde, wenn nicht noch andere Umstände dazu beigetragen hätten. Wenn es auch keinem Menschen in den Sinn

gekommen wäre, an der Aechtheit der Sammlung zu zweifeln, so würde man doch gewiß um deswillen, was der Betrüger seine alten Päpste sagen ließ, keinen Punkt in der alten kirchlichen Haushaltung aus seiner Stelle gerückt haben. Aber manches rückte sich allmälig von selbst, an manchem wurde noch durch andere Hände gerüttelt; und da half dann, wie die Geschichte der nächsten Periode beweist, die isidorische Sammlung bloß dazu, daß Alles mit weniger Aufsehn und mit weniger Widerstand in die neue Ordnung hineinkam, in welcher man es haben wollte."

Gewöhnlich werden die Folgen der falschen Decretalen sehr hoch angeschlagen*); nach einer und der andern Darstellung sind sie es hauptsächlich, die der gesammten Hierarchie einen andern Impuls gegeben, und die bisherige Kirchenordnung über den Haufen geworfen haben. Reihen wir an die so eben beigebrachten Bemerkungen, die eine so weit ausgedehnte Wirksamkeit des Pseudo-Isidor mit durchdachter Mäßigung zurückweisen, noch einige andere in gleichem Sinne an: sie mögen als bloße Fragen auftreten, damit sie um so weniger Anstoß erregen. Wie konnte Pseudo-Isidor überhaupt mit seiner Lehre durchdringen, wenn der Boden, den er auf seine eigne Hand bestellen wollte, nicht auch schon vor ihm zu einem ähnlichen Zweck bearbeitet worden war? Ist dies also nicht abzuleugnen, so darf man auch die Ver-

*) Auch Schröckh stimmt in den Chorus der meisten protestantischen Kirchenhistoriker ein (Th. 22, S. 29 u. 31.), noch stärker erklärt sich Spittler, S. 263.

änderungen, die mit und nach ihm in der kirchlichen Verfassung sichtbar geworden sind, nicht geradezu auf seine Rechnung setzen. Dazu nehme man den vorsichtigen Gebrauch, welchen die Päpste von den falschen Decretalen machten, die gemessene Langsamkeit, mit welcher sie ins Leben traten: sind diese Umstände wohl geeignet, um die Vorstellung von ihrer allwaltenden oder gar zerstörenden Kraft einen besondern Eingang zu verschaffen? Ist es glaublich, ja auch nur denkbar, daß der Buchstab, der bloße Buchstab, gleichsam durch einen Sprung oder Riß, in jener Zeit, die dem literarischen Treiben unserer Tage völlig fremd war, mehr Gewalt ausgeübt haben soll, als die Autorität eines allmälig befestigten Herkommens? Wenn die damalige Kirche sogar keine Ahnung von Kritik hatte, daß selbst Pseudo-Isidor mit seiner rohen Contrebande durchschleichen konnte, dürfen wir dann bei einer so auffallenden Gleichgültigkeit gegen alle tiefere Prüfung, von der andern Seite dessenungeachtet jene geistige Regsamkeit voraussetzen, die begierig auf den seltsamen Fund losstürzt um sich seiner so schnell als möglich zu bemächtigen? Und doch ist nur unter dieser Annahme der außerordentliche Umschwung zu erklären, den Pseudo-Isidor angeblich herbeigeführt haben soll. Es sey genug, Zweifel, die so nahe liegen, wenigstens flüchtig angedeutet zu haben.

Obwohl die Tendenz des Pseudo-Isidor nach ihren Hauptgegenständen schon gelegentlich berührt worden ist, so dürfte es die Einsicht in die Folgezeit erleichtern, wenn hier die wesentlichen Punkte, um welche sich die falschen Decretalen drehen für den Ueberblick zusammengestellt werden. Dem

Papst wurde 1. die gesetzgebende Gewalt in Kirchensachen so weit zugesprochen, als die Veranstaltung jeder Synode für ihre rechtmäßige Veranstaltung seiner Machtvollkommenheit bedurfte. Dem Papste sollte 2. die ausschließende Gerichtsbarkeit in solchen Kirchensachen zustehn, die zu den negotiis arduis et majoribus gehörten; in Folge dieses Grundsatzes hing besonders die Absetzung jedes Bischofs lediglich von der Dazwischenkunft der päpstlichen Autorität ab, so wie auch der Papst ohne alle Einschränkung Appellationen annehmen durfte. Dem Papste kommt 3. das Recht zu, Bischöfe zu consecriren, für den Fall, daß der Metropolit, welcher unter Mitwirkung der Bischöfe die Consecration zu vollziehen hat, selbe ohne hinreichenden Grund verweigert. Der Papst hat 4. die ausschließende Befugniß, neue Bisthümer zu stiften, und einen Bischof von einer Kirche an die andere zu versetzen. Der Papst ist 5. bevollmächtigt, den Erzbischöfen das Pallium zu ertheilen, mit welchem die Ausübung ihrer Metropolitenrechte verknüpft ist.

Schließlich mögen hier noch die einzelnen Stimmen angeführt stehen, die sich bis auf die magdeburgischen Centuriatoren herab von Zeit zu Zeit mehr oder weniger bestimmt gegen die falschen Decretalen erhoben haben. Die Bedenklichkeiten, welche Hinkmar von Rheims gegen die erste Anwendung der isidorischen Satzungen unter Nicolaus I. äußerte, werden in der Geschichte dieses Papstes näher zur Sprache kommen. In Hinkmars Fußtapfen trat, wenn auch leise genug, der Cardinal Deusdedit 1087 in seinem Schreiben an Victor III., Petrus Comestor wiederholte im zwölften Jahrhun-

dert die Zweifel des genannten Cardinals. Marsilius von Padua im vierzehnten, und Gobelinus Persona, ingl. Nicolaus von Custa im funfzehnten Jahrhundert, gaben ebenfalls zu verstehn, daß es um die isidorsche Sammlung ein misliches Ding sey. Noch stärker sprach Erasmus dagegen. Im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts unternahm es Giovanne Marchetti, die Aechtheit der isidorschen Sammlung zu vertheidigen, ein unglücklicher Versuch, zu dem ihm nur die Verzweiflung hinreißen konnte.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Philippi, Karl Ferdinand,

Geschichte des Papstthums

Bd.: Bdch. 7

Dresden (1829)

Z 43.171-24,7/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10791109-8